Fl. sing. 322 (1

75

BIBLIOTHEK
Sugenheim
M. e. 21

Reise

durch

Franken, Baiern, Oesterreich, Preußen und Sachsen

von

C. U. D. Freyherrn von Eggers
Oberprocureur der Herzogthümer Schleßwig und Holstein.
Ritter vom Dannebrog.

Erster Theil.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1810.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

73/5045

Vorrede.

Die günstige Aufnahme meiner vorhergehenden Reisebemerkungen, Aufmunterungen meiner Freunde, das außerordentlich glückliche Verhältniß meiner bürgerlichen Lage zu dem Schriftsteller — haben mich bestimmt, das gegenwärtige Werk herauszugeben. Ich wage es, mich der Hoffnung zu überlassen, das Publikum werde es gerne lesen; man werde diese und jene Bemerkung der näheren Aufmerksamkeit und Beherzigung nicht unwerth finden; werde in dem Ganzen auch dieser Schrift die Freimüthigkeit und die Wärme für das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft, ohne alle Nebenrücksichten, erkennen, welche mich allein bewegen zu schreiben, so lange ich mir von dieser Wirksamkeit noch irgend etwas Gutes versprechen darf.

Der Stoff dieses Werks — umständliche Tagebücher — ward während der Reise selbst, ungefähr zu der hier bemerkten Zeit zusammengetragen. Nur die letzte Redaction ist die Frucht der Muse, die mir hier auf dem Lande zur Pflege meiner Gesundheit während einiger Monathe vergönnet war. Freilich ist jetzt schon manches anders, als zu der, noch nicht weit entfernten, Zeit, wo ich meine Bemerkungen niederschrieb; allein ich trug billig Bedenken, irgend etwas zu ändern. Mich dünkt, es ist nicht weniger interessant, auch jetzt jenen schon vergangenen Zustand zu beschauen, in der Gesellschaft eines, wenigstens aufmerksamen und unbefangenen, Beobachters.

In dieser Rücksicht habe ich geglaubt, die vertraulichen Bemerkungen über die politischen Verhältnisse seit dem Lüneviller Frieden und bis zum Frühsommer 1806, nicht unterdrücken zu dürfen, die den Inhalt mehrerer Briefe ausmachen. Verschiedenes möchte einen historischen Werth haben; ich hatte Gelegenheit manche Umstände zu erfahren, die zu der Zeit gewiß nur wenigen bekannt waren, und es zum Theil noch jetzt sind. Auch schöpfte ich aus der Unterredung mit so manchen sehr unterrichteten Männern, aus eigener Beobachtung des Lokals und den handelnden Perso-

nen, Ansichten, die einiges beitragen mögen, die folgenden Begebenheiten richtiger zu beurtheilen. Das ist der nächste Zweck des Studiums der Zeitgeschichte für den Staatsmann, das oberste Prinzip des Unterrichts der Fürstensöhne; aus dem, was geschehen ist, abzunehmen, was seyn wird. Nur dann können die Kabinetter, die auch übrigens — wie Herr Campe sagt — aus den durchaus fähigsten Männern bestehen, die zweckmäßigsten Maasregeln ergreifen, wenn sie es in jener politischen Combination bis zur möglichsten Vollkommenheit gebracht haben. Freilich müssen sie auch ihrer Ueberzeugung einzig folgen; sich nicht durch der Leidenschaft Zauber in süße, aber verderbliche Träume wiegen lassen. Allein zu welcher Zeit stimmten auch Leidenschaft und Klugheit zusammen; wann erhaschte noch der Erwachende sein liebliches Traumgebilde?

Was ich über wichtige Gegenstände des Interesse der Staaten gesagt habe, in denen ich mich aufhielt, fließt natürlich nur aus der reinsten, weltbürgerlichen Absicht. Als ich schrieb, waren sie mir alle fremd; ich hatte von keiner Regierung weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten. Von dem Augenblick an, wo es entschieden war, daß ich gegen die Oesterreichische Monarchie eine gewisse

Verpflichtung haben würde, zeichnete ich mir nicht einmal zu meiner eigenen Belehrung etwas auf, das einer Kritik auch nur ähnlich sehen konnte. Was ich also lobe oder tadele, was ich als wünschenswerth vorstelle oder als nothwendig empfehle, bezieht sich einzig auf meine freie, völlig unbefangene Ansicht. Ich theile sie dem Publikum mit, mehr noch in Rücksicht auf das allgemeine, als auf die vorliegenden Fälle; weil ich überzeugt bin, wir können in der Staatswissenschaft nur durch Beyspiele lernen. Mögen unsere Kritiker eine Finanzwissenschaft nach rein-kritischen Grundsätzen, oder naturphilosophischen, oder wie sie sonst heißen, noch so hoch preisen; bei der Anwendung dürfte sich der Staat schwerlich wohl befinden.

Es sind jetzt zwanzig Jahre, daß ich über die wichtigsten Gegenstände der Staatsverwaltung geschrieben habe, und, wie es scheint, nicht ohne Beifall; aber — wenn ich zurückblicke — wie manche Staatsübel sind schon eingetroffen, die ich voraus sagte, als Folge fehlerhafter Maasregeln! Abermals bestätigt die Geschichte der letzteren Jahre nur zu sehr, wie guten Grund ich hatte, im Sommer 1804 für Oesterreich einen längeren Frieden zu wünschen, und ihn im Januar 1806 abermals

zu wünschen, und ihn im Mai 1806 auch für Preußen zu wünschen. Ob politische Konjunkturen eine absolute Nothwendigkeit herbei geführt haben, kann ich zwar nicht bestimmen; aber das weiß ich sicher, und werde nie ermüden, es zu sagen, daß man mit Papier keinen Krieg führen kann, daß eine gute Finanzverwaltung und Ordnung in der ganzen inneren Administration eine unnachläßliche Bedingung der Macht ist, die man bei einem Krieg gegen Frankreich voraussetzen muß. Nicht allein die Stärke der Heere, ihre Tapferkeit, die Geschicklichkeit der Feldherren, entscheiden den Ausgang; Unfälle, wie das wandelbare Glück sie immer mit sich bringt, werden hauptsächlich dadurch Staatenverderbend und Staatenzerstörend, daß der ganze Zuschnitt im Innern nicht auf Ausdauer im Kampf berechnet ist. Man vertraut so leicht nur der Kraft, dem Muth des Kriegers; aber man vergißt, daß die Civil-Verwaltung die ganze Maschine in Bewegung erhalten soll. Die Französische Revolution mit allen ihren Greueln, und den Strömen von Blut, die auf ihre Veranlassung noch jetzt fließen, ward nur möglich durch eine schlaffe, verwickelte, ungeschickte Staatsverwaltung; und wir stehen noch immer an, mitten im Frieden, unange-

fochten von äußeren Hindernissen, wesentliche Reformen vorzunehmen, die dem Ganzen allein Einheit, Kraft, Dauer geben; die Vernunft und Erfahrung als unfehlbare Mittel darstellen zum Glück des Einzelnen und zum Wohl des Ganzen!

Die von Ländern und einzelnen Orten häufig mitgetheilten statistischen Nachrichten — das Wort in dem weitesten Sinn genommen — sollen nur für Beiträge gelten: auf Vollständigkeit machen sie keinen Anspruch. Ihre Auswahl ist hauptsächlich bestimmt durch den mehr oder minder günstigen Anlaß, den ich fand, Umstände zu erfahren, die mir interessant schienen. Vielleicht kömmt manches vor, was schon bekannt ist; ich fürchte darüber keinen Vorwurf, weil die Art der Reisebeschreibung es nicht anders mit sich bringt. Insonderheit werden, hoffe ich, die umständlichen Nachrichten von Wien willkommen seyn, die den größten Theil des vierten Bandes einnehmen. Daß ich hier, wie an einigen anderen Stellen, schon gedruckten Beschreibungen zum Theil wörtlich folge, dürfte keine Mißbilligung verdienen: die genauere Ansicht lehrt, daß ich keinesweges blos nachschrieb.

Die Schilderungen der Gegenden, auch hie und da der Sitten, der Gebräu-

che, des geselligen Lebens, gründen sich natürlich nur auf eigene Beobachtung. Ich bin hier derselben Manier gefolgt, als in meinen vorhergehenden Reisebemerkungen, weil ich glaube, daß sie Beifall gefunden hat. Der Wunsch ist so natürlich, den Eindruck, den eine schöne Gegend macht, auch andern mitzutheilen, die sie nach uns sehen; die meisten Reisenden wissen es sicher dem Vorgänger Dank, der sie auf den Genuß aufmerksam machte. Mancher Genuß, manche interessante Bemerkung entgeht uns, blos weil wir nicht wissen, daß sie uns nahe liegen. Aus ähnlichen Ursachen führe ich auch in diesen Reisen die Nahmen aller Dörfer an, und manche andere kleine geographische Notizen, die Wege, Flüsse und Situationen betreffen. Ich weiß aus eigener, vielfacher Erfahrung, wie unvollkommen die meisten Karten und Beschreibungen noch immer sind; sollen wir denn nicht suchen, diese oft so nöthige Kenntniß bei jeder Gelegenheit zu vervollkommnen? Kaiser Napoleon erkundigte sich auf dem Marsch nach Jena bei dem Fürstlich Reußischen Hofrath Bouvier nach dem Namen von Köstritz. Er hielt an, rief den Kriegsminister Berthier, und bat ihn sogleich dafür zu sorgen, daß dieser Nahme in ihren Karten, wo er noch fehle,

eingetragen werde. Dagegen soll der unglückliche Herzog von Braunschweig noch am Morgen vor der Schlacht wehmuthsvoll ausgerufen haben: Mon Dieu! est-ce qu'il n'y a donc personne ici, qui connaisse le terrain!

Ich habe abermals die briefliche Form gewählt. Sie schien mir die angemessenste, um in den Vortrag mehr Abwechslung und Leben zu bringen. Für diesmal sind die Briefe aber alle nur an einen vertrauten Freund gerichtet. Dies gewährt mir den Vortheil, mich über alle Gegenstände in einem gleich offenen Ton, und, wenn ich so sagen darf, in demselben Sinn, äußern zu können. Umgekehrt mußte ich aber auch einige unbedeutend scheinende Umstände berühren, zuweilen Individualitäten, wenn ich die Täuschung unterhalten wollte. Ich hoffe, man werde nicht scheel dazu sehen. Es wäre mir ja leicht gewesen, diese Stellen wegzustreichen, und dem Publikum alle Bekanntschaft mit meiner Persönlichkeit zu erlassen: aber mich dünkt, ich hätte dann der Natürlichkeit der gewählten Form etwas entzogen, sie weit minder gefällig gemacht. Der Schriftsteller, der dem Publikum auch hierin zu gefallen wünscht, darf selbst feine Nüancen nicht vernachlässigen; sie wirken immer das ihrige zur Verstärkung des Eindrucks.

Bei aller Freimüthigkeit bin ich mir indessen nicht der mindesten Indiskretion bewußt. Ich habe nie Nahmen genannt, wo ich irgend eine Unzuträglichkeit ahnden konnte, ja, wo ich nur ungewiß war, ob ich auch dem Genannten mißfallen würde. Nie habe ich gesagt, wem ich diese oder jene besondere Nachricht verdanke; wer mich auf irgend eine fruchtbare Ansicht leitete, mich zu einem tiefer liegenden Urtheil veranlaßte. Sogar habe ich mit großer Sorgfalt durch die Stellung der Gedanken und die Einkleidung des Vortrags, Vermuthungen entfernt, auf die jemand fast ohne meine Schuld fallen möchte. So wird vielleicht mancher verdiente, sehr angesehene, Mann, hier den Inhalt vertraulicher Reden wieder finden; aber er wird Mühe haben, sich selbst zu erkennen, von andern gewiß nie erkannt werden. Diese Behutsamkeit, die sorgfältige Bemühung, alles Scharfe in Urtheilen, selbst im Ausdruck, zu vermeiden, endlich die — das darf ich selbst sagen — nicht zu verkennende Gutmüthigkeit des Tons, lassen mich hoffen, daß ich niemand gekränkt, niemand beleidigt habe. Man kann finden, ich habe falsch gesehen, schief geurtheilt, unrichtig gefolgert: aber niemand wird mit irgend einigem Grund behaupten können, daß ich absichtlich

etwas in einem ungleichen Licht darstellte, oder irgend ein Wort sagte, was eine Regierung, oder einen Einzelnen beleidigen sollte, oder vernünftigerweise beleidigen konnte.

Doch liegt mir noch Eins schwer auf dem Herzen. Bei der Unmöglichkeit, selbst auch nur den mindesten Antheil an der Korrektur zu nehmen, fürchte ich, nach früheren Vorgängen zu urtheilen, manche Druckfehler. Hier bleibt mir nichts übrig, als eine inständige Bitte um Nachsicht. Ich glaube sie dadurch zu verdienen, daß ich alles mir mögliche anwandte, um solchen Druckfehlern vorzubeugen, die den Sinn zweifelhaft machen könnten.

Geschrieben zu Crisebüge bei
Eckernförde den 9. Julius
1809.

Inhalt des ersten Bandes.

I. Brief.

Hannover den 28. Juni, 1804. p. 1

Wasserreise. Travemünde. Das Bad. Die Lübecker Wälle. Hansestädtisches Gebiet.

II. Brief.

Hannover den 29. Juni, 1804. p. 14

Ratzeburg. Lüneburg. Celle. Hannover. Herrnhausen. Limmerbrunn.

III. Brief.

Hannover den 30. Juni, 1804. p. 28

Besetzung von Hannover durch die Franzosen. Klagen der Einwohner Geist des Deputations-Rezesses. Wahrscheinliche Auflösung des deutschen Reichs.

IV. Brief.

Hannover den 1. Juli, 1804. p. 68

Napoleons Plane.

V. Brief.

Hannover den 2. Juli, 1804. p. 78

Fortsetzung.

VI. Brief.

Fulda, den 6. Juli 1804. : : p. 117

Göttingen. Heiligenstadt. Mühlhausen. Eisenach. Fulda.

VII. Brief.

Fulda, den 7. Juli 1804. : : p. 141

Politik neuer Regenten. Generalisirung der Administration. Das Preußische Accisesystem. Folgen verkehrter Finanzmaaßregeln für den Nahrungsstand.

VIII. Brief.

Brückenau, den 8. Juli 1804. : : p. 156

Brückenau. Brückenauer-, Wernerzer-, Sumberger Wasser. Einreiben der Arzeneien durch die Haut.

IX. Brief.

Würzburg, den 9. Juli 1804. : p. 168

Salegg. Wernek. Würzburg. Marienberg. Industrie. Weinhandel. Goldmayer. Rosenkranzmacher. Julius-Spital. Universität. Blanks Kabinet. Litteratur. Hufeland. National-Charakter. Waisenhaus. von Groß. Stahel.

X. Brief.

Würzburg, den 10. Juli 1804. : p. 203

Militär-Konscription.

XI. Brief.

Würzburg, den 11. Juli 1804. : p. 244

Fortsetzung.

XII. Brief.

Augsburg, den 13. Juli 1804. : p. 255

Ansbach. Nördlingen. Augsburg. Kunstsachen. Handel. Aussichten. Gebiet. Goggingen. Kobelberg. Wellenberg. Verfassung. Politik.

XIII. Brief.

München, den 15. Juli 1804. : p. 291

Friedberg. Dachau. Nymphenburg. München.

XIV. Brief.

München, den 16. Juli 1804. : : p. 308

Gegend. Gesteig. Gärten. Hofgarten. Militärgarten. Englischer Garten. Schleisheim.

XV. Brief.

München, den 17. Juli 1804. : : p. 320

Polizei. Arbeitshaus. Sonntagsschulen. Zuchthaus. Irrenhaus. Spitäler. Rumfordsche Suppe. Feuerlöschanstalten. Rettungsanstalt für Ertrunkene. Beleuchtung. Badeanstalt. Bewässerung. Holzflößen.

XVI. Brief.

München, den 18. Juli 1804. : : p. 338

Aufklärung. Akademie der Wissenschaften. Kunstindustrie. Bibliothek. Schauspiele. Gemählde-Gallerie. Privat-Sammlungen. Geselliger Ton.

XVII. Brief.

München, den 19. Juli 1804. : : p. 353

Staatskräfte von Baiern. Bevölkerung. Produkte. National-Charakter. Mängel der Landwirthschaft.

Handel. Charakter der Regierung. Finanzen. Militär. Amtsblätter.

XVIII. Brief.

Salzburg, den 22. Juli 1804. : : p. 366
Chiemsee. Reichenhall. Salzburg. Molls und Rechlingers Kabinet. Nesselthalers Gemählde. Mönchsberg. Festung. Hallbrunn. Leopoldskrone. Aichen.

XIX. Brief.

Salzburg, den 24. Jul. 1804. : : p. 417
Berchtesgaden. Kunstwaaren. Dürrenberg. Königs-See. Eiskapelle.

XX. Brief.

Hallein, den 25. Juli 1804. : : p. 432
Hallein. Schwarzbach. Paß Lueg. Salzwerke. Maschienen. Helmreichs Kabinet. Baumwollen-Waaren.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Hannover den 28. Juni 1804.

So bin ich denn wieder in Deutschland, mein theurer Freund! und zwar mit Frau und Kind. Unsere Aerzte haben mir einstimmig eine Badereise angerathen, als einen letzten Versuch zur Wiederherstellung meiner Gesundheit. Ich erwarte wenig davon: aber das Mittel ist so angenehm, daß ich mir es recht gerne gefallen lasse.

Sie kennen ja mein Uebel. Uebermäßige Anstrengung in dem Winter von 1789 auf 1790 hat meine Gesundheit zerrüttet. Ich hatte mich eines Geschäfts unterzogen, wozu der Tag nicht hinreichte. So machte ich mir eine Arbeitsdiät für die Nacht. Während dem ganzen Winter arbeitete ich, immer stehend, an meinem Pult, außer meinen gewöhnlichen zehn Stunden täglich, auch noch drei volle Nächte die Woche.

Bayerische Staatsbibliothek München

Eine Nacht um die andere schlief ich, und einmal zwei Nächte hinter einander. Von Zeit zu Zeit half ich durch Aderlässe und Arzneien dem Treiben des Bluts ab, wenn ich anfieng an Kopfschmerz zu leiden.

Meine Arbeit war im Frühjahr vollendet. Der Gegenstand an sich konnte mich wenig interessiren. Aber die Folgen waren sehr heilsam. Den Blick auf diese gerichtet, fand sich Stoff für die Phantasie, deren Wirksamkeit allein eine solche Anstrengung unterhielt.

Aber sehr bald empfand ich den nachtheiligen Einfluß auf meine Gesundheit, die vorher, nach Henslers Meinung — und wahrlich! er verstand sich darauf — mir ein sehr hohes Alter verhies. Ich litt häufig an Kopfschmerzen, auch an Spannungen in der Brust: mehr oder weniger, je nachdem ich arbeitete. Indeß kämpfte noch die Kraft des besten Alters Jahre lang gegen das wachsende Uebel.

Erst im Februar dieses Jahres kam es zum Ausbruch. Bei einer zufälligen Erkältung ward ich von den peinlichsten Brustkrämpfen überfallen, die keinen Mitteln weichen wollen. In dem Zustande der Ruhe des Körpers bin ich leidlich:

ich kann Stunden lang an meinem geliebten Pult arbeiten, mit voller Brust mündliche Vorträge halten. Aber gehe ich auf Steinpflaster, mache ich den mindesten Fehler in der Diät, oder ergreift mich eine Gemüthsbewegung — sie sey von welcher Art sie wolle — so will mir die Luft vergehen. Der gute Schlaf flieht mich: fast jede Nacht muß ich einige Stunden aufrecht sitzen, ehe der höchste Grad der Ermüdung mir einige Ruhe gewährt.

Ist dies Uebel wirkliches Asthma? ist es Brustwassersucht? ist es rheumatisch? — was weiß ich es? Nachdem ich alle Mittel vergebens gebraucht habe, bin ich nun auf dem Wege zum Bade. Man hat mir vorzüglich Baden bei Wien empfohlen. Dis berühmte Bad soll nicht nur in rheumatischen Zufällen Wunder thun; es soll auch überhaupt den wohlthätigsten Einfluß haben auf die Stärkung des Nervensystems.

Die Aerzte wollten mich gern ganz zu Wasser hinsenden. Sie hielten eine Seereise — etwa nach dem Mittelländischen Meer — für das beste Specificum. Aber weil die Umstände diese nun einmal nicht zulassen, so blieb es für jetzt bei einer Wasserreise nach Lübeck.

Der Anfang ließ sich schlecht genug an.

Ich hatte auf einem Lübecksfahrer für einen sehr hohen Preis die Cajütte und zwei sogenannte Kammern gemiethet. Allein mein mehr als zu industriöser Schiffer fuhr noch immer fort, Stückgut einzunehmen, nachdem er sich schon verpflichtet hatte, abzusegeln. Während dieser Zögerung erhob sich ein widriger Wind, der uns im Ernst zwei oder drei Tage lang das Auslaufen untersagte. Endlich ward der Wind günstig. Aber kaum waren wir die Batterie der drei Kronen auf der Kopenhagener Rhede passirt, als er so schwach ward, daß wir nur langsam vorrückten.

Lange behielten wir Dragön und Amak zur Seite. Dann kömmt Möen. Die Stevensklint, jener interessante Kreidefels, bekannt aus Abildgaard's trefflicher Beschreibung, ist drei Meilen von Kopenhagen. Bis zur ersten Spitze von Falster haben Sie 7 Meilen, bis zur äußersten 10 Meilen. Das Seeländische Ufer zeigt sich auch in der Ferne noch immer sehr schön in mannigfaltigen Gruppirungen. Nicht so einladend ist die schwedische Küste zur Linken.

Laaland ist die Hälfte des Weges: 18 Meilen von Kopenhagen, eben so weit von Lübeck. Die Küste von Falster streckt sich aber länger aus, und tritt in dem Gesichtskreis oft vor der Laaländischen.

Hier sahen wir auch Wismar und Rostock. Wir näherten uns dem hohen Lande zwischen Wismar und Rostock. In einer Entfernung von noch 13 Meilen warfen wir das Anker am zweiten Abend, weil eine Windstille eintrat.

Der Schiffer behauptete, nach allen seinen Erfahrungen, der Wind werde sich zu unserm Vortheil drehen. Sicher, früh am andern Morgen Lübeck zu erreichen, ruhete also die Gesellschaft nach den Beschwerden der letzten Tagesreise, wo der Wind wieder ungünstig war. Fast aller Proviant ward aufgezehrt: die Flaschenkeller geleert: alle legten sich wohlgemuth schlafen.

Allein in der Morgendämmerung erhob der Wind sich abermals in derselben Richtung, und stärker, als zuvor. Mit langen Gesichtern erschienen wir nach einander auf dem Verdeck, als die Trauerpost erscholl, wir würden Lübeck kaum den Abend erreichen. Die mehresten von der

Gesellschaft waren seekrank; andere klagten über die vorschnelle Verzehrung der Vorräthe. Noch dazu war das Schiff nichts weniger, als ein guter Segler, und dem Schiffer lag offenbar nicht so viel daran, als uns, die Reise zu beendigen. Er dachte mehr daran, in dem harten Wetter, Segel und Taue möglichst zu schonen, als zu versuchen, es durch äußerste Anstrengung zu überwinden.

Wer weiß, an welche Küste wir noch verschlagen worden wären, hätte nicht ein Englischer Schiffslieutenant und ein paar befahrne Seeleute, die als Passagiere mitreiseten, sich der gemeinen Sache angenommen. Sie legten mit Hand an, reizten den Schiffer, und ermunterten ihn wechselweise, und stärkten aller Hoffnung.

So erreichten wir gegen Mittag Fehmern, 8 Meilen von Lübeck. Nun war uns der Wind etwas günstiger. Wir kamen ziemlich schnell zu dem Punkt der Fehmerschen Bucht, der nur noch 4 Meilen von Lübeck entfernt ist. Bald nachher liefen wir rechts in den Travemünder Winkel ein. Das Meklenburgische Ufer lag links ziemlich nahe.

Mit doppelter Freude begrüßte ich das schöne Holsteinische Ufer. Das Auge spähete von weitem die Spuren des Wohlstandes und der Kultur, die unser glückliches Vaterland fast vor allen Provinzen Deutschlands auszeichnen.

Der Schiffer setzte uns auf der Travemünder Rhede an das Land. Die dienstfertigen Lootsen fanden sich auf das erste Zeichen augenblicklich ein, und brachten das Schiff bald dahin, wo sonst die großen Schiffe löschen. Personen und Effecten waren schnell ausgesetzt, unbeschwert von Fragen und Untersuchungen und Abgaben. Indeß also das Schiff mit der übrigen Last die anderthalb Meilen nach Lübeck langsam aufsegelte, ließen wir es uns im Wirthshause wohl seyn.

Machen Sie je eine dreitägige Reise von Kopenhagen nach Lübeck in einem Lübecksfahrer, so rechnen Sie nur im voraus auf diesen Genuß. Immerhin bringen Sie auch die Schüssel frischer Dörsche mit in Anschlag, die Sie dort, fast wie Sie ankommen, erwartet. Sie gehören ja auch mit zu den Freuden des Lebens, die der Tafel — und kaum würzt etwas sie mehr, als

das Andenken an die überstandenen Leiden der Existenz auf einem solchen Schiffe.

Das Städtchen Travemünde liegt am Ausfluß der Trave in die Ostsee. Ein Leuchtthurm leitet schon von Ferne den Schiffer. Die kleine Festung war jetzt besetzt; Reisende musten also, wie gewöhnlich, die Pässe visiren lassen.

Am andern Morgen machten wir einen Spaziergang nach der Badeanstalt. Sie wissen, daß sie noch neu ist; aber man sagt schon sehr viel von der Wirkung des Seebades. Ich gehöre zu den Gläubigen. Noch erinnere ich mich aus meinen ersten akademischen Jahren der Beispiele, die ich selbst in Kiel sah. Ein junger Engländer unter andern, der höchst entkräftet dahin kam, war in sechs Wochen gestärkt, wie man es kaum glauben sollte.

Man badet hier gewöhnlich in einem bedeckten Karren, der in die See hinaus gefahren wird, weil sie nahe am Ufer nicht tief genug ist. Doch giebt es auch ein Haus, wo man in Zimmern baden kann, und ein anderes, wo das Bad gewärmt wird.

Die Spaziergänge, die einen mäßigen Hügel heran sich winden, sind noch in ihrer ersten Kindheit. Ich mögte ihnen, wegen der scharfen Luft, kaum ein schnelles Gedeihen prophezeien. Auch ist der Boden sehr schlecht; fast nur dürrer Sand.

Der junge Arzt, der uns begleitete, erzählte uns viel von dem unvorsichtigen Gebrauch dieses Bades. Die Lübecker schöne Welt fährt, oft nur dem Ton zu gefallen, fleißig nach Travemünde in den heißesten Tagen, und badet dann, noch sehr von der Reise erhitzt. Sie können leicht denken, welche gefährliche Folgen daraus entstehen.

Ich werde die Bekanntschaft dieses wackern Mannes stets zu dem Gewinn rechnen, den ich von der Reise hoffe. Er gehörte zu unsrer Gesellschaft auf dem Schiffe, und empfahl sich sehr bald durch sein bescheidenes, gefälliges Betragen. So weit sich aus der Unterhaltung einiger Tage urtheilen läßt, traue ich ihm auch eben so viel Einsicht als Geschicklichkeit zu. Seine Inaugural-Disputation betrifft einen sehr interessanten

Gegenstand: die Transfusion des Blutes *). Er zeigt die Mängel der bisher dazu gebrauchten Instrumente sehr gut, und beschreibt ein anderes, das er selbst erfunden hat, und das allerdings zweckmäßiger scheint.

Bis Lübeck sind nur zwei kleine Meilen. Der Weg geht durch ebenes, zum Theil mäßiges Land; doch wird er durch lebendige Zäune erheitert. Aussichten hat man nicht; hie und da erblickt man die Trave zur Linken. Man kömmt durch die Dörfer Ibendorf und Küfenitz. Eine halbe Meile von der Stadt führt die Herrenfähre über die Trave, die nachher zur Rechten bleibt. Etwa eine Viertel Meile weiter sieht man rechts das Holz vor Israelisdorf, den besuchtesten Lustort der Lübecker. Nun folgen bald Landhäuser; das eine freilich reicher, als das andere; aber doch alle von einer gewissen Eleganz, die den Reisenden immer erfreuet, wenn er, nach zurückgelegtem Wege, einer großen Stadt nahet.

*) D. de sanguinis transfusione auctore C. I. Carstens, mit der Abbildung des Instruments. Jena 1803. 4.

An dem Tage war gerade eine Feierlichkeit, woran ganz Lübeck lebhaft Theil nahm: das Scheibenschießen der armen Kinder auf dem Klosterhof. Sie wissen schon, daß ich hinging, mich mit den Fröhlichen zu freuen, so manche Dissonanz sich auch sonst mit meinem Gefühl finden mochte, wenn ich auf Freude für mich rechnen sollte.

Der Rückweg führte mich über den schönsten Theil des Walls. Er ist wirklich ein sehr angenehmer Spaziergang. Die Lage der Stadt an der Trave und Wacknitz giebt interessante Gesichtspunkte. Besonders empfehle ich Ihnen eine Stelle am Mühlenthor, Bellevüe mit Recht genannt. Hier übersehen Sie am besten den Lauf beider Flüsse, die schönen Gärten, besonders an der Wacknitz, einen bedeutenden Strich der ganzen, reizenden Gegend. Die Trave ist zehn Fuß höher, als die Wacknitz, und wird von dieser durch eine Mauer bei dem Mühlenthor getrennt, und um die Stadt geleitet. So treibt sie die Mühlen, und vereinigt sich erst unterwärts mit der Wacknitz.

Mit Freuden sah ich die Brustwehr abgetragen, und alles zerstört, was der Stadt Ansprü-

che auf den Rang einer Feste geben konnte. Auch das Geschütz ist schon verkauft oder noch zum Verkauf bestimmt. Einigen der Väter der Stadt soll dieser Beschluß schwer eingegangen seyn; aber die Mehrheit hat ihn weislich durchgesetzt. Wie viel litten nicht in den letzten Kriegen Handelsstädte durch ihre Wälle und Mauern? Dürfen wir wohl hoffen, daß die Gefahr schon überstanden sey? Und wenn sie es wäre, wozu jetzt noch diese Festungswerke, deren Unterhaltung den Bürgern nur bedeutende Kosten macht? Die Zeiten sind längst vorbei, wo es dieser Schutzwehr bedurfte, um dem fleißigen Handelsmann den Ertrag seiner Unternehmungen gegen den feindlichen Ueberzug eines benachbarten kleinen Fürsten zu sichern. Jetzt ist eine solche Umschließung der Stadt hinlänglich, welche die Vollziehung der Maaßregeln der Polizei erleichtert, wenn die Umstände eine Sperre nöthig machen.

Aus eben dem Grunde bin ich auch ein abgesagter Feind des Reichsstädtischen — oder wie es jetzt heißt, freien Hansestädtischen — Gebiets. Alles, was gegen die kleinen reichsständischen Territorien gesagt ist, gilt auch von diesem. Es ist nicht möglich, daß die Regierung

der Stadt die Rechte der Landeshoheit so kräftig ausübe, ihre Pflichten so vollkommen erfülle, als der Regent eines größeren Landes. Die unpartheiische Untersuchung der Gerechtigkeitspflege und der Polizeiverwaltung in solchen Bezirken muß Sie davon bei dem ersten Blick überzeugen. Und wie viel leiden nicht die benachbarten Länder dadurch: wie oft werden die Anstalten zur gemeinen Sicherheit und Wohlfahrt durch diese Unterbrechung des Wirkungskreises gestört! Wahrlich Sie können es dem Oberprocureur der Herzogthümer Schleswig und Holstein nicht verdenken, wenn er von Amtswegen zu dem Hamburger und Lübecker Landgebiet scheel sieht!

Auch bringt es diesen Städtern, als Commüne betrachtet, keinen Vortheil. Der Beitrag zu den Stadtausgaben wird größtentheils durch die Kosten der Verwaltung erschöpft. Nur einigen Familien, die zu den regierenden gehören, mag die Aussicht auf eine Verwaltungsstelle wichtig seyn, weil sie auf einige Jahre reiche Einkünfte verspricht, oder der Eitelkeit durch das Glück schmeichelt — ephemerisch gebietender Herr zu seyn. Aber ist das nicht genug in der Welt, um wohlthätige Aenderungen abzuwehren?

II.

Hannover, den 29. Juni 1804.

Das Lübecker Gebiet geht bis an den Grünauer Baum, eine kleine Meile. Hier zahlen Sie Baumgeld. Das G. R. (Georg Rex) erneuert die Hoffnung, das Hannöverische sey nur noch militärisch von den Franzosen besetzt, nicht als eroberte Provinz anzusehen *).

Hinter Lübeck fahren Sie erst durch eine schöne Allee. Der Boden ist sehr fruchtbar; das Land stark bebauet. Zur Linken haben Sie die Wacknitz, die aus dem Ratzeburger See fließt; nachher den Ratzeburger See. Er hat durch die Wacknitz Communication mit Lübeck und der Trave.

*) Ich darf wohl nicht umständlich es bemerklich machen, daß ich diese und ähnliche Stellen, die auf die jetzige Lage der Dinge nicht mehr passen, absichtlich nicht änderte, weil ich die Ansichten so geben wollte, wie sie damals waren, als ich schrieb.

Die ganze Strecke bis Ratzeburg ist fruchtbar. Sie kommen durch Klein Legez und Groß Legez, dann zu dem Amthause Euchaus, eine halbe Meile vor Ratzeburg. Nun haben Sie von der Höhe eine schöne Aussicht über den See weg, und die Stadt, die sich mit ihren rothen Häusern und Dächern stattlich daran lagert.

Ratzeburg, drei Meilen von Lübeck, ist eine freundliche kleine Stadt. Die Straßen sind breit und reinlich; die Häuser recht gut gebauet. Die Lauenburgischen Landescollegien haben ihren Sitz hier: dies macht den Umgang lebhaft und unterhaltend. Das eigentliche Stift gehört Meklenburg-Strelitz, das deswegen ein Amt hier hat. Jetzt ist der Ort den Festungen gleich gestellet. Wenigstens muß ich dies aus der Unterschrift des Herrn Dejardin schließen, der unter dem 9 Messidor an 12 meinen Paß als Commandant de la place de Ratzeburg visirte.

Aus dem Saal des Wirthshauses hat man einen reizenden Anblick auf den See. Jenseits umgiebt ihn ein sehr schönes Holz, worin Spaziergänge gehauen sind.

Ratzeburg liegt eigentlich auf einer kleinen Insel in dem See. Man fährt über dieselbe Brücke wieder aus der Stadt, die hinein führt.

Es geht eine Höhe hinauf; zur Linken weg ist die Aussicht noch schön über den See und das angränzende Holz. Nachher ist die Gegend eben, nur durch kleine Hügel unterbrochen. Das Land ist sehr sorgfältig cultivirt, alles aus der Haide gebrochen. Man freuet sich zu sehen, wie der Erfolg den Fleiß belohnte. Bei Tresberg, eine halbe Meile von Ratzeburg wird ein kleiner Zoll entrichtet. Hinter dem Städtchen Mölle, eine Meile von Ratzeburg, ist bei einem Ausfluß des Ratzeburger Sees eine Schleuse. Man verführt viel Holz auf dem See nach Lübeck. Von hier ist noch eine Meile nach Gottien, ein Dorf mit einem Gut. Der Weg führt oft durch Gehölz.

In Büchen, drei Meilen von Ratzeburg werden Pferde gewechselt. Hier ist eine starke Passage in das Meklenburgische. Von Wagen wird ein Zoll entrichtet. Vor dem Ort bemerkte ich einen Zaun von Stachelbeeren, Johannisbeeren und Syrenen.

Von Büchen bis Artlenburg sind drittehalb Meilen. Man kömmt über die Stecknitz, dann

durch die Dörfer Pertau, Lütau und Schnakenleck. Das letzte liegt auf einem Berge an der Elbe, dicht vor Artlenburg. Die ganze Gegend ist jetzt angebauet; aber ursprünglich aus der Heide gebrochen.

Bei Artlenburg ist die Elbe nur etwa sechshundert Schritt breit: man setzt in einer großen Fähre über.

Bis Lüneburg sind zwei Meilen. Man kömmt vor dem Hof Morgenthal vorbei, etwa ¼ Meile von Artlenburg über die Netze, einem kleinen Fluß, der oberhalb Lüneburg in die Elmenau fällt; dann durch die Dörfer Lüdershausen, Brintlingen und Adendorp. Das letzte fehlt auf der Postkarte von dem Churfürstenthum, die nach Ohsens großer Karte erst in diesem Jahr herausgekommen ist. Ueberhaupt sind die Karten von dem nördlichen Deutschland fast alle sehr mangelhaft. Um desto nothwendiger scheint mir die Bereicherung der speciellen Länderkunde durch genaue Bezeichnungen der Reisenden.

Eine Viertelstunde vor der Stadt liegt das ehemals so berühmte Kloster Lüne. Nachher

kömmt man noch über die Elmenau, die links von Uelzen kömmt, und bei Hope in die Elbe fließt.

In Lüneburg hielten wir uns nur auf, um Pferde zu wechseln. Doch bemerkte ich im Fahren, daß sich die Stadt, seit ich sie vor sieben Jahren sah, sehr verschönert hat. Auch die Wälle und die Gärten vor der Stadt sollen verschönert seyn. Diese Bemerkungen haben sehr viel Interesse für mich: sie sind mir ein untrügliches Zeichen des Wohlstandes und einer gewissen Behaglichkeit der Einwohner. Ich finde es sehr wahr, was Bernstorf sagte: man bauet keine neue Häuser und putzt nicht die alten auf, wenn man nicht satt ist. Ob der Landmann, nach Heinrich IV. menschenfreundlichem Wunsch, Sonntags sein Huhn esse, sieht man nicht: aber aus seiner Wohnung glaube ich bestimmt zu wissen, ob er sich gütlich thun könne.

Zwischen Lüneburg und Celle sind 2 Poststationen Ebstorf und Esche; jene 4 diese 3 Meilen. Dann sind es noch 3 Meilen bis Celle. Auf den Karten steht noch das einzeln liegende Haus Schaafstall als Poststation bemerkt: aber die Extraposten wenigstens gehen über Esche.

Eine gute Strecke hinter Lüneburg ist die Gegend noch sehr fruchtbar: nachher wird der Boden schlechter. Bei Mehlbeck, eine kleine Meile von Lüneburg wird Weggeld bezahlt. Man giebt es mit Freuden: denn hier ist der Weg wirklich gemacht. Der Weg nach Braunschweig über Uelzen und Gyffhorn geht hier zur Linken ab. Man kömmt durch die Dörfer Bargenhagen und Felgen, zwei starke Meilen von Lüneburg. Bis hier ist schwerer Sand; nachher wird der Weg besser und fester. Man kömmt durch viel Holz. Immer zieht der Fleiß der Einwohner unsere Aufmerksamkeit an. Alles Land ist aus der Heide gebrochen, und mit großer Sorgfalt bearbeitet. Ich sah große Stellen, wo die Heide im Boden ausgestochen war: dann hatte man das Land mürbe gemacht, und Kartoffeln und Bohnen unter einander gepflanzt. So finde ich es allenthalben am Wege. Als ich 1797 diese Gegenden nach Verlauf von 15 Jahren zuerst wieder sah, freuete ich mich des Wachsthums der Kultur; jetzt scheint mir die Aenderung in einer halb so langen Periode noch größer. So ist es mit dem Fortschreiten zum Besserseyn. Nicht das Böse blos, auch das Gute rollt sich fort wie der

Schneeball, wenn nicht unnatürliche Hindernisse den Lauf hemmen.

Ebstorf ist ein großer Ort. Vor dem Ort liegt das Amt und das Stiftkloster. Ich bemerkte eine Quelle mit hohen Bäumen umgeben.

Man kömmt durch die Dörfer Großen Süest, Dreilingen, Loo, das nur aus zwei Häusern besteht; jenseits Eschen durch Goßen. Bei Süest ist ein großer Morast, zwei Meilen vom Wege ab, ausgetrocknet und urbar gemacht.

Eine Viertel Meile von Celle führt der Weg dicht vor Oldenhagen vorbei. Dann kommen bald Gartenhäuser.

Während die Pferde gewechselt wurden, machten wir einen Spaziergang nach dem Schloßgarten. Die Königin Caroline liebte ihn sehr: sie machte neue Anlagen in dem großen Englischen Geschmack. Jetzt fanden wir alles verfallen. Auch um ihr Denkmal scheint man sich wenig zu kümmern. Die Figuren haben sehr gelitten; die Inschriften nicht minder. Man sagt, die Franzosen hätten die Buchstaben ausgehauen. Dieser Staub hätte doch zu wenig eingebracht.

Bis Hannover haben Sie 5 Meilen. Man kömmt auf zwei Brücken über die Arme der Ocker, welche Celle umfließen, dann über den Kanal, der zur Austrocknung des Wietzenbruchs, links vom Wege ab, in die Ocker führt. Bald nachher wird der Boden wieder mager. Man kommt durch Müggenburg nach Schillerschlage, dem einzeln liegenden Posthause, auf der Hälfte des Weges, wo Pferde gewechselt werden.

Hier lud uns das reinliche Aussehen zum Mittagsessen ein. Ich verweilte gern eine Stunde in dem großen Garten, den ich mit dem größten Fleiß bearbeitet fand. Der Postmeister scheint ein sehr verständiger Landwirth zu seyn. Was er über die Wirthschaft in der Heidegegend sagte, war mir ein Beweis mehr, daß diese ungeheuren Strecken größtentheils zu bebauen stehen, wenn nur arbeitsame Menschen es ernstlich angreifen, und im Anfang, einige angemessene Aufmunterungen genießen.

Hinter Schillerschlage kommen Sie durch Rolle, Kirchen-Horst, Gros-Horst, Warmbuchen und Lahde. Nahe bei Hannover zur Linken bleibt ein großes Holz liegen.

Hannover ist eine schöne Stadt in einer fruchtbaren Ebne an der Leine; von mittlerer Größe; sehr gut gebauet. Die Straßen sind meistentheils breit und gerade; an den Seiten der Häuser sind breite Quadersteine. Zu den größten Straßen gehören die Leinstraße, der Steinweg, die Friedrichsstraße, die Georgsstraße. Die beiden letzten sind am Walle. Sie haben nur an der einen Seite Häuser; an der andern ist eine treffliche Promenade auf dem abgetragenen Wall.

Der Wall ist seit etwa zwanzig Jahren allenthalben abgetragen. Nur wenige kleine Strekken hat man noch stehen lassen. Dies giebt jetzt überaus angenehme Spaziergänge. Sie finden hie und da ausgezeichnet schöne Baumgruppen. Besonders gedeihen die Pappeln vortrefflich. Am Wall und jenseits ziehen mannigfaltige Gärten, aber alle schön in ihrer Art, das Auge auf sich.

Ueber die Leine führt eine prächtige Brücke, von einem steinernen Bogen. Es ist die erste der Art im Lande. Den letzten Stein dazu legte der Englische Prinz, der hier residirte.

In den letzteren Jahren sind viele prächtige Häuser neu gebauet. In der langen Georgsstraße

wurden alle nach einem Modell gebauet. Die Regierung bewilligte hundert Louisd'or für jedes Haus, um die Façade von Grundmauer zu machen. Seitdem aber die Franzosen in Hannover herrschen, liegt dies alles.

Die Esplanade gehört, wie Sie wissen, zu den schönsten Spazierplätzen in Deutschland. Jetzt steht an dem einen Ende auf einer kleinen Erhöhung Leibnitz's Büste in einer Rotunda von zwölf Säulen von inländischem Sandstein. Sie ist in kolossalischer Größe; sehr ähnlich, wie man versichert. Die Inschrift ist edel und einfach: genio Leibnitii. Schade, daß sie in den letzteren Jahren gelitten hat, weil man nicht darauf sah.

Das Schloß ist unregelmäßig; nicht sehr groß, aber bequem genug. Der eine Flügel, der 1740 abbrannte, ist neu aufgebauet. In diesem Schloßhof steht eine sehr große, schöne Linde, die das Feuer verschonte. Man wollte sie nachher fällen: aber der König sagte, sie solle stehen bleiben, weil sie die Feuerprobe bestanden hätte.

Das Prinzenhaus ist ein schöneres Gebäude, als das Schloß. Auch der Prinz von Schwarz-

burg hat ein prächtiges Haus. Ferner sind das Landschaftliche Haus, das Anatomische Theater, das Vieharzneihaus, schöne Gebäude. Jetzt werden sie durch die Inschrift institut public isolirt.

Auf der Leine, die von Göttingen kömmt, wird alles Holz vom Harz geflößt, Tannenholz zum Bauen, auch das Brennholz. Man rechnet den Verbrauch des letzteren jährlich auf 40000 Klaftern. Den Königlichen Beamten wird es zu einer mäßigen, bestimmten Taxe geliefert. Auf diesem Fluß erhält die Stadt auch Wein, und andere ausländische Bedürfnisse gegen geringe Transportkosten. Sie kommen meistens von Bremen, die Weser herab, mit welcher sich die Leine etwas unterhalb Verden vereinigt.

Von dem Thurm der Marktkirche hat man eine große, treffliche Aussicht. Sie überschauen eine ziemlich weite, fruchtbare, sehr bewohnte Gegend, durchwässert von mehreren Flüssen, umringt von Bergen in ungleicher Entfernung. Sie sehen ganz deutlich Hildesheim, das drei Meilen entfernt ist, und den Anfang des Harzgebirges. Den Deister sieht man in der Ferne schon vom Wall aus. Der Fuß dieses Gebirgs

hebt bei Brugge an. Auf der Reise nach Springe und Hameln, fünf Meilen von Hannover kommt man über das Gebirge selbst. Nach Neuenhaus und dem Deister pflegt die schöne Welt oft Lustpartheien zu machen. Auch sind die berühmten Bäder Pyrmont, Nenndorf und Hof-Geismar nicht sehr weit entfernt.

Im Ganzen sieht man in Hannover viele Spuren von Wohlhabenheit. Unstreitig trug die Regierung viel dazu bei. Um sie versammelte sich, insonderheit im Winter, der zahlreiche Adel. Jetzt klagte man, wären die meisten auf dem Lande geblieben: sie überließen ihre Häuser den Franzosen.

Die Zahl der Einwohner wird auf 24000 geschätzt. So viel ich urtheilen konnte, sind die Häuser stark genug bewohnt, aber doch nicht zu voll gestopft.

Eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten von Hannover ist die Wasserkunst. Man geht durch die Aue dahin. Das Wasser wird aus der Leine hergeleitet, durch sehr einfache Maschienen gehoben. In dem Kunsthause sind fünf Räder. Wenn sie alle gehen, springt das Wasser 120

Fuß; jetzt nur 80, da drei gehen. Man muß sie zweimal wöchentlich gehen lassen; sonst würde die Maschinerie verderben.

In dem Schloßgarten von Herrenhausen springt die große Fontaine und 15 kleinere. Die große macht immer einen schönen Anblick.

Ueberhaupt ist der Garten in dem großen, edeln Stil, der immer seinen Werth behält. Der Geschmack an künstlichen Anlagen mag veränderlich seyn; solche, die der Erhabenheit der Natur nachgebildet sind, werden zu allen Zeiten gefallen.

In dem Orangeriehause ist ein sehr großer, schöner Saal, der zu öffentlichen Vergnügungen gebraucht wird. Ich sah hier noch die schätzbare Sammlung von Antiken, die, wie durch ein Wunderwerk, den Franzosen bisher entgangen ist. Unter den Römischen Kaisern sind besonders die Büsten von Vitellius, Vespasian und Tiber trefflich.

Der Limmer Brunnen ist in den letzteren Jahren erst bekannt geworden. Er liegt in einem kleinen Gehölz, worin für die Kurgäste einfache Gänge gehauen sind. Die Quelle ist in dem einfachen Badehause. Der Brunnen soll

dem Pyrmonter ähnlich seyn. Zum Baden wird das Wasser gewärmt. In dem Hause sind sechs Bäder eingerichtet. Jetzt werden täglich 72 Bäder gebraucht; alle Stunden waren besetzt. Nahe bei dem Badehause ist auch ein Tanzsaal errichtet. Er schien indeß hauptsächlich den unteren Klassen gewidmet zu seyn, die von Hannover aus den nahen Lustort, besonders an Festtagen, häufig besuchen. Die Entfernung ist nicht über eine gute halbe Meile. Bei einer Spazierfahrt kann man den Rückweg sehr bequem über Herrenhausen nehmen.

Auch im Theater bin ich gewesen. Ich sah heute die Verwandtschaften von Kotzebue. Das Stück ward recht gut gegeben, obgleich keiner der Schauspieler ausgezeichnetes Talent zeigte. Es gehört zu den eigenthümlichen Vorzügen von Kotzebue's Stücken, daß sie im Ganzen auch für Schauspieler vom zweiten Range geschrieben sind. Vielleicht trägt dies nicht wenig dazu bei, ihnen so allgemeinen Beifall zu verschaffen.

III.

Hannover den 30. Juni 1804.

Als die Franzosen das Hannöverische besetzten, war der Erfolg wohl nicht so unabänderlich entschieden.

Freilich die Hannöverische Armee konnte sich nicht mit der Französischen messen; aber sehr wohl mit der, welche unter dem Befehl des General Chabran anrückte. Bekanntlich gehören die Hannöverischen Soldaten zu den besten in Deutschland. Sie haben ihren Ruf in dem Revolutionskriege vollkommen bewiesen. Ihre Stimmung war die beste von der Welt. Man behauptet, sie wären mit allem versehen. Sie fochten in ihrem Vaterlande, vertheidigten Frau und Kinder und den heimischen Heerd. Die Beschaffenheit der Gegend war ihnen vollkommen bekannt; sie konnten alle Vortheile des Bodens nutzen. Von der Gegend her, wo sie angegriffen wurden,

hatten sie gute militärische Stellungen. Hameln ist eine beinahe unüberwindliche Festung. Der Rücken war gedeckt; es bedurfte einer langen Zeit, mannigfaltiger Vorkehrungen ehe Französische Armeen von anderen Seiten vorrücken konnten.

Unter diesen Umständen war alle Wahrscheinlichkeit der ersten Schlacht für die Hannoveraner.

Und welche Folgen hätte die Niederlage einer Französischen Armee gehabt?

Holland, dessen Stimmung damals so sehr, wie möglich, gegen die Franzosen war, hätte ohne Zweifel die Gelegenheit benutzt, sich zu befreien. Eine Englische Armee, mit leichter Mühe gelandet, konnte den Franzosen in Hannover selbst in den Rücken fallen. Bald konnten sie auch den Holländern Hülfe senden, wenn anders der böse Eindruck der Unternehmung von 1799 verwischt seyn sollte. Man muß doch glauben, daß auch die Engländer einmal klug werden, daß sie, gewitzigt durch so viele widrige Erfahrungen, endlich lernen, ihre Verbündeten freundlich zu behandeln.

Auf der anderen Seite war die Ruhe in Deutschland nichts weniger als befestigt, Oester-

reich verschmerzte vielleicht den Lüneviller Frieden, nicht die folgenden Begebenheiten. Wenn Frankreich an einer Seite einen empfindlichen Unfall erlitt, so würde es den Kampf wahrscheinlich erneuert haben. Dieser mächtige Staat strengte bisher noch bei weitem nicht seine ganze Kraft an. Darum sahen wir seine Heere so bald wieder wirksam, wenn sie auch erst neulich gescheitert waren, mehr durch die Folge eigener verkehrter Maaßregeln, als durch wirkliche Uebermacht der Feinde.

Allein von allen diesen Möglichkeiten gieng nicht das mindeste in Wirklichkeit über.

Der Hauptgrundsatz der Französischen Maaßregeln, den mir einst Treilhard so unbefangen darlegte — osez — bewährte sich auch hier. Napoleon rechnete auf das Glück, und das Glück trat ihm zur Seite.

Die Oberbefehlshaber und Machthaber im Hannöverischen, vielleicht noch mehr unschlüssig als feige — ließen das knirschende, aber noch in seiner Wuth folgsame, Heer, entwaffnen, zerstreuen, auflösen. Alle Festungen wurden übergeben; alle Kriegsvorräthe überliefert. Ohne einen Schuß zu thun, ohne Schwerdstreich setzte

sich das französische Heer in Besitz eines Landes, das von einer weit überlegenen Armee vertheidigt war, und in kurzem noch funfzig tausend tüchtige Streiter aufstellen konnte.

Der Erfolg übertraf selbst die Erwartung der Franzosen. Mehrere ihrer Offiziere, die unterrichtet seyn musten, haben mich versichert, sie hätten nicht geglaubt, so leicht durchzudringen. Ihre ersten Drohungen waren nur Schreckschüsse; sie wollten den Nachschub erwarten, ehe sie angegriffen hätten.

Aber wie — fiel ich ein — wenn Ihnen nun die Hannoveraner zuvor kamen?

Eh! nos ennemis sont toujours aveugles. C'est le lustre du nom francois qui les eblouit.

Sie hatten wohl Recht. Mit ihnen mag auch der sonst Bedachtsame alles wagen. Bei ihren Feinden muß dem Unbefangenen immer der Muth entfallen. Es ist als wären sie dahin gegeben, zu thun, was nicht taugt.

Keine Erfahrung frommt ihnen; kein warnendes Beispiel leitet sie.

Welche Aehnlichkeit zwischen dem Fall von Bern und dem von Hannover! Aber der von Hannover war noch mehr befremdend. Die Fran-

zosen konnten hier nicht so leicht, wie dort, neue Armeen nachrücken lassen.

Auch in den Klagen über ihre Herren Gäste habe ich beide Städte gleich gefunden. Sie erinnern Sich wohl noch, daß mir diese Klagen in Bern so schmerzhaft waren, daß ich diese Stadt auf meiner zweiten Schweitzerreise vermied. In eben dem Ton sprach man auch in Hannover; eben so rühmte man die vergangene Zeit. Als mir der Lohnbediente die Spaziergänge zeigte, die sonst so sorgfältig gehalten wurden, und jetzt vernachlässigt wären — glaubte ich einen Berner zu hören.

Sonst betragen sich die Franzosen, so viel ich urtheilen kann, ziemlich gut. Sie verrathen noch nicht einmal die Absicht, immer bleiben zu wollen. Die Verwaltung ist allenthalben den angesetzten Beamten gelassen. In der Verfassung ist nichts geändert. Die Franzosen traten wegen ihrer Bedürfnisse mit den bestehenden Behörden zusammen. Sogar das G. R. ist, wie ich Ihnen neulich schrieb, fast allenthalben stehen geblieben. Nur zuweilen finden Sie es überkalkt, wie an dem Wachthause zu Hannover.

Aber die Unterhaltung der zahlreichen Truppen muß freilich das Land sehr beschweren. Es muß alles geben: Unterhalt, Sold, Kleidung. Alle Französischen Soldaten sind hier im Lande neu gekleidet und equipirt. In Hannover musten sie den Offiziers sogar Domestiken zur Aufwartung geben. Besonders klagt man über den Aufwand für die Tafel der Generale. Von dem Churfürstlichen Schloß muß täglich die Tafel für sieben Generale besorgt werden. Sie können glauben, daß das kein kleiner Artikel ist.

Indeß wünschen die Hannoveraner sich Glück zu ihrem jetzigen Obergeneral. Es ist Bernadotte, der gerechte und billige Gesinnungen äussert. Auch hält er strenge Kriegszucht. Dies ist am Ende die Hauptsache. Was der Bürger auch giebt, so wird es ihm sicher um die Hälfte erleichtert, wenn er es nach einer gewissen Regel geben kann, ohne sich Mishandlungen auszusetzen.

Daß so manche gute Veranstaltungen der Regierung jetzt danieder liegen, machen die Umstände unvermeidlich. Es fehlt schlechterdings an Mitteln, da die Franzosen das Land besetzt haben, und so unendlich viel daraus ziehen. Und

für ein Land, das nicht größere Mittel hat, ist diese Unterbrechung schon sehr bedeutender Verlust.

Die Hannöverische Regierung that wirklich viel zur Beförderung des gemeinen Wohlstandes. Sie ist sehr unterrichtet, aufmerksam, thätig. Die steigende Aufnahme des Landes ist ein redender Beweis für sie. Und wenn Sie sie nur aus den Hannöverischen Anzeigen kennten, so würden Sie ihr Beifall schenken. Wundern Sie Sich nicht, daß ich mich darauf berufe. Die Amtsblätter scheinen mir eine der sichersten Angaben zu seyn, die Regierung zu beurtheilen.

Darum zeigt auch das Volk so viele Anhänglichkeit. Sie reden selbst unter den jetzigen Umständen, mit tiefer Empfindung von ihren Herren in Hannover. Mit Recht finden sie in ihrer Klugheit einen Grund des Trostes und der Hoffnung. Es würde uns viel schlimmer gehen, sagt Ihnen jeder, wenn unsere Herren nicht immer am Ruder säßen, und mit den Franzosen handelten.

Auch hier ist mir wieder, als wäre ich in Bern. Man hat die Hannöverische Regierung aristokratisch gescholten, während des Revolutionsfiebers, wie die Berner. Der Hannöverische

Adel ist wegen seines Stolzes fast vor allen übel berüchtigt. Dennoch wird die Hannöverische Regierung, wie die ehemalige Berner, nie lauter gepriesen, als jetzt, wo man sie sicher ungestraft schmähen dürfte, wo sich so leicht Anlässe finden, einzelne Mitglieder mit Erfolg anzufeinden.

Mich dünkt das entscheidet ohne Widerrede. Eine Regierung, für welche das Herz der Menge ein solches Zeugniß ablegt, muß nothwendig gut seyn.

Sie beschuldigen mich gewiß nicht, daß ich dadurch Schwächen und Vorurtheile in Schutz nehme. Ich mag so wenig den Adelsstolz beschönigen, als die Regierung von allem Nepotismus und einseitigen Ansichten frei sprechen. Aber mich dünkt, ich kann mit eben so gutem Fug behaupten, daß man in Stücken zu weit gegangen sey.

Möchte es nur nicht in kurzem eben so gehen mit der Verfassung Deutschlands überhaupt. Wir haben so viel über die Reichsverfassung geklagt, geseufzt, gespottet; möchten wir sie nur nicht zurückwünschen, mit allen ihren Mängeln, wenn sie gänzlich umgestürzt ist.

Seitdem der Deputationsrezeß so genehmigt ist, erwarte ich nichts gutes mehr für die Reichsverfassung. Mein verdienter Lehrer, der alte Pütter, hoffte noch, als ich ihn im December 1797 auf der Reise nach Rastadt besuchte, das deutsche Reich würde den Sturm überstehen. Aber was würde er jetzt sagen?

Sobald nach dem Lüneviller Frieden die Unterhandlungen über die Entschädigung der verlierenden Reichsstände zu Paris, nur zwischen Rußland und Frankreich geführt wurden, gab ich die Freiheit und Selbstständigkeit Deutschlands völlig auf.

Dieser Ansicht entsprach gleich die erste Mittheilung des Entschädigungsplans der beiden Vermittler. Er ward der Reichsdeputation in ihrer ersten Sitzung am 24 Aug. 1802 vorgelegt, mit der Vorschrift, ihr Geschäft innerhalb zwei Monaten völlig zu beendigen! Welche Formen! — aber, möchte man ausrufen, was sind sie gegen den Inhalt, gegen die Tendenz des Plans!

In dem Lüneviller Frieden war volle Entschädigung dem Hause Oesterreich zugesagt, für den Verlust von Toscana und Modena. Als von der Anwendung die Rede war, setzte Napo-

leon, mit dem Russischen Cabinet damals ganz einverstanden, einen Grundsatz fest, der jene Entschädigung unmöglich machte.

Die Ruhe Europens, hieß es, fordere die Herstellung des Gleichgewichts dadurch, daß Oesterreich eine große Macht bliebe. Aber die Ruhe Deutschlands fordere auch die Herstellung des Gleichgewichts in Deutschland. Dazu müste man die Säcularisationen benutzen. Einige der größeren Reichsstände müßten so überreichlich entschädigt werden, daß sie in den Stand kämen, Oesterreich das Gegengewicht in Deutschland zu halten, wenn sie sich vereinigten.

Daß ein solches Gleichgewicht bisher nicht statt fand, kam nicht in Betracht. Auch das nicht, daß diese Stände allein es dennoch nicht mit Oesterreich aufnehmen konnten; hingegen mit Frankreich verbunden, ohnehin die stärkere Parthei waren. Blos auf dem Fall, daß Rußland sich auf Oesterreichs Seite neigte, konnten die Stände durch ihre Vereinigung mit Frankreich die Streitkräfte wieder gleich machen. Aber wer wollte sich den Gedanken damals erlauben? wie würde Rußland dann mitwürken, Frankreich natürliche Verbündete zu schaffen?

Indeß fanden die Vorstellungen des Oesterreichischen Gesandten in Paris kein Gehör. Die Grundsätze wurden angenommen und entwickelt ohne Oesterreichs Zuziehung.

Die Masse der Gegenstände hätte zugereicht, einen jeden der verlierenden Fürsten beinahe völlig zu entschädigen, wenn man alle geistlichen Staaten und die meisten Reichsstädte mit dazu verwandte. Allein durch die Anwendung jenes Grundsatzes ward das Verhältniß völlig verrückt. Von den größeren Ständen gewannen mehrere: einige verloren. Unter den kleineren, die durch Land entschädigt wurden, war das Verhältniß so ziemlich gleich: doch verlor die Mehrheit. Für die letzteren Klassen blieb nichts mehr übrig.

Natürlich muste ein solcher Plan selbst in der außerordentlichen Reichsdeputation, die darüber berathen sollte, Verschiedenheit der Meinungen erregen. Böhmen und Deutschmeister standen auf der einen Seite, die anderen alle auf der andern. Nur Sachsen allein war neutral. Es gewann und verlor nichts. Das System der Regierung entsprach durchaus dem Charakter des Regenten; Gerechtigkeit, Erhaltung der bestehenden Ordnung, Verbesserung durch eigene Ver-

anstaltungen. So wünschte Sachsen die Friedensverhandlungen in Rastadt zu leiten: so wünschte es auch jetzt den Entschädigungsplan zu modificiren.

Aber es war voraus zu sehen, daß keine wesentliche Abänderungen zugelassen würden. Die Vermittler hatten ihre Parthie genommen; die Mittel zur Ausführung waren bereit. Aller Widerstand war unmöglich. Die deutschen Reichsstände konnten eigentlich nur doléances vorbringen, keine remontrances.

Dennoch behauptete Oesterreich wenigstens den Anstand.

„Der Kaiser,“ sagte Fürst Metternich — der auch in dieser Deputation als Kaiserlicher Bevollmächtigter erschien — in der ersten Versammlung, „habe seit dem Reichsgutachten „vom 2. Oct. 1801 bei der französischen Regierung oft schriftlich und mündlich auf die Zusammentretung der Reichsdeputation mit Französischen Bevollmächtigten, um die noch übrigen „Friedenspunkte zu verabreden, angetragen, aber „vergeblich; eben so wenig habe Er es zu einer „vorbereitlichen Unterhandlung zwischen ihm und „der Französischen Regierung bringen können,

„und ob Er gleich die zu Ende des Jahres 1801
„Ihm von Rußland angetragene neue gemein-
„schaftliche Unterhandlung in Paris sich bereit-
„willigst habe gefallen lassen; so sey doch sein
„dortiger Bothschafter weder zu dieser Unterhand-
„lung gezogen, noch von deren Fortgang und Re-
„sultat benachrichtigt worden. Er habe also
„durch keine Verzögerung oder Unterlassung sei-
„nes reichsoberhauptlichen Amtes irgend eine
„Veranlassung gegeben, dem Kaiser und Reich,
„als contrahirenden Hauptttheilen des Lüneviller
„Friedensschlusses, die Ihnen darin vorbehaltene
„unmittelbare Behandlung und Berichtigung des
„Entschädigungsgeschäfts zu schmälern. Sobald
„Er von den gemeinschaftlichen Verabredungen
„Frankreichs und Rußlands über diesen Gegenstand
„unterrichtet worden sey, habe Er im Vertrauen
„auf die Achtung der erwähnten Mächte für die
„unverletzbaren Rechte eines unabhängigen Staa-
„tes — wie der deutsche Staatskörper sey —
„geeilt, die Reichsdeputation zusammen zu be-
„rufen, um zu der Behandlung eines Geschäfts
„mitzuwirken, bei dem es sich um des deutschen
„Reichs Interesse, Eigenthum, Verfassung,
„Wohl und Wehe vorzüglich handelt; und Er sey

„hiezu um desto mehr bewogen worden, da er „die offizielle Versicherung erhalten, daß beide „Mächte zur Berichtigung eines verwickelten Ge„schäftes zwar ihren Rath und ihre freundschaft„liche Verwendung als dritte, nicht interessirte, „Staaten für nützlich erachteten, jedoch nicht ge„sonnen seyen, dem deutschen Reiche und der „dasselbe repräsentirenden Reichsdeputation die „Befugniß abzustreiten, an der Behandlung des „Entschädigungsgeschäfts selbst Theil zu nehmen. „Der Auftrag der Deputation sey, die zur gänz„lichen Berichtigung des Lüneviller Friedens noch „vorbehaltene besondere Uebereinkunft unver„nehmlich mit Französischen Bevollmächtigten zu „schließen, und insbesondere die in dem 5ten und „6ften Artikel fortgesetzten Entschädigungen durch „Säcularisationen in Ordnung zu bringen. Dem„nach werde das erste Geschäft der Deputation „seyn, über die, in der von den vermittelnden „Mächten übergebenen Declaration, angenom„menen Entschädigungs-Grundsätze, „und über die in derselben Gemäßheit getroffenen „mannigfaltigen Bestimmungen die reifste Bera„thung anzustellen, für die Friedensschlußmäßige „Erfüllung der verheissenen Entschädigungen mit

„gleicher Gerechtigkeit zu sorgen, dabei nur die „in dem Frieden selbst und in den Rastadter Unter„handlungen festgesetzten Hauptgrundsätze (ohne „Gestattung nachtheiliger Ausnahmen „unter dem Vorwande eines unter den „vorzüglicheren Fürsten Deutschlands „zu beobachtenden Gleichgewichts) im„mer vor Augen zu haben, und sowohl die An„wendung derselben, als die übrigen — in der „Declaration dem Reiche zur Erwägung empfohl„nen — die Grundverfassung des deutschen Reichs „betreffenden Punkte mit der Sorgfalt und Um„sicht in Ueberlegung zu ziehen, welche die Wich„tigkeit des Gegenstandes und die davon unzer„trennbaren Folgen für die Wohlfahrt des ge„sammten deutschen Reichs, seiner Stände und „Angehörigen, zur unnachläßlichen Pflicht „machen."

Allein die Deputation hielt sich mit dem vollkommensten Recht überzeugt, die Vermittler hätten absichtlich den Inhalt des Friedens dem jetzt angenommenen Grundsatz des Gleichgewichts in Deutschland, untergeordnet. Sie muste also das Geschäft der Untersuchung des Plans willig auf-

geben, und sich nur auf einzelne Reclamationen beschränken.

In diesem Sinn nahm die Mehrheit schon in der dritten Sitzung am 8. Sept. den Plan im allgemeinen an. Die eingekommenen Reclamationen von dem Großherzog von Toscana, dem Deutschmeister und dem Grafen Stadion sollten den vermittelnden Mächten mitgetheilt werden.

Sachsen erklärte, es müßte sich den Beschluß der Mehrheit gefallen lassen. Böhmen und Deutschmeister blieben zwar bei ihrer abstimmenden Meinung; sie wandten aber nichts dagegen ein, daß der Beschluß nach der Mehrheit gefaßt würde.

Der Kaiserliche Bevollmächtigte versagte, den bisherigen Formen getreu, der Annahme des Plans seine Beistimmung. Er verwies die Deputation auf den Lüneviller Frieden, als die eigentliche Norm, welche Toscana vollständige Entschädigung zusicherte.

Indeß ließ der erste Consul durch seinen Minister bezeugen, die Eröffnungen des Wiener Hofs zur Einleitung des Entschädigungsplans hätten blos die Entschädigung des Grosherzogs von

Toscana zur Absicht gehabt, wozu weltliche und erbliche Besitzungen vorgeschlagen wären. Die Entwürfe wären dahin gegangen, sein Gebiet bis an den Lech auszudehnen; dadurch würde Baiern aus der Zahl der Mächte ausgestrichen. Baiern sey aber durch die Politik der Mächte garantirt, die dabei interessirt wären, ein billiges Gleichgewicht in Deutschland zu erhalten. Denn, wenn das Gleichgewicht von Europa wolle, daß Oesterreich groß und mächtig sey: so erfordere es das Gleichgewicht von Deutschland, daß Baiern in seiner Integrität bleibe, und gegen jede weitere Zerstückelung gedeckt werde. Man hätte daher die Wiener Insinuationen weder in Paris, noch zu Petersburg, noch zu München annehmen können. Dagegen erklärte der erste Consul, die Erbstaaten des Churfürsten von Pfalzbaiern befänden sich, unabänderlich unter dem Schutz der vermittelnden Mächte; so auch die ihm bestimmten Entschädigungen, die zur Herstellung des Gleichgewichts nöthig. Er werde nie zugeben, daß Oesterreich irgend einen Theil des Gebiets erhalte, welches Baiern auf dem rechten Innufer besitze.

Dagegen bestätigte Böhmen, nach Vorlesung dieser Note, in der vierten Sitzung am 14ten Sept. seine erste Verwahrung gegen den Plan.

„Einerseits sey die Annahme des Plans im „allgemeinen unvereinbarlich mit der von der Deputation und den vermittelnden Mächten beziel-„ten Gerechtigkeit und Unpartheilichkeit: sie kön-„ne daher weder der gegenwärtigen Welt noch „der Nachwelt, als Frucht ruhiger, jedes Recht „und jedes Verhältniß wägender Prüfung, sie „müsse ihr vielmehr als Werk, entweder der Ueber-„eilung oder des ausschliessendsten Vorbedachts, „erscheinen; zwei Urtheile, welche die Würde des „der Deputation anvertraueten Geschäfts und „der gerechte Wunsch seiner unantastbaren Fort-„dauer in gleicher Weite von ihm entfernt hal-„ten sollten. Anderer Seits gebe diese Annahme „allen noch so gegründeten Reclamanten, in je-„dem durch den Plan übermäßig Betheilten „einen eigenen Gegner, welcher von nun an über „die gerechtesten Ausstellungen sich erhaben wäh-„net, und das ihm angekündigte Loos gleich ei-„nem bereits erworbenen unbestreitbaren Eigen-„thum vertheidiget; die Deputation setze also

„hiedurch ein unverkennbares, neues, großes
„Hinderniß zwischen ihr eigenes Gefühl und die
„den Verletzten schuldige Hülfe. Die Richtigkeit
„dieser Bemerkungen zeigt sich jedem unbefange-
„nen Auge, und wer sie nicht laut mitspricht,
„kann sie doch seiner eigenen stillen Ueberzeugung
„und dem Urtheile des Publikums nicht abläug-
„nen. Wenn es demnach um würdige und ge-
„setzte Behandlung eines so großen Gegenstandes
„zu thun sey, so dürfe wenigstens nicht gleich
„der erste Schritt in ausgangslose Abwege füh-
„ren. Ohne Zweifel aber wären es solche Abwe-
„ge, wenn der Plan im Anbeginn seiner Ent-
„wickelung die klärste Verbindlichkeit des 5ten
„Artikels des Friedens großentheils unerfüllt lasse;
„wenn er auf dem Grunde, welcher die Schad-
„loshaltung des Grosherzogs vervollständigen
„sollte, Entschädigungen für einen Dritten er-
„richte, und so stufenweise auf den Vierten und
„Fünften fortschreite, auch endlich gar zu neuen
„Sätzen und Grundlagen, die weder mit dem
„Buchstaben noch mit dem Sinn des Reichsfrie-
„dens-Vertrags irgend etwas gemein haben;
„wenn endlich die Deputation, statt einen festen
„Richtpunkt in der Mitte dieser Verwickelungen

„zu ersehen, und zu bezeichnen, ihnen vielmehr
„zu folgen scheine. Es sey das allerseitige In=
„teresse, selbst der beiden Mächte, daß dieses
„nicht geschähe, um daß jenes, was aus Drang
„der Umstände geschehen muß, nicht mit dem zer=
„störenden Gepräge einer gänzlichen Aufgebung
„alles eigenen Urtheils und Willens in die Welt
„trete. Damit nun das Geschäft ohne Zeitver=
„lust in eine bessere Lage komme, wäre der Kai=
„serlich=Königliche Hof zu neuen Eröfnungen
„mit den beiden Mächten gekommen, wovon er
„sich einen glücklichen Erfolg verspreche, müsse
„aber um so feierlicher gegen alle vorläufige An=
„nahme des vorgelegten Plans sich verwahren."

In Rücksicht auf die Französische Note, er=
klärte der Subdelegirte weiter, „ohne seinem
„Hofe vorgreifen zu wollen, daß ihm während
„seiner Theilnahme an den Unterhandlungen in
„Paris nichts bekannt geworden sey, woraus ent=
„weder auf eine Vorrückung der Grenzen bis an
„den Lech, oder auf eine Untergrabung und Ge=
„fährdung des gegenseitigen Bestandes von Pfalz=
„Baiern auf irgend eine Weise gefolgert werden
„könnte; daß vielmehr für jede Abtretung oder
„Verwechselung der vollständigste Gegenwerth

„jedesmal angetragen worden, und keine Ver„änderung überhaupt anders, als mit dessen völ„ligem Einverständniß bezweckt worden sey.“

Nun ward die Unterhandlung zwischen Oesterreich und Frankreich die Hauptsache. Sie lag außerhalb des Gesichtskreises der Deputation.

Oesterreich hatte anfangs große Schwierigkeiten wegen Passau zu überwinden. Es ist einer der schlimmsten Mißgriffe in der Politik, Maasregeln zu versuchen, die man nicht durchsetzen kann. Wenn die halben Maasregeln nicht taugen, wo man nicht stehen bleiben darf: so ist es eben so schlimm, aufzutreten, wenn man nicht sicher ist, weiter fortzuschreiten.

Endlich wurden diese Wolken zerstreuet, durch eine unerwartete günstigere Constellation der politischen Verhältnisse, und durch weises Nachgeben auf Seiten Oesterreichs.

Toscana erhielt auch noch das Hochstift Eichstädt, welches der Entschädigung Baierns abgenommen ward. Die Convention kam am 26. Decemb. 1802. zu Paris zu Stande.

Die Deputation war inzwischen auf ihrem Wege fortgegangen.

Reclamationen gegen den Plan kamen in großer Menge ein. Sie wurden den Ministern der vermittelnden Mächte mitgetheilt. Aber an eine Erörterung der einzelnen Fälle war nicht zu gedenken. Der Französische Minister wollte sich auf keine Mittheilung der Memoires et évaluations einlassen, worauf sich doch die Entschädigungen gründen sollten.

Aber wozu hätte sie auch helfen können?

Auf der einen Seite hatten die größeren Reichsstände geeilt von ihren Entschädigungen Besitz zu nehmen. Frankreich selbst ermunterte sie dazu. Man wünschte, je eher, je lieber, alles so umzuwälzen, daß die Rückkehr in den vorigen Stand unmöglich würde. Französische Armeen auf deutschem Boden, Russische an den Grenzen vereitelten jeden Versuch zur Widersetzlichkeit, erstickten selbst ungestüme Klagen.

Und dann mag es ein schöner Wust gewesen seyn, diese Masse von Denkschriften. Manche kenne ich noch von Rastadt her; sollten die späteren in einem andern Sinn verfaßt seyn? Als politische Kabinetsstücke haben sie gewiß ihre eigenthümlichen Vorzüge: als statistische Angaben sind sie ohne Werth. Es ist nicht möglich, sich einen

auffallenderen Widerspruch historischer Nachrichten zu denken, als den, welchen sie enthalten. Selbst die Berichte zweier Generale, von denen jeder gesiegt haben will, sind noch harmonisch dagegen.

Unstreitig wählten die Minister der vermittelnden Mächte den besseren Weg. Alles hieng ohnehin von der Gnade der Französischen Regierung ab: es kam nur darauf an, die zweifelhaften Punkte am schnellsten zu entscheiden.

Die Minister machten einen zweiten Plan. Sie nannten ihn den allgemeinen, weil er alle Gegenstände erschöpfen sollte. Wirklich waren die einzelnen Reclamationen, welche in Betracht kommen sollten, dabei erwogen.

Dieser Plan ward der Deputation in der dreizehnten Sitzung am 9. Octob. vorgelegt, und von der Mehrheit sogleich angenommen. Indeß bewirkten neuere und ältere Reclamanten nachher noch manche Aenderungen. Natürlich erhielten diese, auf den Antrag der Minister, auch die Zustimmung der Deputation.

Aber sie war nicht so glücklich, ihre Wünsche durchsetzen zu können, welche eine irgend erhebliche Abweichung von dem Plan veranlaßt hätten.

Die Gründe der Gerechtigkeit und Billigkeit mußten hier dem Interesse der Zeitumstände weichen.

Die Deputation hatte einstimmig den Grundsatz angenommen: Mediatstifter in alten Erblanden dürften friedensmäßig nicht zur Entschädigungsmasse gezogen werden. Der Grundsatz ward völlig verworfen.

Alle Verwendungen für die Aufhebung des Sequesters waren fruchtlos. Vertragsmäßig mußte sie gleich nach der Ratifikation des Friedens erfolgen: gleichwohl konnte die Deputation sie auch nicht für einen einzigen Fall auswirken. Sie konnte kein Versprechen darüber erhalten, nicht einmal die Festsetzung einer Regel, um die Reclamationen darnach zu beurtheilen.

Eben so wenig waren die begünstigten Reichsstände zu einiger Nachgiebigkeit zu bewegen, um den Verlust derer zu mindern, welche großentheils oder gänzlich ausfielen.

Die allzu reichlich Entschädigten wollten nichts von Sistentations- und Supplementen-Fonds übernehmen. Sie wollten nicht einmal den zehnten Pfennig zugestehen.

Wiederholte einstimmige Deputationsschlüsse konnten den vier Reichsstädten nicht den Beitrag

auflegen, wodurch man den Supplementen Fonds eine Erleichterung schaffen wollte.

So kam es, daß die letzten in der Reihe so viel einbüßten; daß man den Erzkanzler, weil kein Land mehr vorhanden war, sogar auf den Rheinstrom verweisen muste. *)

Der Deputations-Hauptschluß, welcher am 23. Nov. 1802. vollendet ward, ist also nicht anzusehen als das letzte Resultat der freien einmüthigen Zustimmung, sondern als die einstimmige Ergebung in den Drang der Zeit und Umstände.

Zwar erfolgten nachher noch einige Aenderungen und Zusätze: sie sind aber nicht von besonderer Wichtigkeit, mit Ausnahme der Bestimmung der besonderen Entschädigung des Großherzogs von Toscana.

Die Convention über diesen Gegenstand ward der Deputation am 19. Jan. 1803 mitgetheilt. Nun trat Böhmen den Beschlüssen über die Annahme des Plans und dem Hauptschluß bei: auch die Kaiserliche Plenipotenz vereinigte sich

*) Diese Zusammenstellung ist aus Gaßpari schätzbarer Erläuterung des Deputations-Recesses. Hamburg 1803. 8.

damit Alle Anstände waren gehoben: die Deputation handelte nachher ganz einstimmig.

Baiern erklärte zwar in Rücksicht auf jene Vereinbarung: „es sey der beruhigenden Ueberzeugung, daß die Befriedigung des Großherzogs nicht auf Kosten eines einzelnen Standes „wolle begehrt werden, und hege das vollständigste Vertrauen, die Vermittler würden, in Gemäßheit ihrer wiederholten Zusicherungen, die „so oft erprobten Grundsätze einer unwandelbaren Gerechtigkeit auch hier nicht verkennen „lassen."

Allein es war zu spät. Die Sache wär im höheren Rathschluß abgemacht: von einer ernstlichen Reclamation war nicht weiter die Rede.

Die Deputation beschäftigte sich nun mit einer letzten Redaction des Hauptschlusses, welche die Pariser Convention und einige spätere Abänderungen nöthig machten. So ward ein neuer Hauptschluß am 25. Febr. 1803. in der 46sten Sitzung verfaßt, von der Reichsversammlung durch ein Reichsgutachten vom 24. März dem Kaiser vorgelegt, und von diesem durch ein Commissions-Dekret vom 27. April ratificirt.

Das ist der Deputations-Receß, den unsere Publicisten das neueste, wichtigste Reichsgrundgesetz nennen.

Ich möchte ihn eher für die letzte Willenserklärung der sterbenden Reichsversammlung halten, wenn man es mit der Freiheit des Willens nicht so gar genau nimmt. Den Keim der Zerstörung trägt er sichtbar in sich; es kömmt blos darauf an, ob der alte, schwache Staatskörper noch eine Weile vegetire, oder plötzlich an einem Schlagfluß verscheide.

Lassen sie uns nur blos die beiden Theile gegen einander halten, unter denen man das Gleichgewicht herstellen wollte. Wir schätzen ihre Kräfte, wie sie vorhin waren, und wie sie künftig seyn werden, nur nach der Menschenzahl. Die Größe des Gebiets ist weniger entscheidend: die Einkünfte stehen, im Ganzen genommen, ungefähr in demselben Verhältniß. *)

*) Zum Nachsehen verweise ich hier auf Randel, Ockhardt, Häck, den Sotzmannschen Atlas von Deutschland (1789) und den zum Gebrauch für die neueste Verfassung ganz bequemen neuen Indemnisations- und Grenz-Atlas von Deutschland in 12 Blättern von Lange. (Leipzig 1803.)

Das Oesterreichische Haus hat zwar unmittelbar in Deutschland nicht verlohren, sondern noch bedeutend gewonnen. Allein hier ist der Verlust des Einflusses eben so entscheidend. Mehr oder weniger konnte es die Streitkräfte, über welche es auf diese Weise verfügen konnte, immer zu den seinigen rechnen. Wenn es sie nicht gehörig nützte, so lag die Schuld nur an den unglücklichen halben Maasregeln. Die Franzosen verstehen sich besser darauf. Das haben sie in Holland, in Italien, selbst in der Schweiz, bewiesen. Man muß hoffen, die anderen Mächte werden endlich von ihnen lernen.

Nach jener Bestimmung kann man annehmen, daß alle katholischen Einwohner Deutschlands zu der Oesterreichischen Parthie gehörten, mit Ausnahme von Pfalz-Baiern, wo politische Gründe die religiöse Meinung überwiegen mogten.

Es ist traurig, die Verschiedenheit der Ansichten eines und desselben Sistems der Gottes-Verehrung zum Maasstab politischer Berechnungen machen zu müssen. Aber was hilft es, sich mit falschen Vorstellungen zu täuschen? Nach der Erfahrung von drittehalb Jahrhunderten war die Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses in

Deutschland stets das sicherste Kennzeichen des politischen Sistems. Insonderheit hat sich dies in allen Kriegen bewährt; auch noch in dem Revolutionskriege. In die Untersuchung der Gründe will ich hier nicht eintreten. Gesetzt die Leiter hätten die Religion nur zum Deckmantel gebraucht: genug — die Menge ward durch diesen Zauber bestimmt. Bekanntlich sind auch die Leiter nicht immer Fürsten: vielmehr gehören diese sehr oft zu den Geleiteten.

Sie werden mir nicht die Ausnahmen einwenden?

Ich weiß sehr wohl, daß, auch außer den Baiern, mehrere katholische Reichsstände zu der Anti-Oesterreichischen Parthie gehörten; daß in den Ländern protestantischer Fürsten eine bedeutende Anzahl Einwohner dem katholischen Glaubensbekenntniß zugethan sind. Aber dies gleicht sich vollkommen aus, durch die protestantischen Unterthanen in den katholischen Staaten, und dann durch die Gesamtheit der Volksmenge in den Ländchen der Reichsgrafen, in dem Gebiet der Reichsritterschaft, in den Reichsstädten im südlichen Deutschland. Diese waren stets dem

Kaiserhause ergeben. Man kann die Menschenzahl sicher auf 700000 schätzen.

Wir nehmen an, Deutschland habe vor dem Lüneviller Frieden 28 Millionen Menschen gehabt. Darunter waren etwa 16 Millionen Katholiken, 10 Millionen Evangelisch-Lutherische und 2 Millionen Reformirte. Von jenen rechnen wir 2 Millionen für Pfalzbaiern ab. Also hätte nach der angegebenen Voraussetzung jede Parthie auf 14 Millionen Menschen rechnen können.

Daraus folgt, daß vor dem Lüneviller Frieden ein so vollkommenes Gleichgewicht in Deutschland existirte, als es sich auf der politischen Wagschaale nur irgend bestimmen läßt. Hätte aber ja die Schaale auf die eine oder die andere Seite sich geneigt, so wäre der Ausschlag eher wider Oesterreich gewesen, weil von den katholischen Unterthanen eine bedeutende Menge in verhältnißmäßig kleinern Ländern, Gebieten und Reichsstädten vertheilt waren. Eine solche Masse kann, selbst bei dem besten Willen, bei weitem nicht mit der Kraft wirken, als in wenigeren, größeren Staaten. Auf allen Fall mag diese Betrachtung den Ueberschuß aufwägen, den vielleicht

die protestantischen Unterthanen in den Oesterreichischen Staaten in Deutschland gegen die Katholischen in dem Preußischen ausmachten.

Uebrigens versteht es sich, daß ich nur von der faktischen Stärke der Parthieen rede, nicht von dem Uebergewicht nach der Staatsrechtlichen Verfassung. Hier war der Vortheil fast immer auf Oesterreichs Seite, weil die Katholischen Stimmen die überwiegende Mehrheit auf dem Reichstage ausmachten. Man weiß aber, wie wenig der Erfolg den Beschlüssen entsprach; wie schwach die Kräfte der Reichsstände angestrengt wurden, wie leicht es jedem Unwilligen ward, sich seiner Pflicht zu entziehen. Auch hatte der protestantische Theil der Reichsstände ein unfehlbares Mittel, sich der Mitwirkung zu den Beschlüssen der Mehrheit zu entziehen. Das Mittel war in der bisherigen Reichsverfassung ausdrücklich begründet, durch den Gebrauch anerkannt, vom Gegentheil niemals bestritten. Es bestand darin, daß jeder Religionstheil zusammen für eine Meinung stimmte (itio in partes). Sobald dies geschah, konnte in der Sache nichts weiter geschehen. Die Katholischen Stände sahen diese Trennung so ungern, daß schon die bloße Drohung

hinreichte, eine Berathung anzustellen. So kam es, daß der siebenjährige Krieg nicht für einen eigentlichen Reichskrieg erklärt ward, obgleich in der That die Mehrheit der Reichsstände wirklich gegen Preußen, Hessen und Hannover im Felde standen.

So war es vor dem Lüneviller Frieden.

Durch den Frieden verlor Deutschland das ganze linke Rheinufer. Hier war die große Mehrheit der Unterthanen dem Katholischen Glaubensbekenntniß zugethan. Man kann das Uebergewicht sicher auf eine Million schätzen.

Ferner sind die großen Reichsstände Baden, Braunschweig-Lüneburg, Hessen, Nassau, Pfalzbaiern, Preußen und Wirtemberg so über alles Verhältniß entschädigt, daß wir den vorigen Maaßstab der Berechnung der Kräfte nicht mehr anwenden können. Sie befinden sich nun in Ansehung des bedeutenden Zuwachses alle in der Kathegorie, worin vorhin unter den Katholischen fast nur Pfalzbaiern war. Wie Pfalzbaiern, aus natürlicher, nachbarlicher Eifersucht seit Jahrhunderten Oesterreich abgeneigt war, so sind nun alle diese Stände, durch die

Bestimmung der Entschädigung nach dem neuen Gleichgewicht, Oesterreichs beständige Gegner.

Baden hat etwa 26000 Menschen verloren auf 8 Quadrat=Meilen, und 240000 Gulden Einkünfte. Es ist entschädigt mit 60 Quadrat=Meilen, 237000 Menschen und 1,540,000 Gulden Einkünfte.

Braunschweig=Lüneburg verliert 8 Quadrat=Meilen, 35000 Menschen, 120000 Gulden Einkünfte. Es erhält 54 Q. M., 140000 Menschen, 800000 Gulden Einkünfte.

Hessen verliert 13 Q. M., 40000 M. 400000 Gulden. Es erhält 105 Q. M., 140000 Menschen, 900000 Gulden.

Nassau verliert 26 Q. M., 70000 M., 600000 Gulden. Es erhält 85 Q. M., 220000 M., 2000000 Gulden.

Pfalzbaiern verliert 190 Q. M., 600000 Menschen, 4300000 Gulden. Es erhält 290 Q. M., 860000 Menschen, 6,700,000 Gulden.

Preußen 48 Q. M., 127000 Menschen, 1400000 Gulden. Es erhält 236 Q. M., 558000 M., 3800000 Gulden.

Wirtemberg verliert 7 Q. M., 14000 Menschen, 35000 Gulden, und erhält 30 Q. M.,

114000 Menschen und 700000 Gulden Einkünfte.

Die Summe dieses Verlustes beträgt 300 Q. M., 912000 Menschen, 7,460,000 Gulden Einkünfte: die Entschädigungen 860 Q. M., 2269000 Menschen, 16440000 Gulden Einkünfte.

Es entsteht also ein Ueberschuß gegen Oesterreich von 560 Q. M., 1357000 Menschen und 9630000 Gulden Einkünfte. Dazu kömmt noch der Staat des Reichserzkanzlers, der, nach dem Deputationsreceß schwerlich mehr auf Oesterreichs Seite seyn kann. Dieser wird geschätzt auf 25 Q. M., 83000 Menschen, und 1000000 Gulden Einkünfte, mit Einbegriff von 350000 Gulden, die diesem Fürsten, zur Ergänzung der bestimmten Einkünfte auf die Rheinschiffarths-Octroi angewiesen sind. Die Hauptsumme wird folglich 585 Q. M., 1,440000 Menschen und 10,030,000 Gulden Einkünfte.

Dagegen gewinnt die Oesterreichische Parthie in Deutschland nichts durch die Entschädigung des Grosherzogs von Toscana vermittelst Salzburg, Brechtolsgaden, einen Theil von Passau und Eichstädt. Denn nach unserer Voraus-

setzung, waren diese Länder vorhin schon auf dieser Seite wegen des Religionsprinzips.

Was der Herzog von Modena erhalten hat, Breisgau und die Ortenau, ist ganz und gar von derselben Beschaffenheit.

Geben wir nun Deutschland nach dem Lüneviller Frieden noch 24 Millionen Einwohner, so werden darunter, nach dem obigen Maaßstab etwa 13 Millionen Katholiken und 11 Millionen Protestanten seyn; allein auf der Oesterreichischen Parthei werden nur höchstens 10 Millionen seyn, auf der Gegenparthei hingegen 14 Millionen.

Ueberdies verliert das Haus Oesterreich durch den Deputationsreceß ohne eigentlichen Ersatz an Kräften, die es für sich gebrauchen kann, nach dem, was ich vorhin bemerkt habe, beides Toscana und Modena. Jenes zählte auf 290 Q. M., 1150000 Menschen, und brachte über 4 Millionen Rhein. Gulden ein. Dieses wird auf 92 Q. M., 380000 Einwohner und 1050000 Gulden Einkünfte geschätzt.

Und wenn das Verhältniß in Ansehung der Menschenzahl in Deutschland für die Zukunft Oesterreich nicht günstig ist, so wird seine Macht noch mehr geschwächt durch die Vertheilung der

Entschädigungen in Rücksicht auf die Lage. Baiern und Preußen, die beiden mächtigsten Gegner haben gerade den größten Zuwachs erhalten. Preußen hält jetzt das nördliche Deutschland so umschlossen, daß es fast genöthigt ist, immer Gesetze von ihm anzunehmen. Baiern hat sich trefflich arrondirt, anstatt daß seine Macht vorhin zerstückelt war. Beide grenzen nahe an die übrigen größeren Staaten, die der Entschädigungsplan in Opposition mit dem Oesterreichischen Hause bringt. Oesterreich hat also nun an seinen Grenzen gegen Deutschland eine Macht gegen sich, die, vereint, von dieser Seite die Spitze bieten kann.

Seine eigenen Staaten enthalten freilich neun Zehntheil von den 10 Millionen, die nicht feindlich handeln werden, weil Böhmen, Mähren und Schlesien mit in der allgemeinen Angabe der Volksmenge begriffen sind. Aber unter den Deutschen Reichsständen kann es auch nur von Salzburg und Breisgau eine thätige Hülfe erwarten. Die übrigen, welche geneigt seyn mögten, auf diese Seite sich zu neigen, sind theils zu schwach, theils durch ihre Lage beschränkt. Das einzige günstige Ereigniß für Oesterreich be-

steht also darin, daß sie nicht die Streitkräfte der Gegenparthei noch vermehren.

Was schließen Sie denn aus diesem neuen Prinzip des Gleichgewichts?

Erwarten Sie einen dauerhaften Frieden zwischen zwei Partheien, wovon eine sich offenbar vervortheilt glauben muß, durch die Vergrößerung der anderen?

Auch wenn Sie Deutschland noch ferner als einen Staatskörper betrachten, scheint mir die Wirksamkeit des Staatsvereins durch den Deputationsreceß völlig untergraben zu seyn.

Bei der Stimmung, die jetzt zwischen der Oesterreichischen und Preußisch-Bairischen Parthie herrscht, ist an Vereinbarung zu irgend erheblichen gemeinschaftlichen Zwecken nicht zu denken. Die Mehrheit der Stimmen auf dem Reichstage ist also natürlicherweise jetzt unwirksamer als je. Ueberdies hat der Deputationsrezeß durch Einführung eines Gleichgewichts auch bei Berechnung der Stimmen, zu allem Ueberfluß dafür gesorgt, daß dem Reichsoberhaupt selbst dies Phantom nicht leicht auf die Seite trete.

Welcher Weg bleibt dann übrig, wenn Streitigkeiten unter einzelnen Ständen entstehen, als die Gewalt?

Keine von den beiden Partheien wird es zugeben, daß ein Stand, für den sie sich interessirt, den Ausspruch der anderen wider sich gelten lasse. Jeder einzelne Zwist wird sogleich Partheisache. Das einzige Sachsen, immer noch als bloßer Reichsstand der mächtigste, steht kraftvoll zwischen beiden in der Mitte. Aber wenn es auch selbst nicht Theil nimmt, vermag es als Vermittler die Worte des Friedens und der Mäßigung geltend zu machen?

Nein! es giebt keine gütliche Ausgleichung mehr in Deutschland! wir werden es nicht mehr erleben, daß Hessische Truppen, auf bloße verfassungsmäßige Schreiben hin, das Schaumburgische Gebiet wieder räumen! die bedrängte Fürstin wieder in ihre Rechte einsetzen.

In Zukunft entscheidet bei jeder Streitigkeit, eben wie vor dem Landfrieden, nur das Schwerd, wenn Frankreich erlaubt, daß es gezogen werde. Denn Frankreich, näher als Rußland, wird die Garantie der Verfassung, die nur der Deputationsreceß begründet, allein geltend machen.

Um seine Zustimmung muß sich die Politik der einen und der anderen Parthei drehen, so lange der prekäre Zustand des Friedens bestehen soll.

Wollen Sie einen auffallenden Beweis haben?

Preußen, Baiern, Hessen, Nassau begannen den Kampf gegen die Reichsritterschaft. Der Besitzstand war gegen sie; das Recht unstreitig für sie. Wenn Landeshoheitsrechte verjährt werden konnten, so wäre die Ruhe der Staaten unwiderbringlich verloren. Nur Entschädigung gebietet die Billigkeit in einem solchen Falle; nicht die Fortdauer des usurpirten Rechts.

Aber Oesterreich nahm sich der Unterdrückten an. Es schützte die Reichsritterschaft zu allen Zeiten. Viele aus ihren Mitteln hatten Kanäle die Regierung zu gewinnen. Dazu kam wohl in diesem Falle noch Abneigung gegen den angreifenden Theil.

Die Sache war zweifelhaft; Frankreich entschied. Napoleon erklärte sich für die Ritterschaft.

Nun wollte Oesterreich Reichsverfassungsmäßig marschiren lassen. Es war nicht mehr nöthig. Die Regierungen nahmen ihre Schritte

zurück, mit mehrerem oder wenigerem Anstande, wie sie die Sache voreilig oder behutsamer angefangen hatten.

Diesmal gieng das Ungewitter vorüber. Hätte Napoleon nicht mit Parthie genommen, so brach vielleicht der Krieg aus.

Und eine solche Verfassung könnte bestehen? Napoleon hätte sie als dauerhaft vorgeschrieben?

Nimmermehr!

IV.

Hannover den 1. Juli 1804.

Seit ich in Rastadt war, habe ich den Weg des außerordentlichen Mannes, der jetzt Europens Schicksal bestimmt, mit doppelter Aufmerksamkeit verfolgt.

Ich konnte erwarten ihn zu sehen, und sah ihn nicht. Er machte nur eine kurze Erscheinung; unterzeichnete den 2. December 1797 die Militairconvention mit dem Grafen Cobenzl, und reisete in derselben Nacht nach Frankreich.

Die deutschen Gesandten, die ihn in Rastadt gesehen hatten, waren nicht für ihn. Beliebt wollte er sich gewiß nicht machen; er schien günstig gestimmt zu seyn.

Dennoch erwarteten alle mit großer Sehnsucht seine Rückkunft. Er hatte genug gethan, um allgemein die gespannteste Aufmerksamkeit zu erregen. Auch hoffte man von ihm die Beschleunigung der Unterhandlungen.

Aber dann hätte man sicher die deutschen Formen aufgeben müssen.

Graf Melzi d'Erile, der Gesandte der Cisalpinischen Republik, sagte, er glaubte nicht leicht, daß Buonaparte etwas unmöglich wäre; aber auf die Weise unterhandeln — das könnte er gewiß nicht.

Diesen geistreichen Mann hatte ich das Glück sehr genau kennen zu lernen. Ich danke ihm eine richtigere Ansicht von Buonaparte; richtiger vielleicht, als manche sie haben, die ihn genau zu kennen glauben.

Er erzählte mir manche treffende Züge aus der Zeit, wo er zuerst auf den großen Schauplatz trat: aus seinen Feldzügen in Italien, von seinen originalen, gigantesken Planen, von der wundersamen Erschaffung der Republiken in Italien. Genau bekannt mit seiner Denkungsart und seiner Handlungsweise, sagte er bedingt vor=

her, was ich nachher, zu meinem größten Erstaunen, fast gerade so wirklich werden sah. Sie können sich nicht vorstellen, mit welchem Interesse ich jetzt noch diese Erinnerungen zurückrufe. Jeden Abend schrieb ich, wie ich seit zwanzig Jahren zu thun pflege, solche auffallende Aeußerungen nieder, immer nach dem Datum, aber ohne die Personen zu nennen. So konnte kein anderer diese Anzeichnungen gebrauchen: sie konnten niemand schaden, wenn sie mir abhänden kamen. Aber mir gewährten sie ein ganz eigenes Vergnügen, wenn ich nach Jahren diese Prophezeihung erfüllt, jene Vermuthung bestätigt, diese Beschuldigung entkräftet, jene Unwahrheit aufgedeckt sah *).

Als die ganze Rastadter Welt — ich darf wohl sagen, der größte Theil von Europa — sich in tausend ungewisse Vermuthungen verlor, wo=

*) Ich werde ihn denn nie wieder zu Rathe ziehen können, diesen Schatz, die Frucht langer Erfahrung und eines ausgebreiteten Umgangs mit interessanten Menschen in verschiedenen Ländern, zu so verschiedenen Zeiten. Die Engländer haben meine Papiere geraubt, als sie Seland im Sommer 1807 überfielen.

hin die große Rüstung im Frühjahr 1798 bestimmt wäre, sagte Melzi mir im Vertrauen, seine Vermuthung falle auf Egypten. Einige Zeit nachher zeigte er mir eine Stelle im Redacteur, dem damaligen Amtsblatt der Französischen Regierung, welche diese Vermuthung bestätigte. Ich fand dies mit ihm, und äußerte meine Verwunderung, daß nicht mehrere darauf fielen.

Er lächelte. „Die Menschen ahnden es „nicht, weil sie selten Sinn für excentrische Ideen „haben. Aber eine solche Unternehmung ist ganz „in Buonapartes Charakter.“

Als sich nachher die Schwäche der Directorial-Regierung täglich mehr offenbarte, sagte Melzi, man würde Buonaparte unerwartet zurückkehren sehen. Er unterhielte sicher die genauesten Verbindungen mit Paris. Stets überzeugt, nur ein glücklicher Feldherr könne dem Unwesen ein Ende machen, sey er blos auf eine Weile dem Strom ausgewichen. Aber er werde zur rechten Zeit kommen, das Ungewitter zu beschwören.

„Es ist möglich, daß es in Frankreich noch einige Männer außer ihm giebt, die es vermög-

„ten; aber ich glaube es kaum. Nicht leicht verbindet einer Kühnheit und Besonnenheit, Festigkeit und Gewandtheit, wie Buonaparte. „Unterdeß er in Paris scheinbar in Unthätigkeit „lebte, hat er sicher die Grundzüge einer anderen Regierung bei sich festgesetzt; die Modificationen wird er den Umständen der Zeit anpassen."

Wie oft habe ich mich dieser merkwürdigen Worte wieder erinnert.

Ich war im Herbst 1799 auf der Rückreise nach Kopenhagen begriffen, als ich zuerst im Altonaer Merkur die Nachricht las, der General Buonaparte wäre mit Berthier und einigen anderen Officieren zu Frejus ans Land gestiegen. Mich ergriff eine Vorempfindung, die ich nicht ausdrücken kann.

Sogleich fiel mir Melzi's Prophezeihung ein. Ich wußte nun voraus, er würde die Verfassung Frankreichs umändern. Er war der Mann: keiner außer ihm vermogte es. Alle Partheien erkannten ihn dafür: jede suchte ihn zu gewinnen.

Anfangs schonte er alle; niemand erfuhr sein Geheimniß. Noch in dem Augenblick, wo

der Streich geführt ward, waren viele in Ungewißheit, die er traf.

Warum sollte ich es läugnen? So fremd mir natürlicherweise alles persönliche Interesse war, so herzlich freuete ich mich über die Revolution des 18. Brümaire. Ich habe zu viel von der Welt gesehen, mich zu lange mit der Staatsverwaltung beschäftigt, um einer Regierung hold seyn zu können, die mit einem mißverstandenen repräsentativen Sistem wesentlich verbunden ist. Eine solche Regierung ist nie von Dauer, macht nie ein Land glücklich.

Kann man es mir verdenken, wenn ich glaubte, mich als Weltbürger freuen zu dürfen, daß meine Theorie durch eine große Erfahrung bestätigt ward?

Schon hatte es sich vor ganz Frankreich offenbart, daß die Directorial-Regierung in der Form nicht bestehen könne. Aber daß diese Regierung so schwach wäre — daß diese, durch so viele Ströme von Blut erkaufte, Form, so leicht einstürzen würde — das war uns noch übrig zu lernen.

Buonaparte lehrte es den staunenden Zeitgenossen; und die Belehrung war vollständig.

Keine von den vielen einzelnen Veränderungen der Regierung während der Revolution kostete so wenig Blut, war mit so wenig Gewaltthätigkeit begleitet, machte so wenig Thränen fließen — als die vom 18ten Brümaire. Gleichwohl war keine an sich so weit eingreifend, so gewaltsam, ja — wenn man will, der bestehenden Verfassung so ganz widersprechend.

Unstreitig kömmt die Schwäche des Widerstandes zum Theil auf die Rechnung vergangener Leiden. Noch waren die Greuel der Schreckenszeit nicht vergessen. Die Franzosen waren endlich der Revolution müde. Sie sehnten sich nach ruhigem Genuß. Gleichgültiger gegen die Formen, waren sie wenig geneigt, für die eine oder die andere zu streiten. So hatten sie unter der bisherigen Regierung manches Ungemach geduldig ertragen. Der Druck war nicht so schwer, daß sie sich auflehnten: aber sie fanden eben so wenig Beruf, sich in Gefahr zu begeben, um sie aufrecht zu erhalten. In einer solchen Stimmung läßt man sich willig eine Veränderung gefallen, die uns wenigstens nicht mit einer Verschlimmerung unseres Zustandes bedroht.

Dies alles kann man bereitwillig gestehen, und dennoch Buonapartes Klugheit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ihr verdankt Frankreich es hauptsächlich, daß eine solche gänzliche Umänderung der Verfassung fast ohne alle Unterbrechung der allgemeinen Ruhe und Ordnung vollzogen ward.

Ich will nicht untersuchen, ob Frankreichs Regierung jetzt in allen Stücken den Wünschen des verständigen Weltbürgers entspricht. Eine solche Untersuchung würde sehr vorwitzig seyn. Wer ist im Stande zu beurtheilen, ob der Regent völlig freien Willen gehabt habe, ob er nicht manche Maasregeln nehmen mußte, die zu anderen Zeiten, unter anderen Umständen nicht nöthig gewesen wären, die er gerne mit anderen vertauscht hätte? Und wenn man dies nicht bestimmen kann, wie will man überhaupt seine Regierungsweise beurtheilen? Ich bin ferne davon, irgend jemand zu schmeicheln, und ich bin Gottlob in keinem Verhältniß, das mich nöthigte, mich vor Napoleon zu beugen — aber dem ausgezeichneten Talent zu huldigen, halte ich für eine Pflicht, die von der Gottheit selbst in unser Herz

gelegt ist. Wenn ich einen Mann sehe, ausgerüstet mit solchen Gaben, wie Napoleon — von der Vorsehung in solche Lage gestellt — so vom Glück begünstigt — so hat er heilige Rechte auf mein unwillkührliches Zutrauen. Ich bin geneigt zu glauben, daß er einer Nothwendigkeit nachgiebt, die ich nicht beurtheilen kann, wenn er Schritte thut, die man mit Recht allgemein mißbilligt. Er kann Fehler begehen, einzelne große Fehler — denn er bleibt Mensch; und nur wer sich übermenschliche Vollkommenheit zutrauet, wird ihn deswegen verdammen. Aber daß ein Regent von solchem Geist — wider besser Wissen oder aus kleinlicher Leidenschaft — ein durchaus falsches, dem Weltbürger verwerfliches, Regierungssistem annehmen sollte — das glaube ich nicht. Thut er es, so weicht er der Nothwendigkeit — sie sey gegründet, oder geglaubt. Er kann irren: aber er handelt nicht wider seine Ueberzeugung. Er kann den Krieg ewig für nothwendig halten, wenn Frankreich innere Ruhe haben soll. Irrte er, so wäre der Irthum schrecklich — fürchterlich in seinen Folgen für die ganze Welt — aber verurtheilen können wir ihn dennoch nicht. Richten kann ihn nur die ewige

Weisheit: Gott allein mag erforschen, ob er alles, was in seinen individuellen Kräften stand, angewandt habe, seine Ueberzeugung richtig zu leiten. Darauf allein beruhet ja überhaupt alle menschliche Moralität.

V.

Hannover, den 2. Juli 1804.

Daß Buonaparte, als der 18te Brümaire glücklich vollbracht war, sich — als Erbkaiser des Französischen Reichs gedacht habe, im Grunde als unumschränkter Alleinherrscher, und sein Reich in dem Umfange, der durch den Lüneviller Friedensschluß bestimmt ist, in den Verhältnissen gegen Deutschland, die der Deputations-Receß begründete — nein, das glaube ich nicht.

Daß er nun stehen bleibe, sein Reich nicht weiter ausdehnen, seine Verwandten, seine Kriegsgefährten nicht zu untergeordneten Regenten machen werde, daß er seinem mächtigsten Feinde auf dem Continent, Oesterreich, vergönnen werde, in Ruhe seiner Staaten Wohlstand zu erhöhen — das glaube ich auch nicht.

Aber so wenig er am 18ten Brümaire schon alles vorher bestimmt hatte, was er seitdem ge-

than hat; so wenig wahrscheinlich ist es mir, daß er gegenwärtig alles das beschlossen habe, was er noch thun wird.

Es ist sonderbar, wie wir, fast ohne Ausnahme, über die Plane großer Menschen urtheilen.

Gewohnt, selten tiefe Plane gelegt, noch seltener sie mit Weisheit verfolgt zu sehen, übertreiben wir unsere Bewunderung. Wir glauben, daß der Urheber des Plans, alle Folgen, alle Ausdehnungen, vorausgesehen, im voraus gewollt habe. Wir leihen ihm Einsichten, Beweggründe, Mittel, die offenbar erst der Folgezeit gehören.

So erheben wir die Fähigkeiten des Mannes über die Menschheit hinaus, und würdigen seine Moralität bis zu der tiefsten Stufe herab.

Welche traurige Vorstellung, wie niederschlagend, wie verkleinerlich, mögte ich sagen, für den Schöpfer unseres Geschlechts!

Aber sie ist nicht gegründet; sie kann es nicht wirklich seyn.

Der Geist, der alles voraussieht, was in der Folgezeit geschehen kann, hat sicherlich auch Kraft genug, zur Erreichung wohlthätiger Zwecke, Mittel zu wählen, die nicht erst so viel Unheil mit

sich führen. Wer dem Sieg mit Gewißheit voraus gebieten könnte, würde wissen, den Krieg zu vermeiden.

Wenn der große, planmäßig handelnde Mann fehlt, so liegt die Schuld an der Beschränktheit des menschlichen Geistes. Er irrt, weil er nicht alle Folgen voraussieht: er thut Böses, weil er nicht Kraft genug hat, die besten Mittel zu ergreifen. Wir thun zu viel, wenn wir wähnen, er habe alle seine Erfolge vorausgesehen: wir thun ihm Unrecht, wenn wir ihn beschuldigen, er habe alles das Böse gewollt, was aus seinen Handlungen entsteht.

Untersuchen Sie die Geschichte aller glänzenden Erfolge der Weltherrscher. Sehen Sie, wie viel sie, nach der Anlage der Natur, Ereignissen verdanken, die außer ihrem Wirkungskreis liegen, und die wir gewöhnlich Zufälle nennen; wie viel den Fehlern ihrer Gegner, die nicht selten alles übertreffen, was man für möglich halten konnte.

Eine feste, große Idee, stets vor den Augen gehalten, und dann sorgfältige Benutzung der Umstände — darauf beschränken sich alle Plane. Wollen wir entgegen wirken, so müssen

auch wir erforschen, wie die Umstände zu dem Zweck benutzt werden können, und so die Wirkung zu vereiteln suchen.

Jenes that Buonaparte: dieses unterließen seine Gegner. Darum machte er so staunenswürdige Fortschritte, die wir jetzt irrig alle einem einzigen vorgefaßten Plan zuschreiben.

„Er handelt immer in einem Sinn, sagte „Melzi, aber er bestimmt Mittel und Wege „nach den Umständen."

Dies ist die Summe der Geschichte seiner Staatsverwaltung im Innern, wie gegen das Ausland.

Lassen Sie uns auf das letzte Verhältniß einige Blicke werfen.

Sobald er seine Consular-Regierung einigermaßen befestigt glaubte, bot er seinen beiden mächtigsten Feinden Frieden an. Nichts war mehr dazu geeignet, ihm die allgemeine Achtung der Franzosen, die gute Meinung Europens zu gewinnen.

Man behauptet, es sey ihm nicht Ernst gewesen. Wir können nichts darüber entscheiden; er ward nicht einmal auf die Probe gestellet. Den Maximen getreu, welche die Französische Repu-

blik mit solchem Glück befolgte, wollte er mit jedem allein unterhandeln. Er ward von beiden abgewiesen: von England mit einem Hohn, der auch den entschiedensten Sieger nicht kleidet.

Warum hörte man nicht seine Anträge? das Volk will immer den Frieden: die Regenten dürfen wenigstens nie abgeneigt scheinen. Auch ist die Meinung des Volks nicht gleichgültig: es führt den Krieg besser, wenn es weiß, daß der Friede nicht zu erlangen steht.

Aber die verbündeten Mächte wähnten sich damals des Sieges sicher. Gleichwohl war ihre Sache bei weitem nicht mehr so gut, als einige Monate vorher. Im Julius und August 1799 stand Frankreich wirklich am Rande des Untergangs. Wäre der Schlag in Holland gelungen, so war es verloren. Allein diese Unternehmung, anfangs von dem glänzendsten Erfolg, scheiterte durch unglaubliche Fehler der Englischen Heerführer. Sie hatten den Sieg in Händen und schlossen eine zaghafte Capitulation. Fast gleichzeitig besiegte Massena's Intelligenz die Russische Tapferkeit in der Schweiz. Nach den blutigsten Gefechten blieb die Schweiz den Franzo-

sen. Das Reich war nun auf dem schwächsten Punkt gegen Angrif gesichert.

Schon waren diese glücklichen Veränderungen für Frankreich eingetreten. Nun kam Buonaparte und Kaiser Paul wankte. Man mußte sich schlecht auf seinen Charakter verstehen, und wenig mit der Regierungsweise in Rußland bekannt seyn, um an seine Standhaftigkeit nach jenen Unfällen zu glauben. Gleichwohl rechneten Oesterreich und England mit Recht sehr viel auf Rußlands Hülfe. Auf der andern Seite schienen sie kein Vorgefühl zu haben, von dem Gewicht, was Buonaparte in die Wagschaale legen würde. Sie kannten ihn doch schon aus Italien, wo sein persönliches Talent schon einmal die staunenswürdigsten Begebenheiten hervorrief. Je mehr ihre Hofnungen in den letzteren Zeiten noch erhöhet waren durch das Sinken der Französischen Regierung, desto weniger durften sie es sich verschweigen, daß sie weit größeren Widerstand finden würden, wenn Frankreich wieder einen kraftvollen Regenten erhielte. Daß Buonaparte dieser Mann wäre, das hatte der 18te und 19te Brümaire, das hatte die ganze Organisa-

tion der Consular-Regierung Allen offenbart, die nur immer Augen hatten zu sehen.

Das Französische Heer ward bald von einem neuen Geist belebt, von seinem vorigen Enthusiasmus beseelt. Wer denkt hier nicht an die Lage Ludwig des 14ten, als er im Jahre 1709 den Frieden anbot — nein — um Frieden bat — freilich in einer weit größeren Noth, aber auch bereit zu den größten Opfern. Der Sieger Uebermuth verlangte noch ein letztes — seine Truppen sollten selbst die Waffen gegen den Prinzen des Hauses ergreifen, für den sie bisher gestritten hatten. Sogar Subsidien genügten ihnen nicht, — das Blut der Franzosen sollte ihrer Laune fließen. „Dann fließe es für Französische Prinzen," sagte der alte König: und sein ganzes Reich sprach es ihm nach. Die Armeen kehrten mit verjüngtem Muth wieder ins Feld: der Sieg trat bald wieder auf ihre Seite.

Frankreichs Lage gegen seine Feinde war jetzt — minder verzweifelt zwar — doch jener ähnlich. Seit dem Anfang des Revolutionskrieges waren sie noch nie zu solchen Erwartungen berechtigt, selbst nachdem schon auf zwei wichtigen Punkten die drohendste Gefahr abgewandt war.

Aber mir schienen sie auch diesen Erwartungen keine Grenzen zu setzen. Die Lehren der Geschichte sind leider zu oft für die Nachwelt verloren.

Buonaparte's Wirksamkeit täuschte seine Feinde. Melas glaubte ihn noch jenseits der Alpen, als er schon in Savoyen stand. Durch Kundschafter, durch Kenntniß des Landes, durch Benutzung des Locals waren die Franzosen immer der überlegene Theil. So auch jetzt. Buonaparte's erste Fortschritte wären leicht aufgehalten, wenn die Oesterreicher ihren Feind gekannt hätten.

Nur durch die Schwäche des Widerstandes griff er so schnell um sich. Die Schlacht bei Marengo, schon für ihn verloren, ward nur durch ein Ungefähr gewonnen. Seine Parthie war schon für den Rückzug genommen: an die Folgen des Sieges, die wirklich eintraten, dachte er nicht. Wie konnte er hoffen, durch einen Waffenstillstand mehr zu erhalten, als er im Stande war mit Gewalt zu nehmen, wenn sein Heer mit Blitzesschnelle von Sieg zu Sieg eilte?

Aber ihn machte sein Glück nicht trunken. Er unterhandelte kurz nach diesem glorreichen Erfolg mit dem Oesterreichischen General St. Julien zu Paris über den Frieden. Die Prälimi-

när=Bedingungen waren sehr gemäßigt, weit über alles, was Oesterreich nachher erhielt.

Sie wurden nicht von dem Kaiser genehmigt. Er glaubte seine Treue gegen England verpflichtet.

Der Erfolg war traurig. Unfälle über Unfälle trafen das Oesterreichische Heer. Es kam in eine Desorganisation, die selbst der Erzherzog Carl nicht mehr zu hemmen vermogte.

Nun führte die Noth den Frieden von Lüneville herbei. Oesterreichs Verlust war noch immer mäßig. Es trat von den Staaten, die es nach dem Frieden von Campo formio noch behielt, nur einen Bezirk über der Etsch ab, und das Frickthal. Der Großherzog von Toscana, des Kaisers Bruder, sollte eine vollständige Entschädigung in Deutschland erhalten: Toscana ward unter dem Namen des Königreichs Hetrurien einem Spanischen Prinzen zum Theil, dem Infanten von Parma, des Königs Schwiegersohn. Daß dies die Lockspeise war, wodurch Frankreich Louisiana erhielt, ahndete man damals nicht.

Bald war auch die Unterhandlung mit England eröfnet. Die Präliminarien, am 1. Oct. 1801 zu London unterzeichnet, ließen den Eng=

ländern von allen Eroberungen nur Ceylan und Trinidad. Maltha sollte der Orden zurück erhalten, als ganz unabhängige Besitzung, beides von England und Frankreich.

Der Vortheil des Friedens war ganz auf Frankreichs Seite; sein Zuwachs an Macht auffallend größer, als der von England.

Buonaparte hatte in diesen beiden Jahren seine Mittel kennen lernen, und die seiner Feinde. Er blieb jetzt nicht stehen, wo er damals wenigstens ruhen wollte.

Die völlige Aussöhnung mit Rußland setzte ihn in den Stand, zur Schwächung Oesterreichs in Deutschland Entwürfe von einem Umfang zu verfolgen, der die früheren Erwartungen sicher übertraf. Er vereinigte sich mit Rußland über jene Grundsätze des Entschädigungsplans, deren Anwendung das Verhältniß in Deutschland gänzlich umänderte.

Der Friede mit Portugal erweiterte die Grenzen Frankreichs in Guiana, und gab ihm wichtige Handelsvortheile.

Durch eine Convention mit Spanien erhielt Frankreich Louisiana, ein großes, von der Natur höchst begünstigtes Reich; in den Händen

einer kräftigen Regierung vollkommener Ersatz für die Antillen, zugleich ein wichtiges Bollwerk gegen Nordamerika.

Die außerordentliche Consulta der Cisalpinischen Republik, von Buonaparte nach Lyon berufen, um dem schwankenden Staat eine Constitution zu geben, nahm mit gebotener Schnelligkeit die vorher verfertigte Akte durch Zuruf an. Er, der Schöpfer, ward zugleich der Präsident der Italienischen Republik; unter einem andern Nahmen, mit wenig abweichenden Formen bekam er die Kräfte Italiens in seine Hand, wie die von Frankreich. Die Ligurische Republik erbat sich auch von ihm eine Constitution. Hetrurien, der Kirchenstaat, Neapel waren jetzt doppelt von ihm abhängig; die Italienische Republik, anzusehen als ein Theil seines Reichs, war ihnen schon allein gewachsen. Früher schon hatte er durch die Abtretung von Porto Ferrajo einen festen Fuß im Mittelländischen Meer gefaßt.

Keine der Mächte des festen Landes erhob sich gegen diesen kühnen Schritt; sie erkannten alle das Resultat an, theils durch ausdrückliche Billigung, theils stillschweigend. Nur in den Eng-

lischen Zeitschriften ward, ungeachtet des schon wesentlich geschlossenen Friedens, jetzt zuerst der Sinn der ungezügelten Freimüthigkeit laut, der nachher so viel beitrug zu Buonaparte's persönlicher Erbitterung.

„Was in Lyon vorgefallen ist, hieß es in den „Times, würde für Hochverrath angesehen „werden, wenn die Franzosen eine Constitution „hätten, und für eine Kriegserklärung, wenn „die Mächte zum Kriege gestimmt oder ihn zu „führen im Stande wären. Es ist der große Beweis der Herabwürdigung des Volks, daß es „bei der Erniedrigung seiner eigenen Sklaven eine Art von Triumph empfindet. Läßt es sich „wohl begreifen, wie die wiedergeborne Republik einen ausländischen General mit Lobreden „und Adressen überhäuft, nachdem er so eben die „Tractaten von London und Lüneville gebrochen „hat, welche allein den Franzosen die Hoffnung „geben konnten, glückliche Sklaven zu seyn, welche allein den Anspruch ihres Herrn auf die Befugniß, sie zu regieren, begründeten? Denn „diese Tractaten sind in der That ausdrücklich „und geradezu verletzt."

Aber diese Ansicht, ob sie gleich auch die der Englischen Regierung war, bestimmte dennoch nicht ihre Maaßregeln. Ungeachtet aller der wichtigen Fortschritte Buonaparte's seit den Londoner Präliminarien, kam der Definitivfriede zu Amiens nicht nur auf dieselbe Grundlage zu Stande; er war noch ungleich vortheilhafter für Frankreich. Die Frage von den Unterhaltungskosten der Französischen Kriegsgefangenen ward zu Frankreichs Gunst entschieden. Der Zuwachs des Gebiets in Guiana ward anerkannt. Das Vorgebürge der guten Hoffnung fiel mit voller Souveränetät zurück an Holland; nach den Präliminarien sollte es ein Freihafen für alle Europäische Nationen seyn.

„Vorzüglich aber ist es das, was nicht „in diesem Tractat steht," sag Talleyrand kurz nach Unterzeichnung des Friedens, „worüber Frankreich und seine Alliirten sich mit Recht „zu freuen haben. Bei allen vorigen Unterhandlungen bestand England auf die Erneuerung der „älteren Tractaten, bis zum Westphälischen Frieden hinauf; es zählte sie gewissenhaft nach ihrem Datum auf, und gab ihnen neue Kraft. „Jedermann weiß, wie beschwerlich diese Tracta-

„ten fast allen Seemächten des Continents wa=
„ren; daß sie Artikel enthielten, die für die
„Alliirten Frankreichs demüthigend waren. So
„verpflichteten sich die Holländer durch den 4ten
„Artikel des Londoner Tractats, von dem Cap
„Finisterre bis zur Küste von Norwegen ihre
„Flagge vor den Engländern, zum Zeichen der
„Unterwerfung, zu streichen. Diese schändliche
„Huldigung ward nie bestritten, ohne Krieg her=
„vorzurufen; die Regierungen Cromwells und
„Carl II. beweisen es. Diese Art Vasallenschaft
„ist vorbei. Und was für den Handel noch mehr
„sagen will, die Abschaffung der alten Tractaten
„hat die beschwerlichen Nachtheile beseitigt, die
„sie für Frankreich und seine Alliirten, in der
„Schiffart, in der Verwaltung der Colonien,
„im ganzen Handelssystem nach sich zogen.
„Wäre es nöthig, einen Begriff von dem Zwang
„zu geben, den diese Tractaten den Staaten auf=
„legten, welchen England damals Gesetze vor=
„schrieb, so dürfte man nur die von 1667 und
„1670 zwischen England und Spanien anfüh=
„ren. Daraus würde erhellen, wie sehr die
„Schiffart der Engländer begünstigt, wie sehr
„die Rechte der Macht, mit welcher sie handel=

„ten, in Rücksicht auf ihre eigenen Zoll-Ord-„nungen beschränkt wurden. Vergleicht man „dann die Vortheile, welche die Engländer bei „ihren Verhältnissen mit den Ministern des Ca-„binets genossen, und die Schwierigkeiten, die „ihre berühmte Navigationsakte diesen in den „Weg stellte, so darf man nicht länger über den „Verfall ihrer Marine vor dem Kriege erstaunen; „man sollte sich vielmehr wundern, daß die Engli-„sche Marine nicht alles zu Boden geworfen hat. „Der Tractat von Amiens hingegen entfernt alle „Unregelmäßigkeit, alle Unterdrückung, allen „Zwang. Das alte Gesetz ist zerstört; ein neues „Völkerrecht beginnt. Die Franzosen und ihre „Alliirten haben ihre Unabhängigkeit zur See „gewonnen. Sie werden so klug seyn, Gebrauch „davon zu machen; sie werden nicht in die Schlin-„gen eines neuen Handelstractats fallen, und es „kann der Tag kommen, wo auch sie ihre Navi-„gationsacte haben.“

Dieser Aufsatz, von der Oppositions-Parthie in England mit Recht gehoben, trug viel dazu bei, der Englischen Nation die Augen zu öffnen. Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß ihre Regierung in den Unterhandlungen mehr noch überli-

ſtet war, als die Feinde Frankreichs in ihren Heerzügen. Zu der Eiferſucht, die benachbarte Nationen immer zu entzweien pflegt, geſellte ſich jetzt das Gefühl der Schaam, der bittere Verdruß, ſich vervortheilt, faſt verſpottet zu ſehen. So ward der Durſt nach Rache für den Augenblick wenigſtens beinahe ein Nationalgefühl. Die Nation wollte die Erneuerung des Krieges: früher oder ſpäter muſten die Miniſter ihr willfahren.

Daher der unſtreitig tadelnswürdige Ton in allen Schriften, die, während der kurzen Dauer des Friedens, des mächtigen Herrſchers von Frankreich erwähnten. Er ward von allen Seiten angegriffen; mit den unanſtändigſten Beſchuldigungen, mit den gröbſten Verläumdungen überhäuft. Keine Art der Beleidigung durch Worte blieb unverſucht; die Zügelloſigkeit des ungeſittetſten Muthwillens kannte keine Grenzen. Was den Schriften noch abgieng, das erſetzten, inſonderheit bei den unterſten Klaſſen des Volks, die Karrikaturen. Wer kann ſie alle zählen, dieſe Ausgüſſe der pöbelhaften Laune, an welcher ſelbſt die gebildetſten Menſchen ſichtbares Wohlgefallen bezeigten?

Man behauptet, Buonaparte wäre gegen diese Beleidigung sehr empfindlich gewesen. Ich kann mir es nicht vorstellen. Ein Mann von seinem Geist, in seiner Stellung, muß zu weit erhaben seyn über solche Angriffe. Selbst Geschäftsmänner in untergeordneten Wirkungskreisen pflegen sich mit Recht darüber wegzusetzen. Nur wem eine größere Weichheit des Herzens es zum Bedürfniß macht, allgemein geliebt zu seyn, wird dadurch erschüttert. Aber Männer von dieser Fühlbarkeit werden auch in keiner Art der Geschäfte etwas Außerordentliches leisten. Sie können in keinen bürgerlichen Verhältnissen etwas Großes wirken, ohne durchzugreifen; und wer durchgreift macht sich Feinde, findet Verfolger. Achtung läßt sich erzwingen; Liebe nicht. Diese kömmt von selbst, wenn wir jene verdienen. Bei einem solchen Bewußtseyn kann man sich leicht beruhigen, wenn dieser oder jener auf einer Verblendung beharret, die, wenn nicht schon die Zeitgenossen, doch sicher die Nachkommen verdammen.

Aber wenn Buonaparte in seinen offiziellen Aeußerungen eine starke Empfindlichkeit verrieth, so konnte er dazu einen anderen Grund haben.

Die verkleinerlichen Schriften waren allgemein verbreitet; unter einer Sündfluth verächtlicher Auswürfe gab es einige bedeutende. Sie konnten auf die Franzosen wirken. Und dieser Einfluß konnte selbst Buonaparte nicht gleichgültig seyn. Je reizbarer eine Nation überhaupt ist, desto wichtiger wird es der Regierung ihre Meinung zu lenken. Ich würde es unter keinen Umständen weise finden, daß eine Regierung Angriffe auf ihre Beamten in einer gewissen Publizität duldete. Wen die Regierung mit Erfolg gebrauchen will, der muß öffentlich Ansehen und Zutrauen haben; dies kann mit solchen Beeinträchtigungen nicht bestehen. Viel weniger gestattet die äußere Würde des Regenten ihm, für seine Person sie zu übersehen. Und welcher Regent muste wohl aufmerksamer hierin seyn, als eben der Beherrscher der Franzosen, er muste nur auf den Charakter der Nation sehen, oder auf die schrecklichen Erfahrungen der Zeiten unmittelbar vor der Revolution.

Auch traten nur zu bald Ereignisse ein, die der Fortdauer des Friedens noch gefährlicher wurden.

Buonaparte, selbst besorgt, daß er nur einer kurzen Ruhe genießen würde, um die Marine wieder herzustellen, warf seine ganze Kraft auf diesen Gegenstand. Die Engländer gewahrten staunend den Erfolg. Sie sahen nicht minder wirksame Anstalten für die Behauptung der Colonien. In Holland ward eine Flotte ausgerüstet, um Louisiana in Besitz zu nehmen, und die Herrschaft über den Mißißippi zu ergreifen. Aus Brest lief eine große Flotte aus, mit einem starken, auserlesenen Heer, angeführt von Buonaparte's Schwager, le Clerc, um St. Domingo wieder zu erobern.

Auf dem Continent erweiterte Frankreichs Uebergewicht sich noch insonderheit durch zwei große Maaßregeln, bei denen England unmöglich gleichgültig seyn konnte. Fast schien es, Buonaparte habe die Abschließung des Friedens abgewartet, um diese Streiche zu führen, weil sie früher den Frieden vereitelt hätten.

Der eine betraf die Ausführung des Entschädigungsgeschäfts in Deutschland, wovon ich Sie neulich unterhielt. Waren die Englischen Minister irgend von den Verhältnissen der Politik des Continents unterrichtet, so konnte es ihnen

nicht entgehen, daß Frankreichs Macht einen sehr großen Zuwachs bekam, durch die abhängigen Alliirten, die es sich jetzt in Deutschland schuf.

Der zweite war die definitive Einrichtung der Schweiz. Nach mannigfaltiger Bearbeitung, nach wiederholten Versuchen verschiedener Art, die nie zu einem Resultat führten, sollte dieser einst einzige freie Staat, eine gewisse Selbstständigkeit behalten. Aber die Form ward in der Vermittelungsacte vorgeschrieben. Buonaparte erschien nicht nur überhaupt als Vermittler, sondern auch durch die Art, wie die Acte errichtet ward, als oberster Gesetzgeber und Schiedsrichter. Ueberdies sicherte er sich alle militärischen Vortheile, welche die Lage der Schweiz, die Hülfe des streitbaren Volks ihm gewähren konnte. Dies war bei einem Kriege in Italien und dem südlichen Deutschland von der größten Wichtigkeit.

Auch in der batavischen Republik war eine Veränderung des Systems eingeleitet, die Buonaparte's Wille vorgeschrieben hatte. Sie konnte also nichts anders, als Englands gerechte Besorgnisse vermehren.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Und was jeden Zuwachs der Macht Frankreichs für England noch um sehr vieles bedenklicher machte, das war ihre Handhabung durch Buonaparte verlängert zu sehen.

Bei Ueberbringung des ratificirten Tractats von Amiens, der jetzt das allgemeine Ratificationsgeschäft vollendete, erhob sich in dem Tribunat eine laute Stimme, man müsse dem ersten Consul ein ausgezeichnetes Pfand des Nationaldanks darbringen. Ein Senatus-Consult verlängerte die Dauer seines Consulats noch auf andere zehn Jahre nach Ablauf der constitutionsmäßig bestimmten. Mehrere Schriften gaben deutliche Winke, was man eigentlich thun sollte: der Gedanke der Erblichkeit ward deutlich genug ausgesprochen. Sie wurden nicht aufgenommen wie man erwartet hatte. Man muste fürchten, daß die Stimmung der Masse noch nicht reif wäre *).

*) Vielleicht trug die kräftige Gegenschrift von Camille Jordan, bekannt durch die Verfolgung, die er am 18 Fructidor erlitt, ob sie gleich der Regierung sonst günstig war, am meisten dazu bei, daß die Frage noch verlegt ward.

Indeß erklärte der erste Consul, er werde das Ziel seines öffentlichen Lebens, nach der Verkündigung des Friedens der Welt nur verlängern, wenn die Stimme des Volks es ihm gebiete. Seine Collegen änderten zum erstenmal in ihrem Nahmen des Senatusconsult dahin ab: das Französische Volk sollte über die Frage stimmen: soll Napoleon Buonaparte Consul auf Zeitlebens seyn. Mit der größten Eilfertigkeit wurden in allen Gemeinen Stimmregister eröffnet; die Stimmen fielen aus, wie man es erwarten muste.

Am 2 Aug 1802 erklärte ein neues Senatus-Consult: das Französische Volk ernenne und der Senat proclamire Napoleon Buonaparte zum lebenslänglichen ersten Consul. Eine Bildsäule des Friedens, den Lorbeer des Siegs in der einen Hand und das Dekret in der andern, solle der Nachwelt die Erkenntlichkeit der Nation bezeugen. Dieser merkwürdige Schluß ward an seinem Geburtstage feierlich verkündigt.

Schon vorher war der Entwurf eines Senatus-Consults dem Senat überbracht und noch an demselben Tage genehmigt, wodurch in der Con-

stitution, wie Buonaparte sie zuerst gegeben hatte, wichtige Veränderungen getroffen wurden.

Diese Veränderung, zwar vorhergesehen, aber nicht so schnell, nicht in dem Umfange erwartet, vollendete den Beschluß der Englischen Regierung.

Von jetzt an verdoppelten sich die Angriffe gegen den ersten Consul. Man nannte ihn ohne Scheu einen Usurpator, die Regierung Frankreichs eine Despotie, die Nation ein sklavisches Volk. Gegen Klagen über so feindselige Gesinnungen bewies die Regierung eine Kälte, die es genug verrieth, daß sie diese Ausbrüche nicht unterdrükken wolle.

Die Rüstungen wurden mit dem größten Eifer betrieben. Bald waren in allen Meeren Englische Geschwader, — die den Französischen folgten, wohin sie sich wandten. Die Schwarzen auf St. Domingo erhielten mannigfaltige Unterstützung, anfangs heimlich, nach und nach öffentlicher, wie die Zeitumstände es mit sich brachten.

Was nicht schon von den Bedingungen des Friedens erfüllt war, ward unter nichtigen Ausflüchten verschoben. Die Räumuug von Maltha erfolgte nicht, ungeachtet die Französi-

sche Regierung alle Einwendungen zu heben wuste.

Als sich endlich auch kein Vorwand mehr finden ließ — als Buonaparte im Begriff stand, die Wiedereroberung von St. Domingo durch ein kostbares Opfer zu erkaufen, indem er den Nordamerikanern Louisiana überließ — da brach die Englische Regierung offenbar durch alle Schranken. Sie erklärte, Maltha könne nicht eher geräumt werden, als bis für die wesentliche Sicherheit der Gegenstände gesorgt wäre, welche durch die Entfernung der Brittischen Truppen unter den gegenwärtigen Umständen in wirklicher Gefahr seyn dürften.

Diese Erklärung entschied den Krieg. Allein Buonaparte wuste den Ausbruch noch fast zwei Monathe hinzuhalten.

Er brachte mit großer Geschicklichkeit die Formen ganz auf seiner Seite. Mit dem größten Recht konnte er den Franzosen sagen, nur die Englische Regierung habe durch den Bruch der Tractaten den Krieg erneuert. Zugleich gewannen die meisten Französischen Handelsschiffe Zeit, in die Häfen Frankreichs zurückzukehren.

Endlich brach England die Unterhandlungen auf die herbeste Art ab. Der Englische Gesandte reisete den 12. Mai 1803 aus Paris; wenige Tage nachher erfolgte die förmliche Kriegserklärung. Auch die Holländischen Schiffe wurden aufgebracht. Frankreich konnte die Neutralität nicht auf die Bedingungen gestatten, welche England verlangte. Also ward auch der Filial-Republik der Krieg erklärt. Die Confiscation des aufgebrachten Eigenthums, und die Blokade der Elbe und Weser, waren die Folgen davon. Sie wissen, wie sehr auch wir durch diese Blokade leiden; wie viele Vorsicht, wie große Mäßigung dazu gehört, daß wir unsere kostbare Neutralität, die man uns immer noch gönnt, mit Anstand behaupten.

Frankreich nahm Hannover mit leichter Mühe. Es ward behandelt, als erobertes Land; nicht unbedeutende Summen flossen daraus in den Französischen Schatz. Vergebens rief Georg III. die Hülfe der deutschen Mitstände an, weil der Streit Englands mit Frankreich dem Churfürstenthum fremd war. Die deutschen Fürsten hatten nicht die mindeste Neigung, den unseligen Krieg zu erneuern; ohnehin ist ein Reichskrieg

gegen Frankreich unmöglich durch die jetzige Organisation des Reichstags.

England siegte auf den Meeren. Die Holländischen Colonien, und die Französischen giengen größtentheils verloren. An die Wiedereroberung von St. Domingo war nicht mehr zu denken.

Aber England bekämpfte den ersten Consul auch mit anderen Waffen, deren Gebrauch die höchste Noth der Selbstvertheidigung nur entschuldigen, nie rechtfertigen kann. Keine Regierung verletzt ungestraft die Gesetze der Moralität; indem sie frevelhaft sie unter die Füße tritt, schwächt sie ihre Kraft im Innern, und ihren Einfluß auf das Ausland. Gehen Sie die Geschichte dieser politischen Greuel durch; sie werden schwerlich ein Beispiel finden, wo der Erfolg der Erwartung entsprach. Mehr oder weniger wurden die strafbaren Schritte den Urhebern selbst nachtheilig, wie sie mit größerer oder geringerer Anstrengung verbunden waren.

Was Buonaparte sich vorgesetzt hatte, um seine Macht zu Frankreichs Wohl zu consolidiren, und was er, nach einem nur halb gelungenen

Versuch, nicht beginnen konnte, ohne einen Zusammenfluß günstiger Umstände — das brachte die Verkehrtheit der Englischen Minister schnell zur Reife. England schuf den Französischen Kaiser-Thron; England errichtete die Dynastie Napoleons; England ist anzusehen, als habe es alle die künftigen Umwälzungen der Staaten hervorgerufen, die gewöhnlich die Errichtung einer Dynastie zu begleiten pflegen.

Die Ausdehnung der Consularischen Gewalt auf Buonapartes Lebzeit hatte die thörigte Hoffnung der Ausgewanderten vereitelt, er werde einen Bourbon wieder auf den Thron setzen. Nun entflammte der Eifer der sogenannten Royalisten mit neuer Kraft. Sie glaubten für ihren Götzen etwas Entscheidendes wagen zu müssen. Nicht allein alle Glaubensgenossen würden ihnen in Frankreich beifallen: auch die ehemaligen Republikaner, die sich von Buonaparte eben so getäuscht glaubten. Erinnern Sie Sich noch, wie wir über den armen democratisirenden Tropf lachten, wie er mit feierlicher Miene kurz nach dem Frieden von Lüneville ausrief: „Wenn Buonaparte nicht die Herrschaft niederlegt, sobald nun „auch der Friede mit England geschlossen ist, so

„verdient er nicht den Nahmen eines Republi-
„kaners, so wird er nie der Mann der Ge-
„schichte!“

Nun wohl! Solcher kurzsichtiger Träumer gab es auch in Frankreich manche. Buonapartes Gewandtheit hatte sie im Anfang seiner politischen Laufbahn gewonnen, wie die Royalisten. Wie leicht schmeichelt sich nicht auch der, welcher gerne Haupt einer Parthei seyn mögte, die, welche jetzt am Ruder sind, dennoch einst als Werkzeug zu gebrauchen! Müssen wir nicht in diese Klassen einen gewissen großen, berühmten Nahmen setzen, der lange der Abgott aller Republikanisirenden war, und damit geendet hat, daß er öffentlich die Schwäche seines Charakters und die Unzulänglichkeit seiner Mittel neben einer grenzlosen, übel versteckten Eitelkeit zur Schau stellte?

Auf solche Menschen baueten die Emigrirten: auf sie rechnete England.

Daher jene unwürdigen Aufträge an Englische Gesandte in Deutschland, Verschwörungen in Frankreich anzuspinnen und zu nähren; daher die wiederholten Versuche von England aus einzelne wichtig geglaubte Männer, mit reichlicher Unter-

stützung, nach Frankreich zu senden, um die Regierung zu stürzen, vorerst Buonaparte zu morden.

Mehrere dieser schwarzen Anschläge erstickten in der Geburt: einige kamen der Ausführung so nahe, daß nur ein Ohngefähr sie noch scheitern machte. Aber nein — kein Ohngefähr. Sie wissen, daß ich nach einem zwanzigjährigen Geschäftsleben des frommen Glaubens meiner guten Mutter bin. Des Allmächtigen Arm war mit Buonaparte. „Mein Leben wird so lange dauern, „als es der Nation nützlich ist," hat er selbst mit vollem Recht gesagt.

Die ausgebreitetste, die gefährlichste von allen, war die, an deren Spitze Georges Cadoudal stand. Dieser Mann entwickelte eine Größe des Charakters, eine Stärke des Geistes, die selbst seine Richter in Erstauen setzte. Er muste sterben: denn er hätte, wenn gleich als offenbarer Feind, gegen die bestehende Regierung sich aufgelehnt. Aber es war ein Glück für die Regierung, daß sie seiner habhaft ward; er allein war ihr in der That gefährlich. „Der Kaiser darf „mir nicht das Leben schenken," sagte er noch am

Tage seiner Hinrichtung; „einer von uns beiden „muß nothwendig sterben.“

So sprach jeder vernünftige, wohlgesinnte Bewohner Frankreichs. Sie fühlten alle, was sie an Buonaparte verlieren würden, wenn es den Verschwörern gelänge, ihn aus dem Wege zu räumen. Offenbar war kein Einzelner, der nach Ihm das Ruder ergreifen konnte; dies gestanden sich selbst die, welche sonst Ansprüche haben konnten. Frankreich war wieder, ohne Aussicht auf Hülfe, allen Greueln der Anarchie ausgesetzt, vielleicht einer Erneuerung der Revolutionsscenen, vielleicht einer Zerstückelung seines nun so sehr vergrößerten Gebiets. Daher entstand plötzlich eine ungemein große Veränderung der Stimmung für Buonaparte. Es war nicht Selbstsucht, nicht Schmeichelei, die in den zahllosen Dankadressen redete, nach der Entdeckung dieser schrecklichen Verschwörung: die Sprache floß aus Ueberzeugung, die Gefühle entquollen dem Herzen. Je größer die Gefahr gewesen war, je lebhafter die Freude über seine Rettung, je feuriger der Wunsch für seine Erhaltung.

Auch bei einem geringeren Grade von Scharfsinn hätte Buonaparte das Gewicht dieser Rei=

gung gefühlt: auch bei minderer Geschicklichkeit und Beharrlichkeit muste er sie benutzen, um seinem vorgesetzten Ziel näher zu kommen. Diese Lage des Augenblicks gehört zu den Winken des Glücks, die der Mann von Talent aufzufassen weiß, wie sie erscheinen. Selten kehren sie wieder; dem bedachtsam Zögernden bleibt gewöhnlich nur die späte Reue, daß er sie entwischen ließ.

Nur unter solchen Umständen konnten mit Verschwörern zwei Männer vermischt werden, die große Verdienste um Frankreich hatten, und, wiewohl in verschiedenem Grade, die allgemeine Achtung genossen Auch bestimmten sichtbar nur politische Gründe ihr Schicksal: und über diese richtet nur wer das Gewissen durchschauen kann. Pichegrü starb während des Laufs der Untersuchung durch einen wunderbaren Selbstmord: Moreau ward wieder in den vollen Besitz seines häuslichen Glücks gesetzt, auf einem Schauplatz, der allen Rückerinnerungen fremd war.

Nur unter solchen Umständen konnte Buonaparte sich die schreckliche Hinrichtung des Herzogs von Enghien erlauben, der, mit Uebertretung aller gewöhnlichen Formen des Völkerrechts, auf deutschem Gebiet durch ein Französisches Corps

verhaftet ward, däs eigends deshalb über den Rhein setzte. War diese Maasregel zur Sicherheit der Französischen Regierung an sich nothwendig, so sind auch die Formen entschuldigt: denn durch den mindesten Aufschub wäre sie vereitelt. Ob sie nothwendig war, darf niemand wagen zu beurtheilen, weil niemand behaupten wird, von den Beweggründen völlig unterrichtet zu seyn, die Gefahr vollkommen zu überschauen, welche Buonaparte in dem Augenblick allerdings noch drohen muste, wo bei weitem nicht alle Fäden der weitgreifenden Verschwörung aufgedeckt waren.

Eben die Betrachtung dieser Gefahr brauchte Buonaparte, mit seinem tiefen Blick in das menschliche Herz, als Motiv für den Wunsch, die Macht in seiner Familie erblich zu machen. Nur darin sah er die völlige Begründung der Ruhe Frankreichs: nur dadurch würde ähnlichen Versuchen, in seiner Person den Regenten zu morden, alle vernünftige Aussicht auf den Erfolg benommen. Er fand bald einen Anlaß, diesen Wunsch mit vollem Anstand laut werden zu lassen.

Als der Senat dem ersten Consul für die Mittheilung der Aktenstücke dankte, welche die Ränke des Englischen Gesandten in München auf-

deckten, äußerte er sich über die Nothwendigkeit, daß Staatseinrichtungen dafür sorgten, daß des ersten Consuls Sistem ihn nicht selbst überlebe. Was er nicht bestimmter ausdrücken mogte, sagte deutlich eine Adresse der Stadt Lyon. Die beschützende Aegide für dreißig Millionen Franzosen, beruhe auf der Erblichkeit der höchsten obrigkeitlichen Würde in der Familie dessen, der sie in diesem Augenblick bekleide.

Dieser Adresse folgten schnell ähnliche von vielen anderen Städten und Gemeinen. Die Municipalität von Paris berief sich darauf, sie habe schon vor zwei Jahren diesen Wunsch zu erkennen gegeben, als von dem lebenslänglichen Consulat Buonaparte's die Rede war. Damals aber hätte der erste Consul aus Gründen, welche zu erforschen ihr nicht zustehe, diesen Wunsch zurückgewiesen und die Bekanntmachung desselben sogar verhindert.

Nun glaubte der erste Consul den Erhaltungssenat auffordern zu können, seinen ganzen Gedanken auszusprechen, ohne Gefahr zu laufen, nicht verstanden zu werden.

Der Senat erhielt die Botschaft von St. Cloud am 25sten April 1804. Zu gleicher Zeit

brachte der Tribun Cürée im Tribunat in Vorschlag, die Regierung der Republik einem Kaiser anzuvertrauen, *) das Reich in der Familie Napoleon Buonaparte's erblich zu machen, und die entworfenen Staatseinrichtungen definitiv zu beschließen.

Nach wenig Tagen debattirte man über diesen Ordnungsantrag in einer außerordentlichen Sitzung. Sehr viele Tribünen redeten dafür: einige mit Geist, keiner mit erschöpfender Gründlichkeit. Carnot allein redete dagegen. Er hatte sich auch verneinend eingeschrieben in den Stimmregistern über Buonaparte's lebenslängliches Consulat.

Am 2. Mai ward die Discussion für geschlossen erklärt. Den folgenden Tag hörte die Versammlung den Bericht der Commission, die zur Untersuchung niedergesetzt war. Das Gutachten stimmte dem Vorschlag unbedingt bei. Es ward sogleich angenommen, und so am 4ten Mai als Votum dem Senat überbracht.

*) Der Begrif und die Benennung einer republikanischen Monarchie war von Schriftstellern des Tages schon früher in Umlauf gebracht.

Der Senat nahm es mit großen Lobsprüchen an. Auch er wolle, wie das Tribunat, die Freiheit, Gleichheit und Aufklärung durch eine neue Dynastie beschützen.

Noch an demselben Tage überreichte eine Deputation des Senats dem ersten Consul die Antwort, welche eine Special-Commission aufgesetzt hatte. Die Frage: was denn eigentlich geschehen müsse, um Freiheit und Gleichheit zu sichern? ward dahin beantwortet, daß Ruhm, Dankbarkeit, Liebe, Vernunft, Staatsinteresse — alles Napoleon zum erblichen Kaiser ausrufe. Uebrigens habe der Senat in der übergebenen Denkschrift die Verfügungen entwikkelt, die ihm am angemessensten schienen, der Verfassung die nöthige Kraft zu geben, um der Nation ihre theuersten Rechte zu verbürgen, indem sie die Unabhängigkeit der obersten Behörden, das freie und unterrichtete Votiren der Auflagen, die Sicherheit des Eigenthums, die persönliche Freiheit, die Preßfreiheit, die Freiheit der Wahlen, die Verantwortlichkeit der Minister, die Unverletzlichkeit der Gesetze, sicherten.

Dies Memoire, eigentlich der erste Entwurf der nun zu erwartenden definitiven Constitution,

ward von dem Staatsrath geprüft. Der Senat fuhr indeß fort die neue Organisation der Verfassung auszuarbeiten. Seine Vorschläge wurden jeden Abend nach St. Cloud gebracht. Hier erwog Buonaparte sie mit dem Staatsrath und seinen beiden Collegen. Der Senat erhielt seine endlichen Bestimmungen, und redigirte sie.

Nach vierzehn Tagen war die Arbeit vollendet.

Am 18ten Mai 1804 dekretirte der Senat einmüthig, unter dem Vorsitz des zweiten Consuls Cambaceres, in Gegenwart des Consuls Lebrün und aller Minister, die Annahme des Beschlusses, wodurch der erste Consul der Republik zum Kaiser der Franzosen erhoben, und diese Würde in seiner Familie erblich gemacht ward.

Gleich nach aufgehobener Sitzung begab sich der ganze Senat nach St. Cloud, um dem neuen Kaiser die Urkunde zu überreichen. Der Consul Cambaceres begrüßte Ihn zuerst als seinen Souverän. Das Dekret sey der authentische Ausdruck des schon laut ausgesprochenen Nationalwillens. Wenn die Grundsätze der Verfassung es mit sich brächten, daß der Theil des Dekrets, welches die Einrichtung der erblichen Regierung

betreffe, der Sanction des Volks unterworfen werde, so bitte der Senat Sr. Majestät, zu genehmigen, daß die organischen Verfügungen sogleich zur Vollziehung kämen. Für den Ruhm und für das Glück der Republik proclamire er sogleich **Napoleon** als **Kaser** der **Franzosen.**

Napoleon nahm den Titel an, den man für den Ruhm der Nation für nützlich halte. Das Gesetz der Erblichkeit unterwarf er der Sanction des Volks.

Das organische Senatusconsult, welches die wesentlichsten Grundzüge der neuen Verfassung befaßte, ward am folgenden Tage dem Tribunat überschickt. Auch dieses brachte dem Kaiser versammelt, seine Huldigung dar; die anwesenden Mitglieder des gesetzgebenden Corps ihre Glückwünsche durch eine Adresse.

Die neuen Einrichtungen wurden dem Volk durch das Senatusconsult bekannt gemacht. In den Departements eröfneten die Präfekten die Register zur Abstimmung über die Erblichkeit der Regierung. Der Erfolg ist vorauszusehen.

Das ist dann das Ende der französischen Revolution *) — das Resultat der Ströme von Blut, die für die Revolution geflossen sind.

Ein konstitutioneller Erbkaiser tritt an die Stelle eines konstitutionellen Erbkönigs; eine neue Dynastie an die Stelle der alten, die das Schwerd aufrieb oder verdrängte. Beide Monarchen sind den Formen nach nicht unumschränkt. Die Formen, die dem Kaiser die Ausübung gewisser Regierungsrechte mit dem Volk gemein machen, sind bestimmter. In der Wirklichkeit wird der stärkere oder schwächere Grad der Herrschaft, allein bestimmt, jetzt so gut, wie zuvor, durch die persönliche Kraft des Regenten, und durch die besondere Lage der Umstände, denen er nicht gebieten kann. Und dies Resultat geben die gesetzmäßigen Repräsentanten des Französischen Volks selbst aus für die Vollendung der Freiheit und Gleichheit — um derentwil-

*) Bis dahin habe ich also meine Geschichte der Französischen Revolution fortzuführen — wenn ich mich in den Stand gesetzt sehen sollte, den Faden wieder aufzunehmen, nachdem ich bei dem Raub meiner Papiere viele schätzbare Materialien und mühsame Vorarbeiten verlor.

len ehemals auch die gesetzmäßigen Repräsentanten des Französischen Volks, die Erbmonarchie anfeindeten, stürzten, verfluchten, um derentwillen sie einen Monarchen, den an Liebe für sein Volk, an Willen das Gute zu thun, selbst an Bereitheit zu persönlichen Aufopferungen, nie einer übertraf, mit kalter Grausamkeit verhöhnten, verurtheilten, mordeten. Gleichwohl sind unter jenen Repräsentanten mehrere Individuen, die sich auch schon unter diesen befanden!

So ist der Menschen Thun, mein Freund! Das ist ihre Weisheit!

Achten Sie den Haufen, wenn Sie es können: aber verurtheilen Sie Napoleon nicht, wenn er die Menschen, die er kennt, würdigt, wie sie es verdienen.

VI.

Fulda, den 6. Juli 1804.

Bei Brügge sieht man zuerst die Berge in der Nähe: rechts die Siebenberge, links den kahlen Kölv. Hinter diesem liegt der Deister, und wieder hinter diesem der Hels. Von dem ersten der Siebenberge sehen Sie in der Ferne den Brokken, dessen Gipfel jetzt noch mit Schnee bedeckt war.

Göttingen hat im Kriege nichts gelitten: ich fand die Stadt vielmehr in den letzten fünf Jahren noch verschönert.

Sie wissen aus den öffentlichen Nachrichten, daß dieser berühmte Musensitz bei der Besetzung Hannovers sorgsam geschont ward. Buonaparte hat ihm seinen besondern Schutz vergönnt. Zu dieser Begünstigung trug das kluge Betragen des Prorector Martens viel bei: auch der Ruf, den einzelne Gelehrte im Auslande haben. Der

Beherrscher Frankreichs ehrt die Wissenschaften und will gern, daß man ihm es zutrauet. Wie glücklich, wenn man auf diesem Wege das Ungemach des Krieges von den Universitäten abwenden kann!

Die litterarischen Institute in Göttingen sind in den neueren Zeiten beträchtlich erweitert und vermehrt. Ich hatte die Universitätsgebäude in zwanzig Jahren nicht gesehen: wie sehr fand ich sie jetzt vergrößert. Das Lokal der Bibliothek hat ungemein gewonnen; und wie hat sie nicht seitdem zugenommen, diese trefliche Sammlung, im ganzen doch wohl die vorzüglichste Deutschlands. Welchen Schatz zur Litteratur enthält der große, sorgfältig gearbeitete Catalog, der jetzt gegen 200 Bände stark ist. Nicht leicht fragen Sie vergebens nach einem großen, kostbaren Werk, was die gewöhnlichen Grenzen auch ansehnlicher Privat-Bibliotheken übersteigt. Eben diese Vollständigkeit giebt der Bibliothek eine so große Brauchbarkeit für litterarische Arbeiten; eben so ruft sie die dankbaren Erinnerungen so vieler zurück, die in späteren akademischen Jahren, oder nach vollendeter akademischer Laufbahn hier Schriften vorbereiteten. Besonders behauptet

sie immer ihre ausgezeichnete Stärke in dem weiten Fach der Geschichte: fast alle Nationen glauben sich hier heimisch. Auch gehört ihr großer Reichthum an Englischen Werken zu den eigenthümlichen Vorzügen. Je seltener er in mehr als einer Rücksicht ist, desto eifriger muß man wünschen, daß die Besetzung durch die Franzosen darin keine Aenderung mache. *)

Das Museum war mir eine neue Merkwürdigkeit. Es ward mir desto interessanter, weil der verehrungswürdige Heyne mich selbst begleitete. Die Sammlung ist schon sehr beträchtlich, und sehr gefällig geordnet. Ausgezeichnet sind die Seltenheiten von den Südseereisen, welche die Englische Regierung veranstaltete, und manche aus den Nordländern. Auch findet man einzelne Naturhistorische Merkwürdigkeiten. So erinnere ich mich des Schädels eines Russen, in dessen Hirn eine Kugel sitzt. Sie ging hinein, kam aber nicht weiter. Der Mensch lebte

*) Ich habe nicht erfahren, ob Englische litterarische Werke zu den verbotenen Produkten gehören. Nach dem Charakter der Französischen Regierung sollte ich es nicht glauben.

noch zwei Jahre, und starb nachher an einer anderen Krankheit.

In demselben Gebäude ist jetzt auch ein physikalischer und mathematischer Apparat; beide sehr brauchbar zu ihren Zwecken. Eine Sternwarte sollte erbauet werden; aber die Französische Besitznahme hinderte es.

Von Göttingen nach Heiligenstadt sind drei mäßige Meilen; aber leider nicht mehr die treffliche Hannöverische Chaussee.

Gleich, wenn Sie aus Göttingen kommen, sehen Sie zwei große Berge in der Ferne vor sich: zur linken den Sattel, zur rechten den Meisner. Dieser letzte ist ein merkwürdiger Basaltberg, in der Gegend von Cassel, fünf Meilen von Göttingen und drei von Dransfeld.

Bei Rheinhausen, eine Meile von Göttingen, erheben sich die Sandfelsen in wunderbaren Gestalten: einige von ihnen machen groteske Gruppen.

Bei Brehmeken einem Dorf im Holz, kommen wieder zwei große Berge. Von dem letzten, dem höchsten von allen, hat man eine

treffliche Aussicht. Dann geht es, die Höhe rasch herunter, durch Bischenhagen und noch einem anderen Dorfe, nach der Stadt.

Heiligenstadt, die Hauptstadt des ehemaligen Eichsfeldes, hat etwa 2800 Menschen, die größtentheils vom Feldbau leben. Große Wohlhabenheit scheint mir nicht hier zu herrschen; aber ich bemerkte auch nicht viel Armuth. Die Gegend ist hoch, und sehr gesund; die Luft rein. Die Straßen sind breit; man findet mehrere recht gute Häuser. Der geschleifte Graben giebt einen sehr angenehmen Spaziergang rings um die Stadt. Sie sehen große Berge, wie in einem Zirkel, aber nicht so nahe, daß sie den Luftzug beschränken. Auf dem einen Berge bezeichnet ein Kreuz die Stätte, wohin der letzte Churfürst zu Fuß zu wandern pflegte. Auf einem mit Wald bedeckten Hügel, das Berghölzchen, sind auch Anlagen zu Spaziergängen.

In dem alten Schloß war jetzt eine Wohnung für den Kammerpräsident von Dohm zurecht gemacht, mit dem ich die in Rastadt geknüpfte Bekanntschaft erneuerte. Wie freuete ich mich des Wiedersehens! Wie manche Bemerkungen hatten wir uns mitzutheilen über das, was ein-

getroffen wär, wie man es voraussehen konnte, und über andere Ereignisse, die vielleicht die Vorahnungen auch der schärfsten Seher täuschten!

Die Aufklärung scheint in dem Ländchen eben nicht auf der höchsten Stufe zu stehen. Ich habe vielen Katholicismus von der gröbsten Art gefunden: und der ist nicht recht vereinbarlich mit einem gewissen Grade von Kultur. Doch ich darf wohl nichts weiter sagen: Sie beschuldigen mich ja ohnehin, daß ich gegen die ehemaligen geistlichen Staaten Parthei genommen habe. Sonst würde ich noch bemerken, daß die Bevölkerung von 75000 Menschen, die man dem Eichsfeld mit Treffurt giebt, auf etwa 36 Q. Meilen im Verhältniß zu der Fruchtbarkeit geringer ist, als in den nächstbelegenen Gegenden.

Jetzt ist die Stadt der Sitz der Preußischen Kammer für diese neu erworbenen Entschädigungsländer, Erfurt und Untergleichen, so wie die Preußen zugetheilten Reichsstädte einbegriffen. Das beträchtliche Personale, welches dadurch hier seinen Aufenthalt nimmt, bewirkt schon eine bedeutende Vermehrung des Geldumlaufs und der Gewerbsamkeit.

Ich glaubte meinen Weg nach Fulda gerade über Wanfried und Berka nehmen zu können. Allein man widerrieth es mir, weil hier keine Poststraße wäre. Und wirklich that ich sehr wohl, auf der Poststraße zu bleiben. Wir erreichten Eisenach erst am späten Abend; auf jenem Wege würden wir nach Berka, das ungefähr eben so weit von Heiligenstadt ist, nicht in einem Tage gekommen seyn.

Die Poststraße führt über Mühlhausen, vier Meilen von Heiligenstadt. In Dingelstädt, auf dem halben Wege, werden Pferde gewechselt.

Aus Heiligenstadt geht der Weg am Diemberg weg. Das Berzhölzchen bleibt links liegen: hier geht der Weg nach Cassel hinaus. Der Ibenberg bleibt zur Rechten; dort geht es nach Nordhausen. Nachher kommen Sie immer bergan. Von der Spitze haben Sie eine treffliche Aussicht über eine Reihe von Bergen, die sich im Amphitheater erheben, über Wald und Feld, und den Marktflecken Dingelstädt in der Tiefe. Der Diemberg ist ein großes Gebirg, das neun Meilen in der Länge sich erstreckt. Der Weg führt durch die Dörfer Geisleden und Kreuzebre. Hinter dem letzteren, etwa eine halbe Meile von

Dingelstädt erreicht man die Höhe; dann geht es bergab. Hinter Dingelstädt dauert die Chaussee noch eine Stunde, so weit das Churmainzische Gebiet sich ehemals erstreckte. Ein Haus im Felde bezeichnet die Grenze. Nachher geht der Weg meistens in der Ebene fort, durch das Dorf Lengefeld.

Mühlhausen, ehemals eine freie Reichsstadt in Thüringen, hat etwa 10000 Einwohner und 1100 Häuser, in den Vorstädten 500. Ihr Gebiet enthielt 18 Dorfschaften und zwischen 5 und 6000 Menschen. Es ist ungemein fruchtbar, besonders nach Langensalz und Weißensee hin, von der Unstrut und vielen kleinen Strömen durchwässert. Die Stadt muß ehemals sehr volkreich gewesen seyn. Sie hat nicht weniger als 13 Kirchen; unter ihnen sind zwei große von demselben Baumeister aufgeführt, der den berühmten Erfurter Dohm bauete.

Auf den drei Meilen nach Eisenach kommen Sie wenigstens achtmal durch ein anderes Gebiet. Jedesmal, daß ich diese Bemerkung machen muß, ärgere ich mich im Nahmen der Rechtspflege und der Polizei, der diese Abwechslung unsägliche Hindernisse in den Weg legt. Und immer frage

ich mich vergebens, warum die Landesherrn die Ausschnitte nicht vertauschen, um das Gebiet zu schließen. Doch was sage ich? Giebt es doch in den meisten deutschen Ländern ähnliche Verwirrungen unter den Grenzen der verschiedenen Aemter! Sogar diese, behauptet man, lassen sich nicht ebnen ohne große Schwierigkeiten. Ja ich weiß, daß in einer und derselben Stadt vier verschiedene Gerichtsbarkeiten sind, und daß drei von diesen Gerichtsbarkeiten in einem Hause die Zimmer unter sich theilen! Wollen Sie also den Verbrecher ergreifen, der durch die Thüre des Nebenzimmers unter des andern gestrengen Gerichtsherrn Sprengel sich begiebt, so müssen Sie erst Meilenweit Requisitorialen versenden! Und um solchem Unwesen zu steuern, versichert man alles Ernstes, bedarf es Jahrelanger Unterhandlungen. So gehören denn ja wohl Jahrhunderte dazu, bis Landeshoheitsausgleichungen zu Stande kommen, wie dringend auch immer das gleiche Interesse aller Theile sie gebieten.

Gleich hinter Mühlhausen geht es bergan. Die Vogtei, $\frac{3}{4}$ Stunden von der Stadt ist Chursächsisch. Dann kommen Sie durch die Dörfer Oppenheim und Kummerfürst in das Go-

thaische. Bischofsrode ist Weimarisch. Hier geht es einen hohen Berg herauf, von dem man eine weite Aussicht hat. Nachher kömmt man vor Neukirchen im Gothaischen vorbei. Streck in der Tiefe ist Chursächsisch. Dann kömmt man in das Eisenachische Gebiet.

Eisenach ist eine gut gebauete Stadt mit sieben tausend und einigen hundert Einwohnern. Sie hat zwar sehr dadurch verloren, daß sie schon seit geraumer Zeit aufhörte, Residenz eines eigenen Fürsten zu seyn: aber sie scheint dennoch ziemlich lebhaft. Das Schloß liegt sehr angenehm zur Linken bei dem Eingang.

Der Weg nach Fuld geht über Vach. Es ist nur drei Meilen von Eisenach; aber dieser Weg soll schlecht seyn. Ich muste also die Poststraße über Berka nehmen, und eine Meile weiter fahren. Nachher erfuhr ich, daß ich eben so gut über Salzungen hätte gehen können: so sind es auch nicht mehr als vier Meilen. Diesen Weg hätte ich vorgezogen, um die persönliche Bekanntschaft des Raths Herrmann zu machen, den ich aus seinen geistreichen Bemerkungen über die preußische Gesetzgebung, und einigen schätzbaren

Aufsätzen in dem deutschen Magazin als Schriftsteller schätzte.

Wir fuhren an einem schönem Sommermorgen früh aus Eisenach. Der Weg geht, zur Linken die ehrwürdige Wartburg, zwischen Felsen weg. An der rechten Seite lehnt er sich an einen hohen Bergrücken; zur Linken sieht man den Berg hinab.

Dann hebt sich der Weg: und mit einemmal liegt ein prächtiger Schauplatz vor Ihren Augen. Eine weite, fruchtbare Gegend, unendlich abwechselnd ist ringsum von hohen Bergen umschlossen. Unter ihnen ragen zwei hervor, ausgezeichnet vor allen: der lange Dittersberg und der runde Ochsenberg. Sie verfolgen schon weit voraus den Weg nach Berka, wie er sich in öfteren Krümmungen um die Berge herum zieht.

Nun führt der Weg eine Meile lang durch den Wald bald auf bald ab; doch haben Sie zur Linken immer Aussichten.

Aber auf der letzten Höhe vor Berka entfaltet sich zu Ihren Füßen ein prächtiges Amphitheater. Den Bergrücken hinab erstrecken sich die fruchtbarsten Gefilde. Sie sind alle in kleine Aecker getheilt, deren mannigfaltig abwechselnde

Frucht die schönsten Schattirungen macht. Ihr Auge wird entzückt; das wohlwollende Herz zu sanfter Freude erweckt. Sie sehen das Bild der höchsten Kultur: Sie sagen sich, daß die Bewohner wohlhabend und glücklich sind. Rings umher erblicken Sie in dem großen Zirkelausschnitt von fern noch Berge in verschiedenen Umrissen.

Mein freudiges Gefühl ward unendlich erhöhet durch den Eindruck, den der prächtige Anblick auf meine Frau machte. Sie sah zum erstenmal eine solche Landschaft. Man muß lange im Norden gelebt haben, um den Einfluß des milderen Klima's ganz zu empfinden. Auch übertraf ihre lebhafte Vorstellung bei weitem die meinige. Ihr Blick umfaßte so manches, was mir entgieng. Sie kennen ihren feinen Sinn für Kunst, vorzüglich für Mahlerei. Durch diesen geleitet, entwarf sie ein umfassenderes Bild das Ganzen, und vollendete dennoch die einzelnen Gruppen. So erinnere ich besonders, daß sie die einzelnen Fruchtbäume aushob, die nicht selten in den reichen Kornfeldern prangten. Allerdings erhöheten sie die Schönheit der Gegend. Für uns Nordländer hatten sie noch einen eigenen Reiz: denn an Baumfrüchten stehen wir natürlich dem süd-

lichen Deutschland weit nach. Und diese Gegend gehört zwar der Breite nach noch lange nicht dahin: aber die besonders glückliche Lage ersetzt die Entfernung. Ich wüste nicht, in irgend einer, weit südlicheren Provinz, je einen schöneren Teppich gesehen zu haben.

So kamen wir durch Obernelle, bei dem schön belegenen Gut Diedrichsberg vorbei, und durch Herdt, nach dem Eisennachschen Städtchen Berka, wo wir Pferde wechselten.

Hinter Berka geht es einen hohen Berg heran. Von der Höhe haben Sie zur Linken eine ähnliche Aussicht, wie die vorige: aber immer verschieden. Diese unendliche Mannigfaltigkeit der Natur, bei der generischen Uebereinstimmung, gehört zu den Betrachtungen, die mich am meisten anziehen. Wie sehr bedaure ich es, nicht in der früheren Jugend mich mit der Naturgeschichte vertraut gemacht zu haben. Die Lebhaftigkeit der Vorstellung, die Sie auffassen, wenn Ihr Sinn nur neuen Ideen noch offen ist, erreicht keine später eingetragene. Ich bilde mir ein, daß der Keim zu den bewundernswürdigsten Erfindungen des Mannes, schon in dem liegt, womit er sich als Knabe vorzüglich beschäftigte. Und mehr

oder weniger ist das wohl der Fall bei allen Kenntnissen. Bei mir selbst bin ich es mir deutlich bewußt. Der Kreis, in dem sich meine Wirksamkeit nach verschiedenen Richtungen ausdehnt, geht von einigen Ideen aus, die ich in den Jahren der ersten Entwickelung aus vorzüglichen historischen Schriften schöpfte, oder, als Jüngling, aus einzelnen trefflichen akademischen Vorträgen auffaßte, auch wohl nur beiläufig in einem interessanten Gespräch. Oft hielt ich eine Idee für völlig neu, und, wenn ich ihren Ursprung nachforschte, fand ich den ersten Anlaß immer in einer Verwandtschaft mit dem, was ich die Grundlage meines Wissens nennen mögte. Die Kenntnisse hingegen, die ich mir in späteren Jahren erst, wenn ich so sagen darf, aus dem Rohen erwarb, erreichten nie den Grad der Bestimmtheit und Anschaulichkeit. Darum darf ich es nicht wagen, Ihnen eine Gegend oryktographisch zu beschreiben, wie sehr mich auch diese Ansicht im Ganzen interessirt. Meine Vorstellung ist nicht anschaulich genug. Sie ist nur empfangen, nicht selbst gebildet: ich mag sie nicht mittheilen. Halten wir uns also nur an die Schilderung der Umrisse. Diese verfolge ich mit desto größerer Aufmerksamkeit, je

mehr ich von der frühesten Jugend an meinen Sinn dafür schärfte. Sie wissen, daß ich mich dem Kriegsstande bestimmt hatte, und schon aus meinem Cäsar das Terrain studieren lernte.

Der ganze Aufriß der Gegend, worin ich Sie jetzt herumführe, ist in dieser Rücksicht eben so interessant, als die Bedeckung der Oberfläche einladend für den Freund der schönen Natur.

Zu Ihrer Rechten haben Sie eine lange Berghöhe, den Develsberg. Der Weg geht bergauf: auf der Höhe fängt das Hessische an. Bis hier geht die Weimarsche Chaussee. Sie ist sehr gut unterhalten. An den Seiten finden sie allenthalben Haufen von kleinen Steinen, zur Ausbesserung bestimmt; auch ist für die Ableitung des Wassers sehr gut gesorgt. Nachher ist keine Chaussee bis dicht vor Vach. Der Weg läuft eine kurze Strecke zwischen Bergen weg; dann geht es den Samberg heran, und wieder etwas herab nach der Stadt. Man kömmt durch die Helgerde und Zell.

Vach ist ein mäßig gebauetes Städtchen von 2800 Menschen und 430 Häusern. In der Stadt ist ein Hessisches Amthaus. Sie hat eine starke Frachtfahrt; auch werden die vielen durch-

gehenden Poststraßen sehr besucht. Der Boden ist sehr fleißig bearbeitet: man sieht die glücklichen Erfolge der vielen Handarbeit. Dennoch scheinen die Einwohner nicht wohlhabend. So sollte es im Hessischen nicht seyn, bei dem grossentheils guten Boden und dem Fleiß der Einwohner. Aber die unglückliche Neigung des Churfürsten, den Schatz auswärts zu belegen, entzieht dem Gewerbfleiß das beste Mark.

Nahe bei Vach liegt die Spitze des Ochsenbergs, die höchste der ganzen Gegend. Dieser Berg befaßt eigentlich eine ganze Reihe zusammenhängender Berge, die sich über drei Stunden weit erstrecken. Auf der Spitze ist die Waldung durchgehauen, um der Aussicht willen.

Eine Viertelstunde von der Stadt zur Linken liegt das Schloß Philippsthal, der Wohnsitz einer apanagirten Linie. Der Fürst hat auf einem Berge dicht bei der Stadt eine sehr gefällige Anlage von Obstbäumen und Weinreben gemacht.

Von Vach nach Hünefeld, wo man Pferde wechselt, haben Sie drei Meilen; von dort nach Fulda zwei Meilen.

Die Gegend ist, wie die vorige. Sie kommen durch Sonne, in das Fuldische, nach Buttler, eine Meile von Bach. Dieser Ort liegt reizend in einem Thale zwischen Bergen; unter ihnen ragt der Michelsberg hervor. Im Thal fließt die Alster, die nachher in die Fulda fällt. Eine Meile ist die Aussicht beschränkter; zur Linken zieht sich noch der waldbedeckte Ochsenberg. Hinter Nasdorf, eine Meile weiter, wird die Aussicht wieder vorzüglich schön. In der Tiefe sehen Sie Wiesen von dem üppigsten Rasen. Der Flecken Burghaun bleibt zur Seite.

Bei Hünefeld fließt die Huin vorbei, ein kleiner Fluß, der in vielen Krümmungen eine Strecke parallel mit der Fulda läuft. Oberhalb Hersfeld nimmt diese ihn auf, und fließt so weiter nach Cassel.

Hinter Hünefeld wird das Amphitheater enger. Zur Linken tritt der große Kirschberg fast gerade vor. Von diesem Berge soll man die beste Aussicht in der ganzen Gegend haben. Die Huin bildet einen schönen Wasserfall, Sie wird auch zu den vielen Wasserleitungen benutzt, die

das frische Ansehen der Wiesen erhöhen. Man kömmt durch Riggersberg und Marbach.

Nicht weit von Fulda haben Sie wieder eine große Aussicht. Links liegt der hohe, mit Holz bewachsene Bädersberg; in der Ferne zeigt sich eine Gebirgskette. Zur Rechten übersehen Sie eine weite Gegend. Wenn Sie weiter kommen, treten die Berge von der Linken fast in einen halben Bogen vor; hinter ihnen gewahren Sie eine zweite Reihe von blässeren Farben. Die Abendsonne warf ein bezauberndes Licht auf die näheren Gegenstände. Zur Rechten liegt ein Kloster, links, fast gerade vor, die Stadt. Sie zeigt sich hier sehr schön, besonders auch das Schloß zur Linken. An der Seite der Einfahrt ist ein lieblicher Spaziergang; sehr besucht, wie es schien, und gut unterhalten.

Fulda liegt in einer reizenden, stark angebaueten, sehr bevölkerten Gegend. Das Land trägt viel Getraide, und hat eine treffliche Viehzucht. Auch wird an den Bergen viel Wein gebauet. Unter diesen ist der Salegg von vorzüglicher Güte.

Vor der Stadt liegen zwei Berge, zur Rechten der Petersberg, zur Linken der Frauen-

berg. Von dem letzteren hat man bei weitem die schönste Aussicht, aus den neuen Zimmern, oder dem sogenannten Fürstenbau in einem Flügel des alten Franciscaner-Klosters. Hier übersehen Sie vollkommen das lange, mäßig breite Thal, wodurch sich der gleichbenannte Fluß in manchen Krümmungen windet. Allenthalben finden Sie die schönste Kultur: Spuren eines vorzüglichen Fleißes. In der Runde um Fulda liegen sieben Berge oder Hügel, diese sind größtentheils mit Reben bedeckt. Auch dies Land hatte eine geistliche Regierung: aber glücklicher Weise kam sie, eine Reihe von Jahren hindurch, den reichen Anlagen der Natur zu Hülfe. Daher der sonst nicht gewöhnliche Grad des Wohlstandes.

Auf dem Frauenberg besah ich das älteste Franciscaner-Kloster. Jetzt sind Mönche von vier verschiedenen Orden darin versammelt, in brüderlicher Eintracht. Alle Einrichtungen tragen das ehrwürdige Gepräge des Alterthums. Die Bibliothek enthält eine schätzbare Sammlung von Handschriften. Unter diesen befinden sich 200 Arabische, die ehemals die Jesuiten von ihren Reisen mitbrachten. Man zeigte mir besonders einen Pentateuch, die vier Evangelisten und den

Koran, arabisch, sehr gut erhalten. Mit dem Kloster ist eine Communication unter der Erde. Hier hielt sich Marianus Scotus zehn Jahre lang verborgen, und schrieb seine Annalen.

Die Stadt mag ungefähr 10000 Einwohner haben. Sie ist im Verhältniß ihrer Größe sehr gut bevölkert. Mit Frucht und Leinewand wird stark Handel getrieben. Einige von den Straßen sind groß, und haben schöne Häuser. Besonders schön ist der Dohmplatz: auch ist das Schloß oder die Residenz ein ansehnliches Gebäude. Die Sommerresidenz, die Fasanerie, liegt eine halbe Stunde von der Stadt, sehr angenehm.

Fulda ist der Sitz einer Universität, die zu den vorzüglicheren in dem Katholischen Deutschland gehört. Sie hat immer viel für die Wissenschaften gethan, und sich stets durch Toleranz ausgezeichnet. Aus dem Verzeichniß der Vorlesungen für 1803, das ich Ihnen einlege, sehen Sie, daß die Lehrer in der Jurisprudenz mit unserem Zeitalter fortrücken. Was wollen Sie mehr begehren, als Vorlesungen über Feuerbach's Kriminalrecht, und Grolmanns Prozeß?

Mit der Bibliothek machte mich der verdiente Bibliothekar, Prof. Böhme bekannt. Sie dankt ihm ihr Daseyn, und er hat ihrer mit der eifrigsten Sorgfalt gepflegt. Erst 1776 ward sie angelegt, und ist schon auf 32000 Bände angewachsen, ohne sehr große Unterstützung. Vieles ist freilich aus den Bibliotheken der aufgehobenen Klöster hinzugekommen: aber auch zu der Benutzung dieser Quellen wirkte der Bibliothekar vorzüglich mit. Ich fand schon viele wichtige Werke fast aus allen Fächern, und sehr fleißig gearbeitete, brauchbare Catalogen. Ihr größter Schatz sind die Manuscripte, unter denen sich viele sehr seltene aus dem 6sten und 8ten Jahrhundert befinden; auch sehr reiche Incunabula.

Prof. Böhme besitzt selbst eine bedeutende Münzsammlung, die 816 Stücke befaßt. Er hat, mit einiger Unterstützung von einem Freunde, alles aus seinen eigenen Einkünften angeschaft; man begreift kaum, wie es ihm möglich ward. Einige Stücke sind außerordentlich selten. Unter diesen zeigte er mir einen Otto Ennius, an dem man zweifelte, ob er existirte, und einen Philipp den Großmüthigen mit der Inschrift: Besser Land und Leut verloren, als einen

falschen Eid geschworen. Für jenes Stück gab er 1100 Livres, für dieses 600 Thaler schwer Geld. Nun wünschte er die Sammlung zu verkaufen, weil es ihm nach Einziehung des Klosters an Mitteln fehlt, sie ferner zu bereichern. Ein Engländer hatte den Handel geschlossen, und brachte das Geld mit: allein die Franzosen ermordeten ihn auf der Reise durch die Schweiz und nahmen ihm alles ab.

Ueberdies hat er Gipsabdrücke von allen Stükken, und von noch weit mehreren, die sich nicht in seiner Sammlung befinden. Diese Abdrücke hat er der Bibliothek geschenkt, der er noch immer vorzüglich nur lebt. Und dieser gute Mann hat als Bibliothekar nur 100 Gulden und 300 Gulden, weil er sein Kloster verläßt! Ein Fuldischer oder Hessischer Gulden ist, wie Sie wissen, zwei Drittheil eines Reichsthalers: und der Münzfuß ist ungefähr dem bekannten Conventionsfuß gleich.

In dem Kriege war Fulda sehr glücklich. Das Land sah keine Franzosen, ehe der General Jourdan zurückgeschlagen war. Damals rettete sich der Generalstaab mit der Kasse in die Stadt. Sie waren kaum angelangt, mit einer

schwachen Bedeckung, als eine Menge unbewafneter Oesterreicher ansprengte. Diese wurden nicht herein gelassen. Die Franzosen erhielten dadurch Zeit, ihren Rückzug in Ordnung und mit Sicherheit zu machen. Für diese Hülfe waren sie stets dankbar. Nachher zogen ganze Armeen durch. Aber sie schonten immer die Stadt, und insonderheit auch die Bibliothek.

Das Militär war ehemals höchst unbedeutend. Jetzt wird es zahlreicher. Der Erbprinz von Oranien, der Schwager des Königs von Preußen, der das Land als Entschädigung für den Verlust seines Vaters in Holland bekommen hat, errichtet ein volles Regiment. Die Leute haben eine sehr gute Haltung; man sagte mir aber, die Officiere wären größtentheils Fremde.

Zum Besten der Finanzen werden in manchen Zweigen große Reductionen vorgenommen. So ist die prächtige Jagdequipage, die ehedem so viel kostete, für 1100 Gulden verkauft. Der Fürst erreicht durch diesen Verkauf den weit größeren Vortheil, daß es an Gelegenheit fehlt, große, immer sehr kostbare, Jagden zu geben.

Bei der Finanzeinrichtung überhaupt wird wohl vorzüglich die Meinung des Geheimen Fi-

nanzraths von Göckingk entscheiden. Ich habe hier zuerst seine Bekanntschaft gemacht. Er ist, auf des Königs von Preußen Verlangen, in des Fürsten Dienste getreten, aber nur auf zwei Jahre, um das Gros der Verwaltung zu ordnen und einzuleiten. Man kann unstreitig viel von ihm erwarten. So weit ich aus einigen Unterredungen zu urtheilen vermag, ist er ein eben so einsichtsvoller, fähiger Geschäftsmann, als glücklicher Dichter und feiner Schriftsteller.

VII.

Fulda den 7. Juli 1804.

Mein kurzer Aufenthalt in einigen Gegenden, die neue Landesherren bekommen haben, hat mich doch zu manchen Betrachtungen über diese Veränderung veranlaßt. Dem fremden Reisenden, wenn er irgend aufmerksam ist, fällt vieles auf, was dem täglichen Genossen entgeht. Auch hört er oft ein freieres Urtheil, weil man in ihn kein Mißtrauen setzen kann. Seyen sie auch zum Theil einseitig, übertrieben, ungegründet: gewöhnlich enthalten sie doch immer etwas Lehrreiches.

Im allgemeinen scheint mir die Stimmung des Haufens immer gegen die neue Regierung zu seyn. Soll ich Ihnen gestehen, daß ich dies sehr liebe? Es hängt so genau zusammen mit dem Gefallen an dem Heimischen, das so entscheidend für unsere Glückseligkeit ist. Wie der meisten Menschen Geisteskräfte beschränkt sind, so

auch ihre Neigungen, ihre Erwartungen, ihre Wünsche. Sie fühlen sich meistens wohl auf dem Fleck, wohin ihr Gebiet sie pflanzte, richten sich dort ihre Lage so behaglich ein, als möglich. Alles, was sie umgiebt, wird, näher oder entfernter, mit in den Zirkel ihrer Existenz gezogen, dessen Mittelpunkt das theure Ich ist. Auch die Regierung gehört mit hinein. Mögen sie gleich zuweilen mit ihr schmollen, laut oder im Stillen. Genug — es ist ihre Regierung; sie sind gewohnt, sich nie außer dieser Verbindung zu denken. Unter tausenden hat gewöhnlich kaum einer einen bestimmten Begrif von den Wohlthaten, deren er durch ihre Fürsorge theilhaft wird. Aber die neun hundert neun und neunzig sind ihr darum, überhaupt genommen, nicht minder ergeben, durch die Macht der Gewohnheit und den Zauber der Heimath. Und wohl uns allen, daß es so ist! Wie würde es um die bürgerliche Ruhe stehen, wenn der Unterthan in Masse mit der Regierung rechten wollte, wie die Redner der Oppositionspartheі im Brittischen Parlament mit den Ministern? Doch drehet dieser Kampf sich nur um den Einfluß einzelner Personen; nie um die Regierung an sich, noch weniger um die Form der

Verwaltung. Die Veränderung der Minister bezieht sich größtentheils auf Verhältnisse, die ausserhalb des Gesichtskreises der Menge liegen. Darum bleibt die Art der Regierung immer dieselbe: auch die Person des Regenten. In dieser Rücksicht würde der Britte kaum eine Veränderung wünschen, wie frei er auch die Minister tadeln mag. Noch weniger der Deutsche. Denken Sie sich das schlechtest regierte Land in Deutschland, welches Sie kennen; vernehmen Sie die Einwohner, Mann für Mann, ob sie sich den Fürsten zum Regenten wünschen, den alle übrigen Länder für den besten halten, dessen Regierungsweisheit sich am augenscheinlichsten durch den bloßen Anblick seines Landes bewährt — die große Mehrheit antwortet sicher nein. Sie werden sagen, sie kennten ihn nicht so genau; er kenne ihr Land nicht. Manches mögte er besser machen, anderes auch wohl schlimmer.

Diese Anhänglichkeit an die bisherige Regierung, neben einer neuen gestellt, wird sich noch viel lauter offenbaren, wenn das Land künftig die Person des Regenten nicht mehr besitzen soll. Seine Gegenwart trägt ungemein viel bei zu dem Wohlstand des Landes; sie befestigt und verengt

vor allen das Band zwischen Regenten und Unterthanen. Jene Wirkung gewahrt der Haufen nicht gleich, sie zeigt sich aber nur zu bald in der ganzen Lage der Gewerbsamkeit; diese wird täglich empfunden, gerade am meisten von dem, der sie am ersten vermißt.

Der auswärtige Regent, dem nun ein solches Land anheim fällt, hat also doppelte Ursache, alles anzuwenden, um die Gemüther zu gewinnen. Ich hoffe, daß es keine Regierung in unseren Tagen giebt, die dies, auch nur in einem gewissen Sinn für gleichgültig halte. Wohlwollend wäre sie gewiß nicht, diese Regierung; und auch nicht verständig. Bajonette und Gefängnisse sichern freilich, mit gehöriger Kraft und zeitig genug gehandhabt, die öffentliche Ruhe gegen alle Malcontenten. Aber wie vieles hängt nicht bei dem Erfolg der meisten Veranstaltungen von der Einwohner Mitwirkung ab, von ihrer Anhänglichkeit an die Regierung, wenn man gleich die Pflicht, dem Unterthan das Leben möglichst leicht und angenehm zu machen, als bloße menschenfreundliche Träumerei beseitigen will.

Die neuen Regenten sind auch meistens voll von dem besten Willen: sie benehmen sich nur auf eine ganz verkehrte Weise.

Sie beeifern sich gewöhnlich, ihren Regierungsantritt durch eine Menge wohlthätig geglaubter Veränderungen zu bezeichnen. Mit der größten Schnelligkeit wollen sie die möglichste Gleichheit in den Formen der alten und der neuen Provinzen einführen. Die Gleichstellung soll vollkommen seyn: sie erstrecken sie daher oft bis auf Nahmen und unbedeutende Kleinigkeiten.

Man sollte ihnen rathen, gerade im entgegengesetzten Sinn zu handeln.

Nur solche Einrichtungen und Verfassungen darf die Regierung gleich allgemein machen, die verschiedene Provinzen zu einem Ganzen verbinden. So muß das Abzugsrecht gleich aufhören; Verbrecher müssen gegenseitig ausgeliefert werden; Streitigkeiten mit benachbarten Provinzen gehen durch das gemeinschaftliche Staatsministerium. Dergleichen Aenderungen muß der gesunde Menschenverstand für wohlthätig erkennen; sie sind mit keinen Unzuträglichkeiten verbunden. Niemand wird etwas dagegen einwenden.

Auch die Abstellung anerkannter Mißbräuche muß allerdings erfolgen, aber nicht gerade in dem Augenblick des Regenten-

wechsels. Eine jede, irgend alte, Einrichtung im Staat hängt mit vielen anderen Verhältnissen zusammen. Man kann sie nicht abschaffen, ohne auch auf diese zu wirken. Um dies auf die vortheilhafteste Weise zu thun, mit der mindesten Unzuträglichkeit, muß man eine Kenntniß des Landes, eine Erfahrung besitzen, die der neuen Regierung noch nicht möglich ist. Darf ich Ihnen ein auffallendes Beispiel anführen? Ich halte die Aufhebung des Lotto für einen Schritt, den die Regierung sich selbst eben so sehr schuldig ist, als den Unterthanen, für einen Schritt, der keiner langen Ueberlegung, keiner großen Vorbereitungen bedarf. Gleichwohl würde ich selbst diesen, durch nichts zu rechtfertigenden Mißbrauch in einer neu erworbenen Provinz nicht sogleich abzuschaffen rathen. Etwa, weil ich erst untersuchen wollte, wie der Staatscasse der Defect zu ersetzen wäre? — Nein, dazu bedürfte es keiner wochenlangen Berathung — denn eine schädlichere Abgabe wüste ich kaum nachzuweisen. — Sondern, weil man erst dafür sorgen müste, den abgehenden Beamten ein anderes, angemessenes Auskommen zu verschaffen; weil es selbst dann nicht klug wäre, durch diese abgehenden Beam-

ten eine Anzahl Mißvergnügter in dem ersten Augenblick des Regentenwechsels zu machen, ehe die Regierung schon durch andere, weise, wohlthätige Veranstaltungen die allgemeine Meinung für sich gewonnen hätte; weil man, um nichts halb zu thun, erst sicher seyn müste, daß die Spiellustigen nicht so leicht ihren Kitzel in der Nachbarschaft befriedigen könnten.

Und dann — mein Freund — wie viele Mißbräuche lassen sich nicht mit besserem Erfolge stufenweise heben? Erst setzen Sie ihnen einen Damm entgegen, durch eine zweckmäßigere Leitung der Verwaltung, durch Abschneidung solcher Auswüchse, die jedermann tadelt; von einem solchem Standpunkt aus, mögen Sie nachher, des Erfolgs sicher, der schon geschwächten Hydra völlig den Kopf abschlagen. So gewinnen Sie allmählig die Stimmen aller Vernünftigen, und die Unvernünftigen dürfen es einst nicht wagen, ihre partheiische oder thörichte Mißbilligung verlauten zu lassen. Sie wissen, wie lebhaft und unbedingt ich mich gegen die Leibeigenschaft erklärte, mit welchem Eifer und welchem Erfolg ich sie in meinem Vaterlande bestritt. Dennoch würde ich dem Regenten einer neu erworbenen

Provinz nicht rathen, den Einwohnern mit der Aufhebung derselben sogleich ein wohlgemeintes Geschenk zu machen, wie sehr auch sonst die Mehrheit der Einwohner, und die Menschenfreunde in allen Ländern ihn dafür preisen mögten. Und dies abgesehen von dem Aufschub, den die nothwendigen Vorbereitungen zu der wichtigen Aenderung in jedem Lande ohnehin fordern würden — blos um nicht in dem Augenblick des Regierungsantritts eine bedeutende Zahl von Stimmen in einer Sache gegen sich zu erwecken, die doch immer mit erheblichen Scheingründen sich bestreiten läßt. Dagegen würde ich mittelbar unabläßig auf denselben Zweck hinarbeiten, und ihn nachher desto sicherer erreichen. Ich würde eine angemessene Controlle einführen, würde den Verkauf der Leibeigenen für ihre Person und ähnliche Gräuel sogleich einstellen, würde durch mancherlei Veranstaltungen die freiwillige Aufhebung dieses Verhältnisses erleichtern. Nach solchen Vorbereitungen, die den Willen der Regierung genug an den Tag legten, aber auch ihre Vorsicht und Besonnenheit, nach einer zweckmäßigen, gemeinfaßlichen Belehrung über Mittel und Wege, allen nachtheiligen Folgen der Veränderung auf beiden Sei-

ten zu entgehen — könnte sie sicher die ungerechte und unvernünftige Sitte ganz abschaffen, ohne auch in der neu erworbenen Provinz einen irgend hörbaren Tadel zu fürchten.

Alle Einrichtungen aber, deren Form an sich zur Erreichung der Staatszwecke ungefähr gleich ist, sollten schlechterdings eine Weile in der bisherigen Form bestehen. Man kann es nicht oft und nicht laut genug sagen — diese unglückliche Sucht zu generalisiren taugt nicht in der Staatsverwaltung. Wir lassen uns so sehr durch unsere Eitelkeit blenden, daß wir anderer Empfindlichkeit ganz vergessen. Mehr oder weniger wollen wir alle selbstständig seyn; wollen, jeder in seiner Art, herrschen. Daher diese entschiedene Unlust uns fremde Formen aufdringen zu lassen, und wenn wir sie auch für besser halten müsten. Warum soll die Regierung sie erregen, wenn sie keine wesentliche Zwecke dadurch erreicht; wenn sie auf einem gefälligeren Wege eben so gut zu demselben Zweck gelangen kann? Wie theuer hat Joseph der 2te die geflissentliche Verletzung der Formen in den Niederlanden bezahlt; und doch waren die Niederlande eine alte, dem Oesterreichischen Hause sehr ergebene, Provinz! Wie

viel beliebter, ja — daß ich es gerade heraus sage — wie viel wirksamer würde die Preußische Regierung in Südpreußen seyn, wenn man nicht so übermäßig geeilt hätte, dort alles auf Preußischen Fuß einzurichten! Sollen denn die Beispiele der Geschichte immer für uns verloren seyn? Oder ist es der Menschen Loos, daß sie aller Lehren in dem Augenblick der Anwendung vergessen, wenn Eitelkeit — oder Eigensinn nur im mindesten erregt werden?

Lassen Sie mich aus dieser — vielleicht nicht willkommnen, aber wahrlich wohlgemeinten — politischen Predigt eine Nutzanwendung ziehen, die meinen neuesten Erfahrungen nur zu nahe liegt.

Sie können nicht glauben, mit welcher Unzufriedenheit, mit welcher Bitterkeit, die Einwohner in Mühlhausen über die Einführung der Preußischen Accise sich äußerten.

Ich bin nicht genug bekannt mit der Organisation des Verkehrs der Preußischen Provinzen unter einander, um zu beurtheilen, ob dies Geschenk den neu erworbenen Provinzen in dieser Rücksicht nothwendig war. Ueberhaupt ge=

nommen sollte ich es nicht vermuthen: ich werde mich aber wohl hüten, eine bestimmte Meinung zu äußern, da ich in solchen Fällen so sehr gegen das Generalisiren der Theoretiker bin. Also nur Fragweise denke ich an eine Möglichkeit, den neu erworbenen Provinzen ihre bisherige Zoll- und Accise-Freiheit zu lassen, und dagegen ihre Produkte bei der Einfuhr in die be-acciseten Preußischen Provinzen, völlig als Produkte fremder Oerter zu betrachten. Vielleicht verzichteten sie auf die Vortheile der Gleichstellung, wenn sie um diesen Preis ihre bisherige Verfassung in diesem Punkt behalten könnten.

Angenommen aber, daß ein solcher Ausweg möglich war, so konnte die Einführung der Accise sich ja nur auf das Bedürfniß der Staatskasse gründen. Und hier gestehe ich Ihnen frei, finde ich durchaus keine hinreichende Ursache diese Abgabe zu wählen. Ich wage diese Aeußerung mit einiger Zuversicht. Es kömmt dabei nicht auf Localkenntnisse an, sondern auf allgemeine Finanz-Grundsätze, die in allen Staaten dieselben sind und stets dieselben bleiben werden.

Ich will nicht in eine weitläuftige Untersuchung eintreten, ob die preußische Accise nicht bei weitem zu viele Artikel treffe, ob sie nicht das Bedürfniß des gemeinen Mannes verhältnißmäßig zu stark belaste, ob sie nicht zweckmäßiger hier erhöhet, dort herabgesetzt werden solle. Allein diese Mängel sind dem System schon oft vorgeworfen; und, wo ich nicht irre, ist man ziemlich einig über den guten Grund der Anklage.

Auch über die Art der Erhebung will ich Sie jetzt nicht unterhalten; nicht von der unendlich mannigfaltigen, kostbaren Controlle, die das leidige Geschäft zum größten Nachtheil des täglichen Verkehrs, so schrecklich verlängert, und über die Hälfte des ganzen Ertrags wegnimmt; nicht von der Schaar Beamten, die nach diesem System angesetzt werden müssen, und die der Staat so schlecht bezahlt, daß er ihnen es fast zur moralischen Unmöglichkeit macht, ehrlich zu seyn, wenigstens es zu bleiben.

Nur das allein bitte ich Sie zu bedenken, welchen Eindruck eine so bedeutende, an sich so verhaßte, durch die Art der Erhebung doppelt beschwerliche Abgabe auf die Bewohner von Provinzen machen muß, die bisher dergleichen

ganz und gar nicht kannten? Wenn wir uns auch über ihre Klagen, über ihr Murren, ganz und gar wegsetzen, wenn wir nicht auf die plötzliche Veränderung achten, welche die Abgabe in jeder Haushaltung, besonders den kleineren hervorbringen muß, durch Vertheurung aller Lebensbedürfnisse: so können wir doch unmöglich es uns verhehlen, daß diese Menschen vor allen andern sich zur Contrebande berufen fühlen, nur daß gerade die Lage dieser Provinzen, gerade alle ihre bisherigen Handelsverhältnisse sie ihnen unendlich erleichtern. Die Preußische Regierung mögte immerhin mit Aufopferung des ganzen Ertrags noch ein eigenes Bataillon Zollreuter in den neuen Provinzen halten, die so zerstreuet liegen, so von anderen Ländern umschlungen: sie würde dennoch die Contrebande nicht einmal bis auf einen gewissen Grad hindern.

Und warum denn gerade diese Art der Abgabe, gegen die doch immer so wichtige Gründe streiten, die der allgemeinen Meinung so sehr zuwider ist. Giebt es keinen anderen Weg, der Staatscasse die Einflüsse zu verschaffen, deren sie bedarf?

Es ist überhaupt eine Betrachtung, die man nur zu oft übersieht, die der Wirkung der Abgaben auf den Nahrungsstand. Der Erfolg hängt zusammen mit so manchen anderen Umständen, daß es allerdings schwer wird, die ersten Fäden aufzufinden. Aber es lohnt sicher der Mühe: eben je schwieriger diese Untersuchung ist, desto mehr Grund sie zu verfolgen. Busch hat in seinem schätzbaren, bei weitem nicht genug studirten, Werk über den Geldumlauf manche lehrreiche Beispiele gesammlet. Ich habe mich bemühet, auf eine ähnliche Weise die Nachtheile auszuforschen, welche einige der gemeinsten Abgaben, namentlich Zoll und Accise, für die Gewerbsamkeit mit sich bringen, durch unrichtige Verhältnisse und durch Fehler in der Erhebung. Aus vielen Fällen, wo es mir gelang, die Resultate in bestimmten Zahlen anzugeben, wage ich es, mit einiger Zuversicht auf das Ganze zu schließen. Ich habe mir vorgenommen, einst diese Bemerkungen bekannt zu machen, als einen Spiegel für Finanz-Mißgriffe *). Sie werden daraus

*) Das Werk wird nie erscheinen: denn die Data, auf einzelnen Blättern alphabetisch geordnet, sind unter den Papieren, welche die Engländer raubten.

sehen, daß ich eben in diesem verborgenen Schaden eine Hauptursache der verhältnißmäßig übergroßen Armuth setze, die im Ganzen in den Preußischen Staaten herrscht, und die einst bei plötzlichen Unfällen eine schreckliche Katastrophe wo nicht herbei führen, doch sehr befördern würde. Ein warnendes Beispiel für alle Regierungen, wenn sogar ein Regent, wie Friedrich der Große, bei einem solchen Geist, bei solchen Kenntnissen, bei solchen Vorsätzen, so falsche Maaßregeln ergreifen konnte. Aber, wenn seine Ansicht irre geleitet ward, warum schreitet man noch immer auf demselben Wege fort?

VIII.

Brückenau den 8. Juli 1804.

Der Weg nach Brückenau führt durch das schmale Fulde-Thal. An zwei Seiten haben Sie Berge; an den beiden andern Oeffnungen oder Durchschnitte. Die höchsten sind der Fönsberg, aus dem eine treffliche süße Quelle kömmt, der Hardt, der Sumberg. Aus diesem entspringt die Sum. Sie durchwässert das Seiten-Thal und bildet einen schönen Wasserfall. Alle Berge sind mit Wald bewachsen. Nur die höchste Spitze ist oben kahl. Von hier sieht man vierzehn Stunden weit.

Hinter Fulda geht bei einer Brücke über den Fluß der Weg nach Frankfurt zur Rechten ab. Die Fulda ist anfangs zur Rechten; dann zur Linken. Bald zieht sie sich über den Weg seitwärts.

Es geht immer Berg auf und ab, durch Zell, die Fasanerie vorbei, nach Rothenmann, Dellbach, über den Schluppberg, Mutten, den Muttenberg, nach Koden sechs Stunden oder drei Meilen von Fulda. Die Berge machen in ihren verschiedenen Gestalten mannigfaltige Gruppen. Von dem Muttenberg ist rückwärts eine schöne Aussicht; doch wird sie durch andere Berge begränzt. Kurz vor Koden geht es den Berg herunter. Hier haben Sie ein liebliches Thal vor sich. Aus dem eisenhaltigen Berge fließt ein Sauerwasser, das sehr gerühmt wird. Dieser Berg besteht aus mehreren, ganz besonders gestalteten Klippen. Sie scheinen Vulkanischen Ursprungs zu seyn. Zur Linken bleibt Marien-Ehrenberg liegen. In dieser Gegend wurden bei Jourdans Rückzug von Würzburg viele Franzosen erschlagen.

Von Koden haben Sie noch anderthalb Stunden nach Brückenau. Der Weg geht durch Spiegenz, dann über den Spiegenzer Berg. Immer auf einer sehr gut unterhaltenen Chaussee ahnden Sie nichts von den gewöhnlichen Gefahren der Badereisen.

Der Kurort Brückenau liegt in einer sehr angenehmen Gegend, in einem kleinen, fruchtbaren Thale, das die Sum durchströmt, umgeben von mäßig hohen Bergen. Die Luft ist rein und gesund: die Lebensmittel sind alle vortrefflich. Auch der edelste, stärkende Rheinwein ist hier von vorzüglicher Güte zu haben. Auf den Erfolg der Kur hat die Beschaffenheit des Weins so vielen Einfluß, daß die Badepolizei billig genauer darauf sehen müste, als es wohl oft geschieht.

Die Brunnen- und Bade-Gebäude sind ansehnlich und bequem. Man ist damit beschäftigt, sie zu erweitern; besonders verspricht der noch nicht vollendete Gartenbau viel.

Schöne Alleen führen zu dem gemeinschaftlichen Versammlungsplatz, der ein gefälliges Rundal macht. Abends gewährt die Erleuchtung einen prächtigen Anblick.

Zwei mäßig hohe Berge liegen einander fast gegenüber, der Dreistall und die Hardt. Auf jenen führt ein Steig: zu diesem steigt man auf Treppen als Terrassen nach dem Garten zu dem sogenannten Fürstenbau. Oben auf dem Dreistall ist ein Gesichtspunkt sehr glücklich be-

zeichnet, der jenem in dem Garten zum Fürstenbau entspricht.

In dem Garten, der zum allgemeinen Spaziergang dient, sind schöne Alleen. Ich bemerkte eine sehr große Eiche von acht Ellen im Umfange, die einen ungemein breiten Gipfel hat. Er umschattet reichlich die in der Runde angebrachten Sitze.

Ueber das zweite Brunnenhaus ist ein steinerner Plafond mit Sitzen und Tischen. Auch dies giebt einen einladenden Ruheplatz.

Aber noch ungleich stärker würde die Mannigfaltigkeit der mehr oder weniger einsamen Spaziergänge Sie anziehen, die in allen mit Waldung bedeckten Hügeln und Bergen rings umher angebracht sind. Die Kunst hat der Natur sehr wenig nachgeholfen: fast nur, um den Weg bequemer zu machen. Und das ist es eben, was auf die Dauer den Wanderer am meisten freuet.

Der Heilquellen sind eigentlich drei. Das eigentliche Brückenauer Wasser, das unter dem Brunnhause aufgefaßt wird, quillt disseits der Brücke über die Sum; das Wernerzer jenseits nicht weit von der Brücke; das Sum-

berger etwa 200 Schritte von dem letzteren. Dazu kömmt noch ein trefflicher süßer Brunn.

Jedes der drei Wasser hat seine Vorzüge; jedes seine eigenthümlichen Heilkräfte.

Das Brückenauer ist ein kristallhelles, kaltes, erfrischendes, wohlschmeckendes Wasser, das sehr häufige Luftblasen aufwirft, und die Gläser ganz damit besetzt. Es quillt aus einem Felsen, etliche funfzig Schuh tief; die Quelle friert auch bei der strengsten Kälte nicht. Seine wichtigsten Bestandtheile sind sehr reichliche fixe Luft und aufgelöstes Eisen, Laugensalz, Bittersalz, Kochsalz und Selenit enthält es in geringerer Menge. Es gehört also unter die alkalisch-salinischen Stahlwasser. Von fixer Luft ist es in dem Grade geschwängert, daß Bouteillen und Krüge mit einem heftigen Knall zerspringen, wenn sie ganz vollgefüllt zugemacht werden. Beim Trinken verursacht es ein Kitzeln in der Nase, wie Champagner; an der Quelle etwas schnell oder häufig getrunken, macht es eine flüchtige Berauschung. Von Fleisch hält es die Fäulniß ab, länger als ein Absud von Chinarinde; es verbessert sogar halb verdorbenes Fleisch. Wird es bei warmer Witterung in gute Krüge gefüllt,

die man mit guten Stopfen verwahrt, so läßt es sich weit verführen und hält sich mehrere Jahre bis auf den letzten Tropfen hell, wohlschmeckend und stark; auch stößt es noch Luftperlen in Menge aus. Durch die Urinwege geht es leicht wieder ab, und macht daher dem Trinker keine Beschwerde. Im Baden unterscheidet es sich von allen andern Wassern dadurch, daß es ein beständiges Geräusch macht, durch Entwickelung der Luftbläschen. Sie steigen immer häufig auf und ab, und setzen sich so an den Körper, anderthalb bis zwei Stunden lang an, so daß er wie bereift aussieht.

Das Wernerzer Wasser ist ein gelindes Stahlwasser. Es enthält zugleich ein bitteres Mittelsalz, Küchensalz und alkalische Erden, nebst vieler Luftsäure. Man setzt es daher unter die alkalisch-erdigen Stahlwasser. Es hat den lieblichsten Geschmack unter allen deutschen Mineralwassern; ist überaus helle, frisch und erquickend, und stößt ebenfalls viele Luftperlen aus, die sich am Glase dicht an einander anhängen. Die Quelle kömmt tief aus einem Felsen und friert nie. Das Wasser ist überaus fein und flüchtig, besitzt weniger Luftsäure und Eisengehalt

als das Brückenauer; auch ist sein Mineralgeist weniger flüchtig, so daß es leichter versandt und gut erhalten wird. Dagegen hat es mehr Salze und alkalische Erden. Seine stärkende Kraft ist daher gelinder; aber es löset mächtiger auf, und wirkt stärker gegen Säure und Schärfe.

Das Sumberger Wasser entspringt aus einem tiefen Felsgrund und friert ebenfalls niemals zu. Es ist ganz rein, durchsichtig, kalt, hat einen guten aber geringen Geschmack, keinen Eisengehalt, sondern blos weniges alkalisches Salz, Selenit und etwas Luftsäure. Seine Wirkung ist sehr sanft, aber wohlthätig durch Verdünnung, Auflösung und Zertheilung zäher Säfte, Schleims und Bluts, auch durch Dämpfung der Säure. Die Krankheitsmaterie wird bei dem Gebrauch besonders durch die Harnwege abgeführt.

Alle drei Quellen laufen jede aus vier Röhren, die an den vier Seiten eines Stocks angebracht sind. Man kann das Wasser mit einem Glase auffassen, und braucht es zum Trinken nicht zu schöpfen.

Sie werden alle sowohl zum Baden als zum Trinken gebraucht: doch zum Baden vorzüglich

nur das Brückenauer. Beide Kuren werden sehr nützlich mit einander verbunden: jedoch muß zwischen Trinken und Baden wenigstens eine Stunde verfließen. Uebrigens ist es gleichgültig, ob man erst trinkt und hernach badet, oder umgekehrt. Die Witterung muß hier entscheiden, weil das Trinken nothwendig in freier Luft geschehen muß; am besten bei der Quelle.

Alle Bäder werden lauwarm gemacht, daß sie nie die natürliche Wärme des menschlichen Körpers übersteigen, folglich zwischen 85 und 96 Graden nach Fahrenheit. Man gießt zu dem Ende so viel gewärmtes Wasser unter das kalte, bis es die verlangte Wärme erhält.

Die Anstalten zum Baden sind sehr bequem. Man findet auch ein sehr gut eingerichtetes Tropfbad, wo das Wasser von einer Höhe von 32 Fuß fällt. Es dient zugleich zum Spritzbad. Der Badende kann es mit aller Gemächlichkeit auf jedes Glied richten.

Das einzige, was dem Mineralwasser noch fehlen mögte, die Schwefelhaltigkeit ersetzt der geschickte Brunnenarzt, Hofrath Zwierlein durch künstliche Schwefelbäder. Sie werden aus den Mineralwassern, mit einigen Loth frischer

Schwefelleber bereitet, und er versichert sie seyen so wirksam, daß man sie den natürlichen Schwefelbädern in Aachen, Baaden bei Wien, Meinberg und anderen ohne Bedenken an die Seiten stelle.

Ueberhaupt glaubte ich Ihnen die specifische Eigenschaft des Brückenauer Wassers nicht besser beschreiben zu können, als in den eigenen Worten ihres Pflegers *). Ich habe es um desto lieber gethan, je weniger dieser Kurort bei uns bekannt ist, ob er gleich in mehr als einer Rücksicht vorzügliche Empfehlung verdient. Zu diesen Vorzügen würde ich unstreitig auch die Wohlfeilheit und die gemäßigte Frequenz rechnen. Jene ist in der That bedeutend im Verhältniß mit den meisten andern Kurorten; und das muß den Gebrauch der Kur den minder Vermögenden sehr erleichtern. Diese muß, wie mich dünkt, bei der Wahl allerdings in Anschlag kommen, wenn man wirklich einer Kur bedarf, und nicht blos zum Vergnügen, oder der Mode zu gefallen ins Bad reiset. Das

*) Zwierlein vom Nutzen und Gebrauch des Brückenauer, Wernerzer und Sumberger Wassers im Brückenauer Bade. Frankfurt. 1797. 8.

große Geräusch, die zu häufigen Gesellschaften in den Bädern, die am stärksten besucht werden, setzen oft der Heilkraft der Quellen und der Lebensweise, Hindernisse entgegen, die man in einem minder berühmten nicht zu fürchten hat.

Viel hätte daher nicht gefehlt, und ich wäre hier schon am Ziel meiner Reise gewesen. Der Ort gefiel mir so gut, die Lebensordnung entsprach so ganz meinem Ideal von einer geselligen Erholung, daß ich meinen Glauben an die Kraft des Wassers merklich gestärkt fühlte. Nur das bestimmte mich meinen Stab weiter zu setzen, daß die Aerzte besonders auch auf die Wirkung des südlicheren Himmelstrichs gerechnet hatten, um Ihren armen Freund von den ferneren Folgen der geistigen Ueberspannung zu befreien.

Sonst würde ich mich dem hiesigen Brunnenarzt unbedenklich anvertrauen. Es ist der Hofrath Zwierlein, wo ich nicht irre, schon längst rühmlich unter den Aerzten bekannt. Er spricht von den Wirkungen des Wassers mit solcher Zuversicht, mit so einleuchtenden Gründen, und doch so ganz fern von den sonst gewöhnlichen Uebertreibungen, daß Sie nicht umhin können, ihm Ihr Zutrauen zu schenken.

Ueberdies empfahl er sich mir durch eine genialische, mir neue, Idee. Er behauptet, daß die Arzneien überhaupt in den meisten Fällen, durch das Einsaugen vermittelst der Poren eben so gut wirken, als wenn sie durch den Darmkanal gehen. Man könne daher in der Regel durch Einreiben der Arzneien in die Haut dieselben Wirkungen hervorbringen, als durch das Verschlukken: und fast immer mit minderer Gefahr. In sehr vielen Fällen wirke man auf diesem Wege unläugbar schneller und stärker. Er führte mir zum Beweis mehrere höchst merkwürdige Fälle aus seiner Praxis an, und berief sich auf die entsprechenden Zeugnisse der größten Aerzte für die Wahrheit des Satzes an sich, wenn sie ihn gleich nicht in derselben Ausdehnung annähmen.

Ein Laye, wie ich, darf natürlich sich nicht unterfangen, in einer so wichtigen Wissenschafts-Frage eine Stimme zu haben. Aber das dünkt mir doch nicht zweifelhaft zu seyn, daß die große Wirksamkeit der Bäder auf dieser Theorie beruhet. Warum sollte man denn nicht noch weiter gehen? Ueberhaupt scheint schon das Entstehen

einer solchen weitumfassenden Idee in einem sonst gut organisirten Kopf, nach einer langen Bekanntschaft mit dem Gegenstande, für einen Grad des Scharfsinns zu bürgen, von dem ich eben in außerordentlichen Fällen am ersten Hülfe erwarten mögte.

IX.

Würzburg den 9. Juli 1804.

Von Brückenau nach Würzburg haben Sie zwei Wege: über Wernek und Carlstadt. Beide sind schlecht, und erfordern einen ganzen Tag. Jener beträgt zehn, dieser neun Meilen; aber jenen legen Sie dennoch eher zurück, weil Sie von Werneck aus Chaussee haben.

Gleich hinter Brückenau geht der Weg nach Frankfurt zur Rechten ab. Nach Hammelburg wird die Gegend bald rauher und felsigt. Man kömmt durch die beiden Dörfer Ober-Leicherspach 1 Stunde, Unter-Leicherspach 1½ Stunde, über die beiden großen Berge, Geiersnest-Berg und die krumme Knorr; ferner nach dem neuen Wirthshaus 4 Stunden, zu den Bergen Dummersfeld und Schildegg nach Erthalen 5½ Stunde. Von Unter-Leicherspach an geht der Weg immer durch Wald oder über

kahle Bergrücken. Hie und da haben Sie rückwärts Aussichten; aber nie weite, immer nur auf andere Berge. Bei der krummen Knorr geht der Weg in einem großen Zickzack rund um den Berg. Der Berg ist immer zur Rechten; links ein tiefer Grund; gegenüber eine waldigte Anhöhe. Diese Aussicht hat schöne Parthien, besonders ein Thal, das sich von der Linken ab gerade aus erstreckt. In der Tiefe fließt die Dull; sie schwillt zuweilen so stark an, daß sie die Passage hemmt. Auf dem Dummersfeld hat der Fürst bedeutende Viehzüchte. Der Schildegg ist ein wunderbar geformter, spitzer Berg, der schon ¾ Stunden von Brückenau anfängt.

Die schönste Aussicht haben Sie von dem Berge von Erthalen. Vor Ihnen liegt das Schloß Salegg auf einem Weinberge, der mit den übrigen Bergen, von Waldung bedeckt, mannichfaltige Schattirungen macht. Im Grunde ein fruchtbares, romantisches Thal, von der Dull durchwässert. Ein Ausschnitt, den die Bergrükken lassen, zeigt Ihnen in weiter Ferne andere Berge von stets wechselnder Gestalt und Farbe. Unter ihnen zeichnet sich der Södeberg aus, ein besonders langer Berg mit einer Kuppel, der

höchste in der Gegend. Auf seiner Kuppel zertheilen sich immer die Gewitter und brechen sich dort.

Hinter Erthalen haben Sie auf einer Anhöhe wieder eine ähnliche Aussicht. Der Salegg macht immer den Gesichtspunkt; aber die zwischenliegenden Berge und Thäler sind immer anders gruppirt.

Hammelburg ist ein gut gebauetes Städtchen, 3 Meilen von Brückenau. Auf dem Markt sehen Sie Salegg gerade vor sich, auf dem Berge, über alle Häuser steil erhaben. Gleichwohl ist das Schloß noch eine Viertelstunde von der Stadt. Man fährt auf der Chaussee dahin. In einem Flügel wohnt der Pächter des treflichen Weinbergs. Dicht an die Stadt fließt die Saal. Sie kömmt von Königshofen im Anspachschen vor Neustadt vorbei. Drei Stunden von Hammelburg wird sie schiffbar und fällt dann bei Gemünden in den Mayn.

Bei Hammelburg scheidet sich der Weg, der nach Carlstadt geht rechts dem Mayn zu, der nach Werneck links.

Wir wählten den letzteren, als den besseren. Eine Brücke führt über die Saal; hier ist die Würzburgische Grenze. Bald wird die vorige Ge=

gend eingeschränkter; man sieht nur unordentliche Klippen. Es geht einen großen, weiten Berg heran, der mit Wald bewachsen ist. So läuft der Weg zwei Stunden fort. Wenn man herauskömmt, findet man sich in einer hohen weiten Gegend. Hie und da sind zu beiden Seiten Aussichten auf die fernen Berge, aber nur in umbestimmten Umrissen. Man kömmt durch Wolfahrtshausen 3 St., Sustadt 3¾ St., hinter welchem der Finsterberg ist, und Fasbühl 5 St. Hier sieht man den Spechart-Berg, der nach Bamberg hin liegt. Vor Werneck geht es den Berg herab. Man sieht in eine weite, flache Gegend. Die Spitze erblickt man erst in dem Augenblick, wenn man hineinfährt.

Werneck ist ein schönes Schloß, drei Meilen von Hammelburg, von einem Bischof aus dem Hause der Grafen Schönborn vor einigen und sechzig Jahren erbauet. Es ward ganz aus Quadersteinen aufgeführt, die anderthalb Stunden von dort brechen. Der Garten enthält an vier hundert Morgen, mit einer Mauer umgeben, fast nur Waldung. Sie finden einige schöne Parthien darin, wie sie nur immer in einer Ebene sich anbringen lassen.

Bei dem Städtchen fließt die Wern vorbei, die hier noch einen zweiten Arm macht. *) So fließen beide vereinigt dem Mayn zu, der sie oberhalb Gemünden aufnimmt.

Von Werneck nach Würzburg haben Sie noch drei Meilen trefliche Chaussee. Alle Hauptstrassen, sind von den beiden letzten Fürsten so angelegt.

Der Weg geht auf einer hohen Ebene fort durch Esleben 1 St., Opherbann 1½ St., Berchtheim 2½ St., Unter-Bleichfeld 3½ St., Estenfeld 4½ St., Vierbruck, ehemals ein Wallfahrtsort. Das Land ist ungemein fruchtbar; hie und da Holz; nirgends weite Aussichten. Wir glaubten uns in den Seländischen Gefilden. Auch diese Abwechselung mit den nächstvorhergehenden Gegenden hat ihre eigenen Reize. Nur die vielen einzelnen Fruchtbäume am Wege und auf dem Felde bezeichnen gleich bei dem ersten Anblick das Klima und die Lebensweise des südlichen Deutschlands. Sie finden sie von Eise-

*) Die Lage und Entfernung dieses und der benachbarten Oerter auf der Homannischen Charte von 1782 ist durchaus verkehrt angegeben.

nach an fast allenthalben. Auch bemerkte ich seit dem Hessischen das Schaafpferchen in eingeschlossenen Vierecken mit Hecken, die man von einer Stelle nach der andern versetzt. Der Hirte fährt dabei auf seinem Karren umher, der zugleich sein Schlafgemach ist! Welches Mittel, sich einen Hirten zu denken, wie Theokrit, Virgil oder Gesner sie schildern!

Bei dem Berge nahe vor Würzburg erweitert sich die Aussicht. Sie haben einen schönen halben Zirkel vor sich; eine sehr fruchtbare, nicht große Ebene, umgeben von nahen Bergen. Weinberge wechseln mit Waldung; auch erblicken Sie häufig einzelne Fruchtbäume in der vollsten Pracht. Zur Rechten schimmert der Mayn durch. Etwas seitwärts erhebt sich die stolze Bergfeste Marienberg. Indem Sie herabfahren, verfolgt ihr forschendes Auge die erfreulichen Spuren menschlicher Arbeit. Das kahle Gestein zeigt Fuß vor Fuß, wie der Weg in den Fels gehauen ward.

Würzburg ist eine mäßig große Stadt von etwa 1900 Häusern und 17000 Einwohnern, gut gebauet, doch meistens in engen Gassen. Die Stadt liegt angenehm, in einer sehr fruchtbaren Ebene, von Bergen umgeben, die größtentheils

mit den köstlichsten Reben bedeckt sind, an einem großen Fluß. Der Mayn, entsprungen vom Fichtenberge, macht, auf seinem nicht sehr langen Lauf, große Krümmungen, bis er durch Würzburg fließt, und setzt eben so seinen Gang fort bis Aschaffenburg. Von dort aus nimmt er schwächere Biegungen, bis er sich mit dem Rhein vereinigt.

So angenehm sonst die Lage der Stadt ist, so fehlt es doch an Spaziergängen. Die in der Stadt sind schön, aber außerhalb muß man ziemlich weit gehen, über Fels und Sand, ehe man Schatten findet.

Dagegen bietet der Mayn reizende Wasserfahrten an. Besonders einladend soll die Lage des Klosters Zell seyn, eine Stunde von Würzburg nach Frankfurt hin. In weiterer Entfernung giebt es auch angenehme Lustschlösser. Hätten wir uns länger aufhalten können, so würden wir wenigstens das Schloß Gaybach, und die ehemalige Benediktiner Abtei Schwarzbach besucht haben. Aber beide sind fünf Stunden entfernt.

Die Stadt enthält viele Denkmale einer lange fortgesetzten guten Regierung. Wären die

geistlichen Fürsten immer so, als die Würzburgi- schen, mehrere Menschenleben hindurch, so wollte ich mich schon mit dem Krumstab aussöhnen. Das ganze Land ist gut angebauet, stark bevöl- kert, von wohlhabenden, gutartigen, verhältniß- mäßig aufgeklärten Menschen bewohnt. Auf etwa 96 Q. M. leben über 250000 Menschen. Das Land hat einen Ueberfluß an Holz, Salz und Wein; trefliche Viehzucht, starken Getraidebau und bedeutenden Flachsbau. Die Berge geben viele vorzügliche Produkte für einheimische Fabri- ken. Die Bäder von Kitzingen und Bockelt sollen, beide mit einander verbunden, von gros- ser Wirksamkeit seyn. Man schätzt die jährliche Ausfuhr auf 700000 Reichsthaler; besonders bringen die Weine viel ein. Jetzt ist das wichtige Land an Baiern gekommen, bis auf wenige Aem- ter noch, die höchstens 10000 Einwohner haben mögen.

Das vom Bischof Hutten erbaute Schloß ist ein schönes Gebäude; eins der größten in Deutschland. Besonders ist die große Treppe ein Meisterwerk. Die Facade der schönen Vorder- Seitenflügel macht einen großen Eindruck, so auch die zwei großen steinernen Statüen mit ver-

goldeten großen Kugeln. Der Garten geht eine Höhe heran, wozu eine bequeme Treppe führt. An den Geländern sind Gruppen von Kindern, zum Theil sehr glücklich gedacht; ein Meisterwerk in diesem Geschmack. Sonst ist der Garten im alten Geschmack, aber schattig, auch angenehm wegen der Aussicht. Die Orangerie, so reich, wie nicht leicht anderswo in Deutschland, duftete in voller Kraft; es ist doch ein anderes Ambra, als das der Englischen Anlagen.

Unter den Gebäuden giebt es mehrere ansehnliche. Die meisten Häuser der Dohmherren gehören unter diese Kathegorie. Besonders ist die Dohmkirche ein prächtiges Gebäude, im großen Stil. Die weiße Farbe der Wände, Säulen und Stuckaturarbeit macht einen erhabenen Eindruck. Diese Kirche enthält auch die Begräbnisse der Bischöfe.

Jenseits des Mayns, über den eine große Brücke führt, liegt auf dem Leistenberg die alte Feste M a r i e n b e r g oder F r a u e n b e r g. Dieser Berg wird auch der Schloßberg genannt. Er ist ein Kalkberg, wie die andern, die Würzburg umgeben. Man findet auf allen ovale Versteinerungen, aber keine, die von sehr entfernten Ge-

genden kommen. Er erhebt sich zwischen zwei Thälern, wie eine schmale Erdzunge, mit anderen Bergen zu einer zusammenhängenden Ebene vereinigt, die sich erst in den Thälern endet, wo die Tauber mit dem Mayn zusammenfließt. Das Thal nach Süden zu ist enge, fast nur der Weg eines Waldstroms, der den herabstürzenden Schnee in den Mayn schwemmt; es trennt den Schloßberg von dem Nikolausberg, mit dem er einst zusammenhieng, bis irgend ein gewaltsames Naturereigniß sie trennte. In dem andern Thal gegen Norden fließt der Mayn. Dies Thal, eine der schönsten Landschaften, scheidet den Schloßberg von dem Steinberg.

Der Ursprung des Festungsbaues verliert sich in die dunkle Zeit des Mittelalters der deutschen Geschichte. Bestimmt weiß man, daß der 59ste Bischof, Rudolph der 2te, von 1466 bis 1495 einen großen Theil anlegte, Bischof Johann Philipp von Schönborn fieng im Jahre 1650 an, sie so zu befestigen, wie wir noch jetzt sie sehen. Die Anlage ward von einem Franzosen, Choquet, nach Vauban gemacht. Nachher ward die Befestigung 1679 bei dem Höchberger Thor fortgesetzt; auch wurden 1711 durch

den Artilleriehauptmann und Architect Andreas Müller noch mehr Werke angelegt. Endlich vollendete Neumann unter Bischof Hutten die Befestigung an der Südseite durch den Thurm Massiculi, der aus mehreren auf einander folgenden Bollwerken besteht, aber nicht ganz nach dem Entwurf ausgeführt ist.

Man erhält zwar ohne Mühe von dem Kommandanten die Erlaubniß, diese merkwürdige Festung zu sehen. Am besten kommen Sie durch das Höchberger Thor hinein, auf der Straße nach Frankfurt über Höchberg vor dem Zeller Stadtthor. Sie sehen ein trefliches Zeughaus, mit einem großen in Felsen gehauenen Weinkeller; eine Roßmühle, sehr gut eingerichtet, die in 24 Stunden 12 Malter Magazin-Mehl vermahlt; einen isolirten Wartthurm, der zu einem sehr sichern Gefängniß dient; die Kirche mit einigen vorzüglichen Gemählden, auch einigen Reliquien, wenn Sie Sich dafür interessiren; den Hauptbrunnen in einem gewölbten Hause, der 388 Schuh bis an das Wasser tief ist, das, aus mehreren Quellen gesammelt, von vorzüglicher Güte ist, und auch bei der größten Dürre zu einer Höhe von 38 Schuh steigt; endlich in dem letzten Thurm

eine merkwürdige Wendeltreppe, und die Fürstlichen Zimmer, woraus man die Gegend um Würzburg von Osten nach Süden sehr gut übersieht. Noch ist zur Linken von der Hauptwache eine große Salpeteranlage, vielleicht eine der ersten in ihrer Art.

In dieser Burg hatten ehemals die Bischöfe ihre ordentliche Wohnung. Als die Bürger von Würzburg sich 1254 gegen ihren Bischof Lodenburg empörten, und ihn gefangen nach der Stadt brachten, nahmen die Bischöfe während hundert Jahren und länger, bis auf Otto den 2. nie ihre Wohnung in der Stadt. Allein nach und nach verwischte die Erinnerung. Die Residenz in der Stadt ward angelegt; anfangs das sogenannte Schlößlein, nachher der jetzige prächtige Pallast. Seit Guttenberg wohnte kein Bischof mehr in der Burg.

Nach der Stadtseite zu ist die Festung völlig unzugänglich, weil sie auf einem durchaus schroffen Felsen ruhet. Allein sie wird von den nahe gelegenen Bergen dominirt; daher ist sie in unseren Zeiten auf die Dauer nicht haltbar. Die Franzosen hatten in dem letzten Kriege die Stadt, aber nicht die Festung. Sie hätten kein schweres

Geschütz auf den umliegenden Bergen. Von der Stadtseite ward nach einer gegenseitigen Convention nicht geschossen.

Die weiteste und schönste Aussicht um Würzburg haben Sie von dem Steinberg. Er liegt an der Straße nach Fulda über Karlstadt; der Weg zieht sich unter dem Berge hin. Von hier aus zeigt sich auch der Leisten= oder Schloßberg mit seiner Feste am vortheilhaftesten. Die Ansicht entwickelt sich immer mehr und mehr, bis Sie in die Stadt kommen.

Würzburg hat viele geschickte Künstler und Fabrikanten. In der Stadt herrscht mehr Gewerbsamkeit und Verkehr, als ich erwartet hatte. Man muste fürchten, der Wohlstand würde sehr dadurch leiden, daß die Fürstbischöfliche Hofhaltung aufhörte. Allein dies ist nicht in einem bedeutenden Maaße erfolgt. Die jetzige Regierung sorgt mit großer Klugheit auf alle mögliche Weise, den Ausfall zu ersetzen. Man wendet alle dienlichen Mittel an, die reichen Familien, insonderheit die Dohmherren, in der Stadt zu behalten, so lange wenigstens, als sie sich sonst dort aufzuhalten pflegten. Der berühmte Graf Julius von Soden erbauet jetzt auch ein geschmackvol-

les Theater. Es scheint mir aber zu klein für eine Stadt wie Würzburg.

Eine der wichtigsten Manufakturen ist die Huthmanufaktur des Goldmayer, die im Jahre 1782 errichtet ward. Diese Manufaktur ist gewissermaßen seit den ältesten Zeiten heimisch in Würzburg. Schon 1401 machte ein Bürger den ersten Versuch der Art: zwanzig Jahre darauf verfertigte ein Wollenspinner, Joseph Spörlein, als er aus der Fremde nach Hause kam, mit dem mitgebrachten Handwerkszeug rohe Filzhüte aus Lamm- und Schaafwolle. Hundert Jahre lang beschränkte sich das Handwerk auf seine Familie; dann entstand eine Zunft von Filzkappenmachern. Im Jahre 1588 erhielten die fünf Filzkappenmacher, unter ihnen immer noch ein Spörlein, die Benennung und Rechte einer eigenthümlichen Huthmacher-Zunft, da sie aus roher Wolle einen ganzen Huth verfertigen konnten. Doch schritt die Kunst nur langsam fort. Im Jahre 1678 verarbeitete von den sechs Meistern einer, Sebastian Goldmayer, zuerst feine Hüthe aus persianischer Wickelwolle. Zwanzig Jahre später gebrauchte ein anderer auch Hasenhaare, jedoch unsortirt. Im Jahre 1712 ward

der erste Huth aus Bieberhaaren verfertigt, gemischt mit etwas feiner Wolle. Diese Hüthe nannte der Meister Kastorhüthe; und so groß achtete man die Kunst, daß, seitdem das Meisterstück in einem solchen Huth, doch itzt ohne Wolle, und ein Paar Filzstiefeln besteht. Seit 1728 lernten die Würzburger Huthmacher von einem wandernden die Kunst Hasenhaare so zubereiten, daß man allein daraus einen Huth verfertigen konnte. Nun stieg die Zahl der Meister bis auf zehn: man fieng an, Hüthe in beträchtlicher Menge auswärts zu verkaufen. Als das Material theurer ward, vermischte man die Haare von Kaninchen, von englischen Seidenhaasen, von Kameelen. Daher beschloß die Zunft schon 1750 dem Meisterstück noch einen Huth aus unvermischten Hasenhaaren hinzu zu setzen. Seitdem stieg die Kunst schnell. Fünf und zwanzig Jahre später machte man Hüthe aus Hasenhaaren, die den Bieberhüthen gleich kamen; jetzt bereitet man aus diesem Stof die feinsten Federhüthe, die sonst nur aus Bieberhaaren verfertigt wurden. Allein das Gewerbe nahm dennoch ab, weil man im Auslande immer mehr rafinirte. Es trift sich oft in der Fabrikgeschichte, daß die Kunst an ei-

nem Ort stehen bleibt, wo sie lange getrieben ward, zufrieden mit dem schon gemachten Glück. Aber dann erhebt sie sich an andern, durch die Kraft neuer Anstrengung, und die Töchter verdrängen die Mütter.

Das beherzigte ein funzehnjähriger Jüngling, der Goldmayer. Er wollte den hundertjährigen Ruf seiner Familie wieder herstellen, der Vaterstadt wieder stärkeren Absatz dieses Produkts verschaffen. Aus der lateinischen Schule trat er in die Lehre bei seinem Vater; im achtzehnten Jahre gieng er auf die Wanderschaft. Nach dreizehn Jahren kehrte er zurück, bereichert durch viele Kenntnisse und Erfahrungen, die man in dem Grade nur bei einem solchen Eifer sich sammlet. Nun wollte er sie in seiner Vaterstadt ausüben; aber das Gewerbe war so verfallen, daß er anfangs große Schwierigkeit fand. Aber seine Beharrlichkeit siegte. Er bekam einige auswärtige Bestellungen, und vermehrte sie bald dadurch, daß er Modehüthe verfertigte, von verschiedenen Formen und Farben. Nach einigen Jahren arbeitete er schon mit 13 Gehülfen, und versandte 4000 Hüthe in das Ausland. Auch die andern Mei-

ster wurden dadurch angespornt; die Huthmacher-kunst erreichte wieder ihren alten Ruhm.

Noch eine andere Werkstätte habe ich besucht, weil es die erste in ihrer Art war, die ich sah. Hätten Sie geglaubt, daß auch die Rosen-kranzmacher zünftig wären? Sie sind es von Würzburg an. Aber die fromme Kunst ernährt kaum ihren Mann. Man gestattet ihnen daher zugleich den Handel mit einigen kurzen Waaren; an den Orten, wo sie größeren Absatz haben, doch nur mit geistlichen Waaren, Bildern, Büchlein, Amuleten u. dgl. Auch dürfen sie verfertigen, was die Drechsler machen; allein sie benutzen dies Recht selten, weil die Arbeit mehr Geld und mehr Kunst erfordert. Der Rosenkranzmacher verarbeitet blos Holz, und besonders Knochen von Thieren. Seine Instrumente sind ein scharfes Messer, um die Knochen zu theilen, wenn sie eine Zeitlang im Wasser erweicht sind; ein einfacher und ein künstlicher Bohrer, dem Trepan der Wundärzte ähnlich; ein Bogen, in den er den Bohrer spannt, und mit der Hand leicht bewegt. Aber mein Meister macht weniger Rosenkränze, als Beinknöpfe, wobei er mehr Verdienst hat. Fast sollte man auch glauben, daß die Bestellun-

gen auf Rosenkränze, durch die Aufhebung so vieler Klöster abnehmen müsse.

Der bedeutendste Zweig des Würzburgschen Handels ist der Weinhandel. Nahe um die Stadt liegen die drei Berge, die den besten Frankenwein geben: der Steinberg, der Leistenberg und die Harfe. Besonders berühmt ist der Steinwein und Leistenwein. Sie werden in großer Menge ausgeführt: auch hatte man vor dem Kriege häufig alte Lager. Ich habe hier Steinwein vom Jahre 1728 getrunken. Er scheint mir an Feuer den gleich alten Rheinwein zu übertreffen, und hat dennoch nicht das mindeste Herbe.

Jeder Fleck Landes, den die Vestungswerke auf dem Schlosberg frei lassen, ist jetzt mit köstlichen Reben bepflanzt. Der Fels, oder die Gegend auf der Mittagsseite zunächst nach Höchberg ward schon im vorigen Jahrhundert angebaut. Aber die eigentlichen Leisten nennt man den Theil des Berges, der gegen die Stadt und den Mayn zu liegt, und jenen unmittelbar unter den Festungswerken, gegen den Nikolausberg über. Diese wurden erst in diesem Jahrhundert bepflanzt. Der älteste Wein von dieser Anlage ist

auch von 1728. Er kömmt wohl nur aus dem Fürstlichen Keller.

Seit 1782 hat der Hofkammerrath Stoll, ein verdienter Oekonom, einen großen Theil mit fremden, edleren Reben besetzt. Auch ward ein Distrikt, dicht an den eigentlichen Leisten mit Burgunder Reben bepflanzt. Diese geben jetzt einen rothen Leistenwein, der dem besten Burgunder gleich kömmt. Nachher ist die Pflanzung durch fortificationsmäßig angelegte Mauern noch um fünf Morgen mit dem besten Erfolg erweitert.

Eine andere allgemein bekannte Merkwürdigkeit von Würzburg ist das Julius-Spital. Es sind treffliche Gebäude von erstaunendem Umfange, bequem und zweckmäßig eingerichtet. Die Lage ist frei und gesund an der Promenade; die Zimmer sind hoch und luftig. In keinem Saal sind mehr als 8 oder 9 Kranke, mit einem Wärter. Die Kranken verschiedener Art und die Geschlechter sind sorgfältig abgesondert. Alle Krankenzimmer haben ein gefälliges Ansehen: bei jedem Bett ist eine Tafel, wie in Kopenhagen. Allenthalben fand ich die größte Reinlichkeit. Die Küche ist, nach Rumfords Oekonomie, sehr gut

eingerichtet. Sie können denken, welch ein Gegenstand die Aufsicht hier ist, da mit den Offizianten täglich 500 Menschen in diesem Hause beisammen sind.

Für Arme, die sich einkaufen wollen, giebt es eine Anzahl besonderer Zimmer. Ich sah einen 97jährigen Greis, der noch Geisteskräfte hatte, und des Lebens noch zu genießen schien. Auch einzelne Gemeinen haben eigene Stuben, wie einige Handwerker. Eine ähnliche wohlthätige Einrichtung ist für das kranke Gesinde.

In dem Tollhause sind Männer und Weiber abgesondert, auch die weniger Kranken von den gefährlicheren. Jene sitzen und arbeiten zum Theil in dem großen Gang, und speisen an einem Tisch, jedoch immer unter Aufsicht. Diese sind alle in eigenen Zellen. Unter ihnen sah ich einen Onanisten von 22 Jahren, mit der feinsten, einnehmendsten Gesichtsbildung. Der Arzt, der mich begleitete, sagte, er wäre unheilbar: welch ein Schicksal! Die Weiber waren meistens toll aus Liebe und Eifersucht: bei den Männern sind die Ursachen mannigfaltiger. Leider werden sie aber selten angegeben. Diese Nachlässigkeit muß nothwendig den Erfolg der Kur vermindern: man

sollte verfügen, daß bei der Aufnahme jedes Kranken, eine kurze Geschichte seiner Krankheit und der bisherigen Lebensweise eingesandt würde.

Die gewöhnlichen Zwangsmittel, die man gebraucht, sind der Spannkittel und der Spannstuhl. Jener hindert an dem Gebrauch der Arme: in diesem wird der ganze Körper während eines Anfalls von Wuth so gefesselt, daß der Kranke fast kein Glied bewegen kann, doch ohne Schmerz zu leiden. Unter dem Sitz ist zugleich für ein anderes Bedürfniß gesorgt. Ich sah eine Unglückliche darin gefesselt: ein epileptisches Fräulein, die mit besonderer Schlauheit stets zu entwischen sucht. Sie hatte den Anfall der Wuth nur aus Bosheit. Man sagte mir, sie müßte nachher gepeitscht werden: dies wäre das einzige Mittel, sie zu zähmen.

Einige, im höchsten Grade Wüthende, lagen in eigenen Löchern an der Erde in Ketten. Unter diesen waren ein Mann und ein Weib, beide ganz nackt, auf Stroh gelagert: beide fraßen ihren eigenen Unrath. Das Weib hatte eine sehr gute Bildung, einen wohlgebaueten Körper gehabt: Geilheit war die erste Ursache ihrer Krankheit. Sie überließ sich auch jetzt den em-

pörendsten Gebehrden: und, mich dünkt, wie ihre Mienen andeuteten, ohne Bewußtseyn. Es war ein schrecklicher Anblick.

Im Ganzen entspricht diese Anstalt nicht meiner Erwartung. Ich bin überhaupt geneigt zu glauben, man thue nie genug für diese unglücklichen Geschöpfe. Fast scheint es, als gäbe man zu leicht die Hoffnung auf, sie wieder herzustellen. In dieser Stimmung vergißt man denn oft selbst die zweite Pflicht, ihnen ihr Elend möglichst zu erleichtern. Mögen sie auch, wie man mir sagt, minder empfänglich seyn für Vernachlässigung der Reinlichkeit, und für die schonende Aufmerksamkeit in der Pflege. Bei der gänzlichen Ungewißheit, was die beste Behandlung vielleicht ausrichten könne, erfordert doch die Menschlichkeit, für die hülflosesten unter allen Kranken nicht weniger zu thun, als für andere.

Zu der Errichtung des Waisenhauses gab der Schwedische Krieg die erste Veranlassung. Der Bischof Hazfeld versammlete bei seiner Zurückkunft 1636 die vielen elterlosen, verlassenen Kinder in einem eigenen Hause, das sonst seine Jagdhunde mit ihrem Aufseher bewohnten. Wohlthätige Bürger verpflegten sie. Nachher er-

bauete der Bischof Schönborn und der Dohmdechant Heppenheim zu Mainz das jetzige Waisenhaus. Die Kinder wurden den 9. Dezember 1639 in einer feierlichen Prozession eingeführt. Durch fürstliche Stiftungen und die Schenkungen vieler Wohlthäter erhielt das Haus einen Fonds.

Nachmals verordnete Bischof Guttenberg am 21. Aug. 1688 in diesem Hause über den Mayn eine geräumige Winde anzulegen, mit einer Glocke, worin die Kinder Tages und Nachts gelegt, und zur Pflege aufgenommen würden. „Wolle man das Laster, den überhandnehmenden „Kindermord, strafen, so müsse man auch su„chen, dem Verbrechen zuvorzukommen und den „Kindermord zu verhindern.“ Wie oft ist nicht dieser richtige Grundsatz bis auf den heutigen Tag übersehen.

Auch ward die menschenfreundliche Absicht, wegen der Lage des Hauses nur unvollkommen erreicht. Gerade über ist eine Pforte in der Stadtmauer, die zum Wege führt. Diese muste durch eine Schildwache gehütet werden, welche die unglücklichen Mädchen natürlich scheueten.

Daher ward zuletzt die Winde weggenommen, und die Oeffnung zugemauert.

In der Folge verfiel die ganze Stiftung, bis ihr der Hofkammerrath Goldmayer seit 1777 eine verbesserte Einrichtung gab. Der Inspector des Hauses ist zugleich Lehrer der Knaben; die Pflegemutter der Mädchen ihre Lehrerin. Die Kinder sehen gesund und munter aus. Jedes schläft in einem eigenen Bette, aber mehrere in einem Zimmer unter Aufsicht. Sie werden reinlich gehalten, gut genährt und gekleidet, zweckmäßig unterrichtet und zu Handarbeiten angehalten. Man sorgt für hinlängliche Bewegung in freier Luft. Sie haben zwei Gärten, die sie selbst anbauen. Gewisse Kleidungsstücke müssen sie selbst verfertigen. Die Knaben lernen von einem Unteroffizier exerciren: die Mädchen helfen in der Haushaltung. Wenn die Knaben alt genug sind, kommen sie zu einem Meister, um ein Handwerk zu lernen. Während der Lehrjahre werden sie frei in der Kleidung gehalten: Sonntags besuchen sie die Zeichenschule des Hauses. Ehe sie nachher in die Fremde gehen, werden sie noch ganz neu gekleidet. Die Mädchen werden

zu Dienstmädchen erzogen und bekommen eine neue Kleidung, wenn sie das Haus verlassen.

Nur elternlose, oder hülflose eheliche Kinder, im Lande geboren, werden darin aufgenommen. Wenn ledige Plätze sind, nimmt man auch Kinder gegen ein mäßiges Kostgeld.

Die Findelpflege ist mit der Anstalt verbunden. Jetzt ist ein Findelhaus sehr zweckmäßig mit der Entbindungsanstalt verbunden. Ausgesetzte Kinder werden für Kinder aus einer rechtmäßigen Ehe gehalten. Man giebt sie bis zu gewissen Jahren einer braven Frau zur Erziehung, und nimmt sie dann in das Waisenhaus. In jedem Stadtviertel bestimmt die Armencommission die Leute, denen man solche Kinder anvertrauen darf. Der für die armen Kranken des Viertels bestimmte Arzt, soll die Kinder von Zeit zu Zeit unvermuthet besuchen, und der Commission über ihre Gesundheit und Verpflegung berichten.

Die Universität behauptet seit den ältesten Zeiten einen vorzüglichen Rang unter den deutschen gelehrten Schulen. Sie zeichnete sich insonderheit durch Toleranz aus, und hat große

Verdienste um die Aufklärung des katholischen Deutschlands.

Seit der Aufhebung der Klöster ist die Universitätsbibliothek sehr bereichert. Sie ward schon 1403 gestiftet und 1589 mit einem beträchtlichen Fonds versehen. Die bairische Regierung sucht sie auf mancherlei Weise noch mehr zu heben. Sie besitzt verschiedene Seltenheiten, unter andern einen höchst wichtigen Codex Theodosianus.

Daß Würzburg insonderheit als eine der besten Pflanzschulen für Aerzte angesehen wird, ist Ihnen bekannt. Dazu trägt das vortreffliche Hospital viel bei: es wird auf eine liberale, höchst zweckmäßige Art für den praktischen Unterricht benutzt. Auch der botanische Garten und die Entbindungsanstalt geben wichtige Hülfsmittel.

Das Naturalien = Cabinet des Professor Blank im Franziscaner = Kloster verdient grosse Aufmerksamkeit. Es ist vorzüglich reich an einländischen Producten; auch sind viele Stücke aus der Schweiz, die den Naturforscher in mancher Rücksicht so sehr interessirt. Alles ist gut gestellet und geordnet; die Mineralien nach Werners System. Jetzt ist die schätzbare Sammlung der

Universität überlassen. Der verdienstvolle Sander hat sein ganzes Vermögen darauf gewandt. Er ist ein heiterer Greis, der noch mit voller Wärme über seine Lieblingsbeschäftigung spricht.

Ueberdies besitzt er noch eine ganz eigene Sammlung, getrennt von dem Kabinet. Sie besteht wohl aus 200 Stücken Mosaischer Arbeiten, aus Federn, und dem feinsten Spinnengewebe. Ist gleich das ganze nur Spielerei, so müssen Sie doch den staunenswürdigen Fleiß bewundern. Die meisten Stücke hat er selbst in müßigen Stunden verfertigt. Jetzt hat er auch eine Nichte dazu angeführt.

Seit der Regierungsänderung hat die Universität noch bedeutend gewonnen. Der Curator, Graf Thürheim hat sich schon große Verdienste darum erworben. Er hat mehrere geschickte, allgemein berühmte fremde Lehrer nach Würzburg gezogen, auch sucht er die litterarischen Hülfsmittel unabläßig zu erweitern. Die Anzahl der Studenten ist schon auf 700 angewachsen. In ökonomischer Rücksicht gewährt diese Frequenz der Stadt schon einigen Ersatz für den Verlust der Hofhaltung.

Zu den verdientesten Lehrern, die neuerlich hierher berufen sind, gehört unstreitig **Hufeland**. Schon seit funfzehn Jahren mit ihm in beständiger Correspondenz wegen der allgemeinen Litteraturzeitung, habe ich mich sehr gefreuet, die persönliche Bekanntschaft zu erneuern, die ich in Jena machte. Wir unterhielten uns jetzt über manche Gegenstände, die mir seine Kenntnisse noch in einem vielseitigeren Licht zeigten. Sie werden ihn bald als einen scharfsinnigen Staatswirthschaftlichen Schriftsteller auftreten sehen. Seine neueste kleine Schrift *), in welcher er eine ganz originale Theorie des Geldes andeutet, erregt mir große Erwartungen.

Ueberhaupt zähle ich Würzburg mit zu den aufgeklärtesten Städten Deutschlands, wenn von litterarischer Kultur der ersten Stände die Rede ist. Ich habe viele wackere akademische Lehrer kennen lernen, und viele unterrichtete, hellsehende Männer außerhalb des eigentlich gelehrten Zirkels. Die Würzburgische Litteratur-Zeitung

N 2

*) Primae lineae Juris circa pecuniam privati. Particula prima. Jenae 1803. 4.

gehört seit einer Reihe von Jahren zu den vorzüglicheren. Sie enthält manche meisterhafte Recensionen, und hat unfehlbar viel gewirkt auf die allgemeinere Verbreitung von Kenntnissen. Auch ist Würzburgs Lage in dieser Rücksicht vorzüglich günstig. An der Scheide des nördlichen und des südlichen Deutschlands, wenn ich so sagen darf, nimmt es an beiden Vorzügen Theil. Hier amalgamiren sich des Nordländers tieferer Sinn mit des Südländers lebhafter, feuriger Vorstellungskraft. Näher freilich den litterarischen Producten des nördlichen Deutschlands, aber doch auch nicht so fern von den südlichen, als unsere Gegenden, muß Würzburg dem Litterator tausend Hülfsmittel leichter und schneller darbieten, als irgend ein anderer Ort. Hier wäre der eigentliche Sitz einer litterarischen Gesellschaft für ganz Deutschland, die von hier aus, als dem bequemsten Mittelpunkt, eine wahrhaft allgemeine Litteratur-Zeitung besorgen müste.

Jetzt scheint es auch, als solle die Schellingsche Philosophie ihren Focum hier nehmen. Der Koryphäus ist, wie Sie wissen, hieher berufen; und viele Schüler sind ihm gefolgt. So

viel ich indeß erfahren habe, ist die allgemeine Aufmerksamkeit noch nicht bis auf einen gewissen Grad in Bewegung gerathen. Um so weniger dürfen Sie von mir eine umständlichere Aeußerung erwarten. Seit vielen Jahren nur gewohnt nach dem cui bono? — jedoch im weiteren Sinn des Worts — zu fragen, lasse ich die Systeme aller Theorien gerne auf sich beruhen, bis der gediegene Gehalt ihrer ergründeten Weisheit, mir auch in meinem Gesichtskreis so strahlt, daß ich mir unmittelbaren Gewinn für die Gegenstände versprechen kann, zu welchen mich Neigung und bürgerliche Pflicht hinzieht.

Ueber den Charakter des Volks darf ich mir, nach einem so kurzem Spielraum zu Beobachtungen, nur einige Vermuthungen erlauben, die sich auch bei einem flüchtigen Blick darbieten. Die Würzburger scheinen mir munter, lebhaft, thätig, aber mehr feurig, als ausdaurend. Es ist, als gewahre man schon bei ihnen, im Vergleich mit dem nördlicheren Nachbaren, einen deutlicheren Einfluß des wärmeren Klima's. Sie sind reizbarer, heftiger, aber minder anhaltend in der Leidenschaft. Ihrer vorigen Regierung von ganzer Seele ergeben, haben sie ihre Anhänglichkeit

in der Probe von Feuer und Schwerdt oft und willig besiegelt. Aber — einmal durch die eiserne Nothwendigkeit gezwungen, sich unter einer andern Herrschaft zu schmiegen — wird es der jetzigen Regierung nicht schwer fallen, sie zu gewinnen, wenn sie mit Klugheit und Vorsicht zu Werk geht.

Man hat mir viele Beispiele aus dem letzten Kriege angeführt, die dies Urtheil vollkommen bestätigen. Oft haben die Franzosen es erfahren, daß man ein solches Volk nicht ungestraft mißhandelt: tausende, in den Bergklüften erschlagen, fielen als das Opfer einer Rache, die sich zu allem berechtigt glaubte, weil die Beleidigung noch in frischem Andenken war. So setzten auch manche in einzelnen Fällen dem siegenden Feinde eine standhafte Haltung entgegen, die fast unwillkührliche Frucht des ersten, regen Gefühls, die selbst dem Feinde Achtung und Schonung abzwang.

Der Regierungspräsident von Bamberg, Freiherr Groß, in Würzburg erzogen und gebildet, rettete das ganze Land bei dem Einfall unter General Jourdan, durch seinen Muth, sei-

ne Klugheit, seine Selbstverläugnung. Er trat dem zürnenden Feinde gerade entgegen, stellte sich selbst zum Opfer dar: dadurch wandte er die traurigsten Folgen der Rache von Bamberg ab. Der feindliche Heerführer staunte, ward bewegt und schonte.

„Veit Joseph Stahel aus Würzburg, „zuvor Buchhändler in Wien, ward bei Annähe-„rung der Französischen Truppen zu Gräz in „Steyermark, wo er von seinem Vermögen leb-„te, von der Landescommission, die an die „Stelle des aufgehobenen Guberniums trat, zum „Procureur de Commune gemacht. Nachdem „die Gemeinde ihm alle Magazine übergeben „hatte, ließ er die Kaiserlichen Adler abnehmen, „und in Deutscher und Französischer Sprache dar-„über schreiben: bürgerliches Salzmaga-„zin, bürgerliches Tabaksmagazin u. „s. w. Die Franzosen machten zwar Ansprüche „auf alle öffentliche Niederlagen und Magazine; „aber er verwies sie auf ihre eigene Procla-„mation."

„Zweimal war er als Deputirter der Landes-„commission bei dem General en Chef Buona-

„parte, und verhinderte durch ein Memoire die „wöchentlichen 100000 fl. Contribution.“

„Als Buonaparte nach Grätz kam, und den „bürgerlichen Eid für die Republik verlangte, „sagte Stahel als Sprecher des ganzen Landes: „Wir haben unserm Monarchen den „Eid der Treue geschworen, und wer„den ihn ewig halten. Er führte den Ge„neral auf den Artikel der Französischen Consti„tution selbst zurück, nach welchem jeder Bürger „die Freiheit hat, nach der Ueberzeugung seines „Herzens zu handeln.“

„Mais, vous étes un peuple vaincu! — sagte „Buonaparte.“

„Nein, war Stahels Antwort, wir sind „kein besiegtes Volk. Ihr habt unsere Stärke „noch nicht geprüft. Denkt an die Armee des „General Jourdan in Franken.“

„Buonaparte stampfte mit dem Fuß, und „rief: das sind doch kühne Menschen!“

„Die ganze Session war in dumpfer Angst, „indem sie mit Französischen Bajonetten umge-

„ben war, und endigte sich mit aller Ordnung, „indem man alle fernere Prätensionen aufgab.“

„Die Bürger zogen mit dem Adel auf die „Wache, und die bürgerliche Kavallerie patrouil„lirte sechs Stunden um die Stadt, um Unord„nungen der Feinde vorzubeugen. Stahel expe„dirte einige Franzosen, die sich in ihrem Siz„zungssaal Ungezogenheiten erlaubten, aus dem „Saal, und ließ sie in die Wache werfen. Kurz, „er spielte eine herrliche Rolle, welche ihm die „Liebe der Bürger und die Achtung der Franzosen „im höchsten Grade erwarb.“

Ich erzähle Ihnen diese Anekdote mit Dr. Oberthür's eigenen Worten, in der Vorrede zu einem der Jahrgänge seines Taschenbuchs. *) Diese Sammlung ist ungemein wichtig für die Topographie und Geschichte der Stadt; sie enthält so manchen Zug, der auch allgemeines Interesse erregen muß. Einige der vorzüglichsten

*) Taschenbuch für die Geschichte, Topographie und Statistik Frankenlands, besonders dessen Hauptstadt Würzburg. Frankf. und Leipz. 1795. u. f. mit Kupf. kl. 8.

Gegenden sind nach schönen Zeichnungen in Kupfer gestochen. Bei dem ersten Jahrgange finden Sie einen genauen, fleißig gearbeiteten Grundriß der Stadt, zwar jetzt zehn Jahre alt, aber dennoch vollkommen brauchbar.

X.

Würzburg, den 10. Juli 1804.

Die neue Churfürstliche Militärconscription ist jetzt der allgemeine Gegenstand des Gesprächs.

Nach dem Muster der Französischen Verfassung, auf welche die Baiersche Regierung überhaupt als auf ein Urbild zu sehen scheint, zielt sie darauf ab, die Armee so stark zu machen, als die Volksmenge es nur irgend gestattet.

Der Churfürst sagt, in dem allgemeinen Reglement über die Ergänzung seiner Armee für die sämtlichen Erbstaaten, er habe dabei die Verbindlichkeit zu Kriegsdiensten, als eine allgemeine und von jeher anerkannte Obliegenheit der Unterthanen, die mit der Erhaltung des Staats und mit der Sicherstellung ihrer eigenen Personen, Habe und Güter in der genauesten Verbindung stehe, zum Grunde gelegt. Zugleich habe er seine Sorgfalt vorzüglich darauf gerichtet, daß diese

Dienstverbindlichkeit, so viel mit Beförderung der Wohlfahrt und des Nahrungsstandes der Länder geschehen könne, mit Gleichheit getragen werde, für die treffenden Individuen so wenig, als möglich ist, drückend, und für die Landeskultur nicht nachtheilig werde.

Dennoch heißt es: „Jeder Unterthan, der zum Militär tüchtig, und nicht aus besonderen Gründen in dieser Verordnung befreiet wird, ist dazu persönlich verpflichtet, und kann dafür gezogen werden; es ist ihm nicht erlaubt, ein anderes Individuum für sich einzustellen.“

Von dieser allgemeinen Obliegenheit sind ausgenommen:

1) „wegen Geburt, alle Ausländer, für sich und ihre Kinder, welche nach den Landesgesetzen als nicht domicilirt anzusehen sind; ferner diejenigen Ausländer, welche sich im Lande niederlassen, nebst ihren mitgebrachten Söhnen und Knechten; bei eingewanderten Ausländern, welche öde Gründe zum Anbau übernehmen, oder welche in dem Lande noch nicht bestehende Gewerbszweige mit bedeutenden Capitalien einführen, ward diese Befreiung auch auf die erste im Lande erzeugte Generation erstreckt. Diese Wohl-

that soll jedoch demjenigen nicht zu Theil werden, welcher im Auslande von einem desertirten Soldaten oder einem gesetzwidrig ausgewanderten Dienstpflichtigen erzeugt ist."

2) „Wegen Religion. Keine Glaubens-Confession kann einen Unterthan von der Militär-Dienstpflichtigkeit befreien; daher sind auch Mennonisten und Juden derselben unterworfen, und werden, wie die übrigen, conscribirt; jedoch ist es, in Rücksicht ihrer religiösen Meinungen, gestattet, daß ihre Familien in einem Rekrutirungsdistrikt für die sie treffende Zahl von Mannschaft pr. Kopf 180 Fl. an die Militärcasse bezahlen, wofür durch freiwillige Anwerbungen die von ihnen zu stellende Mannschaft bei den einschlägigen *) Regimentern oder Bataillons zum Besten der übrigen Familien ersetzt wird."

3) „Wegen Stand, und der daher dem Staat in andern Verhältnissen zu leistenden Dienste sind frei: a) die Geistlichen und der Adel, zu

*) Diese Provinzial-Uebersetzung des gewöhnlichen respective scheint mir wenigstens eben so gut zu seyn, als die in anderen Gegenden übliche: betreffen oder gehörig.

welchem in den ehemaligen Reichsstädten auch die adelichen Patrizier gehören; b) die im Dienst des Staats stehenden vereideten Civil- und Militär-Beamten für sich und ihre Söhne, so weit sie nach dem Baierschen Codex in die Klasse der Siegelmäßigen gehören: die Söhne aller übrigen bleiben dienstpflichtig; die Söhne der Officiere genießen die nämliche Exemtion, welche den Söhnen der Civildiener gestattet ist; c) die Patrimonial-Richter und Verwalter für sich, jedoch nicht für ihre Söhne; d) die Söhne der Bürgermeister, Stadtrichter, Verwaltungs- und Stadtgerichts-Räthe, Kämmerer und städtischen Casterien, dann der Syndiken in den Haupt- und ehemaligen größeren Reichsstädten; e) das nöthige Schreiber-Personale, so lange es bei Churfürstlichen, oder ständischen, oder andern, dieser gleich geachteten, Gerichten Dienste leistet, jedoch nur für sich; f) Kammerschreiber, Kammerdiener und Hausofficianten des Adels und der höhern Geistlichkeit für sich; ferner die nach Ermessen der Obrigkeit unentbehrliche Livree-Dienerschaft, so lange sie in einem für unentbehrlich gehaltenen Dienst bleibt; bei ihrem Austritt aber hat die Herrschaft unter 10 Rthl. Strafe der obrigkeitli-

chen Behörde sogleich die Anzeige davon zu machen; g) das Personale bei den Hofstäben, Hofintendanzen, und übrigen bestehenden Hofstaaten für sich und seine Söhne, welches, nach dem Baierschen Codex zur Klasse der Siegelmäßigen sich eignet: das übrige nur für sich; h) Bürger in Städten und Märkten am größeren oder kleineren Bürgerrecht für sich, ihre Söhne sind aber militärpflichtig, und aus dem die Städte treffenden Aushebungsquantum soll vorzüglich die Artillerie ergänzt werden; i) öffentliche Lehrer der Universitäten, Lycäen, Gymnasien und Akademien am Hofe für sich und ihre Söhne, die übrigen für sich; k) Aerzte und wissenschaftlich gebildete Chirurgen für sich und ihre Söhne, wenn diese sich gleichfalls einer wissenschaftlichen Bildung widmen, welches auch auf die Söhne von protestantischen Geistlichen, welche den Studien sich widmen, erstreckt wird: die Landbader für sich; l) legale Advokaten und Prokuratoren für sich und ihre Söhne, wenn diesen letzteren die Befreiung wegen anderer Eigenschaften zukömmt; m) Studenten und Practikanten, die nicht wegen des Standes ihrer Eltern befreiet sind, wenn sie von ihrer guten Aufführung, ihren

Fähigkeiten und vorzüglichem Fleiß von den geeigneten Behörden günstige Zeugnisse beibringen; n) Revierförster, sowohl Churfürstliche, als die des Adels und anderer Corporationen für sich, ihre Söhne aber sind dienstpflichtig."

4) „Wegen Ansässigkeit alle mit Gütern und Häusern angesessene Unterthanen, ohne Unterschied des Werths ihrer Besitzungen, wie auch die Pächter: diese Ausnahme erstreckt sich aber nicht auf diejenigen, welche in Herbergen wohnen, und nur Antheile an Häusern ohne Grundstücke besitzen, auch nicht auf die Besitzer walzender Grundstücke an einzelnen Aeckern ohne Häuser, in so fern diese wegen ihrer Unbeträchtlichkeit ihrer fortwährenden Anwesenheit nicht nöthig haben."

5) „Wegen Gewerbe, a) Künstler im eigentlichen Sinn für sich und ihre Söhne, wenn diesen die Befreiung wegen anderer Eigenschaften zukömmt, z. B. wenn sie gleichfalls mit glücklichem Fortgang den Künsten oder Studien sich widmen: die einschlägige Obrigkeit soll aber aufmerksam seyn, damit diese Auszeichnung nicht einer Klasse von Menschen zu Theil werde, die nach der blos mechanischen, handwerksmäßigen Art,

wie sie Gegenstände der Kunst behandeln, mehr in die Klasse der gewöhnlichen Professionisten gehören; b) Fabrikanten und Manufacturiers, welche bei den angelegten Manufacturen oder für sich nach der Kunst und mit den zur Kunst gehörigen Instrumenten wirklich arbeiten: dahin gehören unter andern die Modelschneider bei Fabriken, die Schriftensetzer bei Buchdruckereien u. dgl. nicht aber alle Handlanger oder nur grobe Arbeiten verrichtende Tagelöhner: auch bleibt in einzelnen Fällen der Obrigkeit überlassen, einen und den andern zu den Fabrikanten zu rechnenden Professionisten, der nach eingezogener sicherer Erkundigung entbehrlich ist, als Rekruten auszuwählen; c) alle Negocianten, Banquiers und Handelsleute, wenn sie auch keine Bürger sind, und die bei ihnen in der Handlung stehenden Diener und Lehrbursche, die sich gerichtlich ausweisen können, nicht aber ihre Hansknechte; eben so wenig die kleinen Krämer und Herumträger, wenn sie nicht förmlich ansässig sind; d) die Lehrjungen während ihrer Lehrzeit: die Obrigkeit hat jedoch zu wachen, damit diese Zeit, besonders bei den Meistersöhnen, nicht über die gewöhnlichen Lehrjahre, um dem Militärdienst desto länger sich zu

entziehen, erstreckt werde, oder aus diesem nämlichen Motiv mehrere Aufnahmen in andere Handwerker geschehen, oder Einschreibungen in Handwerker vorzüglich von Söhnen der Landleute nur in der Absicht vorgenommen werden, um dem Rekrutenzug zu entgehen, bei allen diesen Mißbräuchen hört die ertheilte Exemtion auf; e) Handwerksgesellen, die bei Wittwen arbeiten, wenn sie Meisters Stelle vertreten, auch solche, die mehrere Geschwister haben, welche sie ernähren müssen: wegen der übrigen Gesellen, so wie auch wegen der dienenden Knechte, bleibt dem Ermessen der Obrigkeit überlassen, ob und in wie weit sie entbehrlich sind; f) die einzigen Söhne der Einwohner in Städten, wenn sie ihnen in ihrer bürgerlichen Nahrung unumgänglich nöthig sind, imgleichen die einzigen Söhne auf dem platten Lande, ohne welche die Besorgung der Landwirthschaft oder des Gewerbes, oder die Erhaltung einer außerdem hülflosen Familie entweder schlechterdings oder doch ohne wesentlichen Nachtheil nicht bestehen kann: In diese Kathegorie gehören auch alle diejenigen einzigen Söhne, die nach Versorgung mehrerer Geschwister noch übrig sind, wenn bei ihnen die oben bemerkten Umstände ein=

treffen; g) die Berg= und andere ihnen gleich geachtete Arbeiter, wenn sie von den obern Bergämtern die gehörigen Zeugnisse beibringen, für sich und ihre Söhne, wenn diese die nämlichen Arbeiten verrichten: jedoch sollen die Bergämter ihren Austritt aus solchen Arbeiten bei Vermeidung einer Strafe von 10 Reichsthalern sogleich anzeigen: diese Anzeigsverbindlichkeit erstreckt sich auch auf die vier unmittelbar folgenden Klassen; h) die bei den Salinen angestellten Personen für sich; i) die Reichenhallischen, Traunsteinischen und Marqvardtsteinischen Holzmeister Söhne und Knechte, welche in der Salinen=Holzarbeit wirklich stehen, und nach Ermessen der Obrigkeit unentbehrlich sind; k) die Salzzillenschopper Söhne und Knechte, so lange sie in solchem Dienst sich befinden und nothwendig sind; l) die Schiffbauer Söhne Landgerichts Griesbach, ferner alle Schiffleute und Reutbuben, die bei dem Haupt=Salzspeditions=Amt St. Nicola angestellt sind; so wie die alldasigen Salzwechselträger, so lange die bisherige Einrichtung besteht."

„Bei diesen verzeichneten Befreiungen ist jedoch zu beobachten, daß nicht das bloße Vor=

geben und der erlangte Nahme einer eximirten Gewerbsart, sondern die wirkliche Ausübung derselben, und der davon für den Staat zu gewärtigende Nutzen als ein zu Bewirkung einer solchen Befreiung hinlänglicher Grund betrachtet werden solle; weshalb sorgfältig darauf zu sehen ist, daß solche Befreiungen zur Ungebühr nicht erweitert, noch auf solche Personen erstreckt werden, welche nur zum Schein, und um der Militär-Aushebung zu entgehen, ein davon ausgenommenes Gewerb ergriffen haben. Ueberhaupt sollen die Gerichtsobrigkeiten bei ihren Urtheilen über die Entbehrlichkeit der in Anspruch genommenen Mannschaft, und der bei dem Aushebungsgeschäft ihnen obliegenden Fürsorge für den Nahrungsstand in vorkommenden Fällen jederzeit streng nach Pflichten verfahren; und bleibt in Ansehung der Entbehrlichkeit eines solchen Individuums noch einige Ungewißheit, so sollen sie einen gutachtlichen Bericht darüber mit Bemerkung aller individuellen Umstände des Mannes an die höhere ihnen vorgesetzte Stelle erstatten, und durch diese die Entscheidung der Sache gewärtigen. Wäre bis zur Hinlangung der höheren Entscheidung wegen des in Anspruch genom-

menen Mannes keine hinlängliche Sicherheit vorhanden, so ist derselbe in eine unschädliche Gewahrsam zu bringen."

„Um dem Lande sowohl als der Armee die Rekrutirung möglichst zu erleichtern, und der zu ziehenden Mannschaft den Vortheil zu verschaffen, daß sie künftig mehr in der Nähe ihrer Heimath bleiben und ihren Verwandten in der Wirthschaft und Nahrung desto leichter beistehen kann, sollen in Zukunft den Regimentern und Bataillons bestimmte Landesdistrikte zu ihren Rekrutirungen dergestalt angewiesen werden, daß sie darin ihren bleibenden Standort erhalten. Die leichten Infanterie-Bataillons werden den Infanterie-Regimentern zugewiesen, von welchen sie die dem leichten Felddienst angemessene, aber stark gebauete Mannschaft erhalten. Zur Ergänzung der Kavallerie-Regimenter treten verhältnißmäßig mehrere Cantons zusammen, und die Artillerie soll nach einer auf Billigkeit gegründeten Repartition aus sämtlichen Cantons, und zwar, in so weit es die Umstände und die Fähigkeiten der Individuen zulassen, aus dem Bürgerstande rekrutirt werden. In einem jeden solchen Distrikt wird die junge waffenfähige Mannschaft

vom 16ten bis zum 40sten Jahre conscribirt, und zur Ergänzung und respective Verstärkung der demselben zugetheilten Regimenter und Bataillons angewiesen. Kein Landcapitulant darf an andere, als an die jedem Cantons-Bezirk angewiesenen Regimenter und Bataillons abgegeben werden, und kein Regiment darf in dem Distrikt des andern Rekruten ausheben."

„Die Dienstzeit wird sowohl zum Besten des Dienstes, als auch zur Schonung der ganzen Klasse der Dienstpflichtigen, ohne Unterschied der Waffen, überhaupt auf zehn Jahre festgesetzt, wobei ein Kriegsjahr für zwei Friedensjahre zu rechnen ist.

Die Entlassung aus der Dienstpflichtigkeit wird bewirkt 1) durch vollendete Dienstzeit: In diesem Falle muß der Landcapitulant unbedingt entlassen werden, und er braucht weder Ansässigkeit noch Unentbehrlichkeit zu beweisen: jedoch ist keinem Inländer erlaubt, auch nach vollendeter Dienstzeit in fremde Dienste zu treten: auch bleibt der Ausgediente, welcher das 40ste Jahr noch nicht erreicht hat, verpflichtet, im Nothfall zur inneren Vertheidigung des Vaterlandes sich verwenden zu lassen;

2) vor Ablauf der Dienstzeit muß dem Cantonist der Abschied ertheilt werden, wenn er die an-beschriebene Ansässigkeit erhielt, und dadurch zu Hause unentbehrlich wird. Da die Beurtheilung, ob die auf Ansässigmachung gegründete Abschiedsgesuche statthaft seyen oder nicht, von den Zeugnissen der Obrigkeit abhängt, so sollen diese allezeit mit Genauigkeit abgefaßt seyn und besonders darin bemerkt werden a) worin die Ansässigkeit besteht, die der Abschied suchende Soldat erwerben wird; b) wie viel der Werth derselben beträgt; c) ob und in wie fern der Mann dieselbe bezahlen und behaupten kann; d) ob bei der Annahme elterlicher Güter und Nahrung seine beständige Gegenwart schlechterdings erforderlich ist; e) warum die Eltern ihrem Haüswesen nicht vorzustehen vermögen; f) ob der Soldat noch Geschwister hat; g) warum keines davon die Wirthschaft übernehmen kann. Nach Verschiedenheit der Umstände sollen diese obrigkeitlichen Zeugnisse mit den allenfalsigen medicinischen und chirurgischen Attestaten belegt, und hiebei mit aller Unpartheilichkeit und Gewissenhaftigkeit verfahren werden; auch sollen diese obrigkeitlichen Zeugnisse über die nothwendige Verabschiedung

des Mannes jedesmal von den treffenden dienstpflichtigen Familien mit unterzeichnet werden. Wenn die Ansässigmachung durch Heirath geschieht, so soll der Schein über die vollzogene Heirath in einem Zeitraume von drei Monathen nach der Verabschiedung an das Regiment oder leichte Infanterie-Bataillon, worunter der Mann gestanden hat, eingesandt, oder der Mann selbst zur Ausdienung seiner Dienstzeit wieder gestellet werden. Alle Abschiedsgesuche müssen zuerst bei dem Compagnie- und Regiments-Commandanten, sodann bei der Inspection angebracht werden, ehe sie an die höchste Militär-Behörde gelangen. Auf solche Gesuche soll aber nicht eher Rücksicht genommen werden, (sie geschehen von dem Soldaten selbst, oder seinen Eltern und Vormündern) als bis zugleich die auf die oben bemerkte Art ausgefertigten obrigkeitlichen Atteste beigebracht sind. Wenn ein Soldat, der wegen Ansässigkeit verabschiedet worden, das Grundstück, womit er ansässig wurde, verläßt oder veräußert, und dadurch entbehrlich wird, so soll er wieder an das Regiment, von dem er verabschiedet worden ist, abgeliefert, und zur Ausdienung der noch rückstehenden Dienstjahre an-

gehalten werden. Auf gleiche Art sollen ausgediente Soldaten, die nach erhaltenem Abschiede kein ehrliches und sicheres Fortkommen, sey es auch durch Taglohn oder Handarbeit finden können oder wollen, und nach geschehener Untersuchung und Erkenntniß der einschlägigen Polizei-Obrigkeit dem Lande zur Last fallen, nach Verlauf eines Jahres, von ihrer Entlassung an gerechnet, wieder zum Militairdienst gezogen werden; jedoch bleibt ihnen der Recurs im Fall einer Beschwerde von der Erkenntniß der untern Polizeibehörde zur oberen, nämlich an die einschlägige Landesdirection, frei, und sie dürfen in der Zwischenzeit bis zur erfolgten Entschließung dieser höhern Stelle zum Militair nicht abgegeben werden. Alle wegen Ansässigkeit oder anderer Unentbehrlichkeit dimittirten Soldaten sollen bei Erhaltung des Abschiedes vor den Regimentsgerichten an Eidesstatt angeloben, daß, wenn sie, bei veränderten Umständen, wieder Dienste zu nehmen freiwillig sich entschließen sollten, sie solche bei einem Corps und Regiment der Churfürstlichen Armee suchen wollen. Geht ein solcher Verabschiedeter dessen ungeachtet in auswärtige Kriegsdienste, so unterliegt dessen Vermögen der

in den Gesetzen für solche Fälle ohnehin verordneten Confiscation.

„Um alle Cantonspflichtige zu wissen, müssen Cantons= oder Musterrollen verfertiget werden, worin alle pflichtige Feuerstellen, die darauf gebornen pflichtigen Söhne und die Gestorbenen verzeichnet sind. Die Geburtsstelle entscheidet allezeit, zu welchem Regiment oder Bataillon der Dienstpflichtige gehört, wenn solcher der Eltern gewöhnlicher Wohnsitz war: die Dienstpflicht der Findelkinder richtet sich, im Fall die Eltern unbekannt bleiben, nach dem Orte, wo sie gefunden sind. Bei jedem Cantonspflichtigen müssen Alter, Größe und Leibesbeschaffenheit bemerkt werden; ferner muß die Verminderung oder Vermehrung der Feuerstellen, mit allen übrigen Veränderungen, welche seit der Verfertigung der letzten Cantonsrolle sich ergeben haben, angezeigt werden; auch ist bei jedem Zuwachs die Bemerkung hinzuzufügen, woher er gekommen u. s. w. Den Landrichtern und Magistraten in den Hauptstädten sämmtlicher Bezirke, welche einen Canton ausmachen, muß dennoch aufgetragen werden, ohne Verzögerung, sobald das Mandat publicirt seyn wird, ein Verzeichniß

sämmtlicher in ihren Gerichten und respectiven Städten befindlichen jungen Mannschaft von 16 bis 40 Jahren in einer Tabelle zu entwerfen, welche enthalten muß a) die Nummer der Häuser, (wo diese noch nicht numerirt sind, muß ihre Numerirung noch Obmannschaften gehörig veranstaltet worden) b) Nahmen und Stand der Eltern, ihr Wohnort und Alter; c) ihre Begüterung; d) Nahmen der Söhne; e) ihr Geburtsjahr; f) ihre Größe nach verschiedenen Jahren; g) Profession; h) zu Hause entbehrlich oder unentbehrlich, und warum; i) zum Soldat tüchtig oder unbrauchbar und warum; k) gegenwärtig oder abwesend; in der Lehre, auf der Wanderschaft — mit einem Wanderpaß auf — Jahre; oder im Dienste, bei wem? Bei der ersten Conscription müssen auch alle Eximirte, deren Exemtion nicht notorisch ist, sich stellen; ihr Exemtionsrecht wird aber in der Tabelle unter der Nummer des Hauses, welches sie bewohnen, bemerkt. Alle Jahre im Monat Dezember muß dieses Verzeichniß revidirt werden. Sämmtliche Landrichter und bemerkte Magistrate in einem Canton müssen ihre auf die vorgezeigte Art entworfene

und respective revidirte Bezeichnisse dem, dem Haupt-Garnisons-Orte in dem Canton zunächst wohnenden, Landcommissar im Anfang des Jänners einsenden, welcher sodann eine allgemeine Cantonsrolle daraus verfertigt, und solche nach den ihm zugehenden Veränderungen gleichfalls jährlich revidirt. Wo ganze Provinzen nur einen Canton bilden, fertigen zwar die Landcommissäre aus den einzelnen Verzeichnissen der Landgerichte und Städte ihres Bezirks eine Musterrolle; die des ganzen Cantons wird aber bei der Landesdirection selbst aus jenen der Landcommissäre gefertiget. Diese auf die bemerkte Art angefertigten Cantonsrollen werden durch die einschlägigen Landesdirectionen dem höchsten Militär-Commando eingesendet, so wie sämmtliche Militär-Commandanten gleichfalls verbunden sind, jedes Jahr bei dem höchsten Militär-Commando ein Verzeichniß, bei welchem der effective Stand des ersten Jänners zur Grundlage zu nehmen ist, von der Mannschaft zu übergeben, welche den unter ihrem Commando stehenden Regimentern oder Bataillons von ihrem vollständigen Stande abgehen. Darnach wird erwähntes höchstes Armee-Com-

mando eine dem Bedürfniß entsprechend Repartition selbst verfügen, und die Civil-Cantons-Commissärs durch ihre vorgesetzte Behörde anweisen lassen, wie viele Landcapitulanten jeder Canton zur Ergänzung der abgehenden Mannschaft zu stellen hat. Den einschlägigen Landcommissärs soll auf diese Weise der jedesmalige jährliche Abgang spätestens bis zum 1. Februar bekannt gemacht werden, wonach den Regimentern die nöthige Ergänzungs-Mannschaft bis zum 1sten März gestellt werden muß. Nachdem ihm zukommenden Verzeichniß repartirt sodann der Civil-Commissär aus seiner Musterrolle die von jedem Landgerichte oder von den Städten verhältnißmäßig abzuliefernde junge Mannschaft, wobei immer strenge Rücksicht auf die Entbehrlichkeit zu nehmen ist. Entstehen Beschwerden über die Classification des Landrichters, so sind solche bei dem einschlägigen Landcommissär zur Berichtigung anzuzeigen: ergeben sich solche bei dem Landcommissär selbst, so sind sie bei der Landesdirection anzubringen, die das geeignete hierauf zu verfügen, und überhaupt zu wachen hat, daß keine Partheilichkeit und Unterschleife begangen werden. Diejenigen Dienstpflichtigen, welche we-

gen Abgang des gehörigen Maaßes *) zum wirklichen Dienst nicht genommen sind, sollen entweder zum Fuhrwesen oder zur innern Vertheidigung des Vaterlandes verwendet werden. Die von dem Civil-Commissär in jedem Landgericht und respective in den Städten ausgezeichneten Landcapitulanten werden von dem einschlägigen Landrichter oder Magistrat ausgehoben, und nach der Bestimmung des höchsten Militär-Commando durch eine Gerichtsperson an die einschlägigen Regimenter und Bataillons abgeliefert: bei Widersetzlichkeiten muß der Civil-Obrigkeit militärische Assistenz geleistet werden. Die Militär-Commandanten lassen die eingelieferte Mannschaft untersuchen, ob sie nach dem Reglement zu dem bestimmten Militärdienst tauglich ist oder nicht: werden gegründete Mängel an einem Individuo entdeckt, so sind solche dem Civil-Commissär anzuzeigen, damit er sie aus den einschlägigen Gerichten oder Städten durch andere

*) Es ist 5 Fuß 2 Zoll rhein. Maaß und darüber; doch können bei der Infanterie, auch junge Leute, von denen noch Wachsthum zu hoffen ist, auch zu 5 Fuß 1 Zoll angenommen werden.

taugliche und entbehrliche Bursche ersetzen lasse. Entstehen von dem Civil-Commissär Klagen gegen die Militär-Commandanten oder diese gegen jene, so hat jeder Theil solche seiner unmittelbaren höhern Behörde anzuzeigen: können sie von diesen nicht gehoben werden, so sind sie zur höchsten Entscheidung vorzulegen. Die Landesdirectionen sollen alle Jahre Abschriften der angefertigten Musterrollen, so wie ein Verzeichniß der gestellten Ergänzungsmannschaft mit ihren allenfalsigen Bemerkungen dem Geheimen Ministerial-Departement in auswärtigen Angelegenheiten mit ihren Erinnerungen vorlegen, damit durch dieses mit Rücksicht auf die allenfalls entstandenen Beschwerden, auf das Verhältniß des Militärs zur Bevölkerung und Kultur des Landes und sonstige eintretende politische Betrachtungen die geeigneten Vorschläge zu zweckmäßigen Abänderungen vorgetragen werden können."

„In Erwägung daß die bewilligten mehreren Aufnahmen von der Militärpflichtigkeit ohnehin schon auf alle diejenigen sich ausdehnen, die dem Staat im Civilstande mehr als im Militärstande nutzen können, oder für die Landescultur, für die Gewerbe, oder für ihre Familien unent-

behrlich sind; daß eine willkührliche Losmachung vom Militärdienst mit Geld dem Reicheren allein zu Gute kommen, und dem Aermeren seine bleibende Verbindlichkeit nur desto drückender und gehässiger machen müßte; endlich daß nebst dem ein sehr erweitertes Beurlaubungs-System besteht — ist alles Loskaufen von der Militär-Dienstpflichtigkeit durch Geld, oder durch Einstellung eines andern Mannes gänzlich verboten. Dienstpflichtige Handwerksburschen soll das Wandern ins Ausland nur gegen Wanderpässe, und zwar, von den geendigten Lehrjahren an, wenn sie zum Militärdienst tauglich sind, auf 3 Jahre gestattet werden: den Untauglichen kann ein längerer Wanderpaß ertheilet werden, jedoch soll ihre Untauglichkeit von der einschlägigen Obrigkeit zuvor in Gegenwart dreier Zeugen aus den betheiligten Familien untersucht, und das darüber abgehaltene Protocoll von diesen Zeugen mit unterschrieben werden. Bei Aushändigung eines solchen Passes soll derjenige, der kein Vermögen besitzt, um eine Realcaution zu stellen, in Gegenwart seiner Eltern oder Vormünder durch einen Handschlag beim Landgericht oder Magistrat versprechen, daß er wenigstens alle Jahre seinen

nächsten Verwandten und Vormündern von seinem Aufenthalt Nachricht geben, und nach Ablauf des Wanderpasses zurückkehren wolle. Während seiner Wanderschaft darf er zwar zur persönlichen Stellung, Kriegszeiten und außerordentliche Fälle ausgenommen, nicht gezwungen werden; allein er ist, wie gemeldet, verbunden, alle Jahre, wo möglich im Anfang des Jahres, dem Gericht oder Magistrat seines Geburtsorts seinen Aufenthalt entweder unmittelbar selbst, oder durch seine Eltern oder Vormünder anzuzeigen, und ein obrigkeitliches Zeugniß an dem Orte seines Aufenthalts über seine gute Aufführung der Anzeige beizulegen. Diese Wanderscheine müssen in den jährlichen Musterrollen angemerkt werden. Stirbt der Handwerksbursche auf der Wanderschaft im Lande, so ist die Obrigkeit des Ortes, wo der Todesfall sich ereignet, schuldig, den Wanderpaß und die Kundschaft an die Behörde zurückzusenden, und einen Todesschein, welcher in beglaubter Form und unentgeltlich ausgefertiget werden muß, beizufügen: stirbt derselbe ausser Landes, so müssen seine Eltern, Vormünder oder nächste Anverwandte von der Obrigkeit des Orts, wo der Todesfall geschehen ist, wenn

sie solchen erfahren können, gleichfalls einen Todesschein in beglaubter Form an den einschlägigen Landrichter oder Magistrat einliefern. Kehrt der Handwerksbursch nach Verfluß der Wanderungsjahre nicht zurück, und rechtfertigt nicht sein Ausbleiben durch ein obrigkeitliches Zeugniß über eine gültige Verhinderungs-Ursache, so ist er binnen Jahresfrist bei Strafe der Confiscation seines Vermögens edictaliter vorzuladen, und nach Verlauf dieser Zeit ist mit der Confiscation gegen ihn zu verfahren, wobei jedoch der Ersatz an die Erben in der Folge Statt findet, wenn später noch bekannt wird, daß der Vorgeladene zur Zeit seiner vollendeten Wanderungsfrist gestorben ist. Erscheint derselbe nach vollendeter Wanderzeit, so ist er gehalten, sogleich seiner Obrigkeit sich vorzustellen, und sobald die Reihe ihn trifft, in den Militärdienst einzutreten; ist er sträflich über die Zeit, jedoch nicht ein vollständiges Jahr darüber, ausgeblieben, so ist ein solcher bei dem ersten nöthigen Ersatz oder bei fernerer Completirung ohne weiteres Loosen einzureihen. Kellerer, welche für eine größere Wirthschaft sich bilden wollen, sind während ihrer Abwesenheit wie die Handwerksbursche zu be-

trachten. — Dienstpflichtigen darf in der Regel die Erlaubniß zum Auswandern nicht ertheilt werden: sollte aber aus besonderen Gründen solche in einzelnen Fällen höchsten Orts bewilliget werden: so müssen sie bei dem Civil-Commissär ihres Orts 180 fl. Rheinisch dafür hinterlegen. — Diejenigen, die sich vorsätzlich zu Kriegsdiensten untauglich machen, eine Krankheit oder Gebrechen vorschützen, um sich dem Militärdienst zu entziehen, von diesen sollen die letzteren zur doppelten Dienstzeit, die ersteren aber zu einer sechsjährigen Arbeitsstrafe im Zuchthause verurtheilt werden. Wenn Militärpflichtige unsichtbare Gebrechen angeben, so sollen solche allezeit von mehreren unbetheiligten Familien ihres Wohnorts attestiret werden; außerdem ist keine Rücksicht darauf zu nehmen. Denjenigen, welche, um der Rekrutirung zu entgehen, auf mehrere Monate, ohne eine erhebliche Ursache anzugeben, sich entfernen, außer Landes gehen, oder im Lande sich verbergen, soll ihr im Lande besitzendes Vermögen angehalten, und, im Fall sie sich vor Ablauf eines Jahres nach ihrer öffentlichen Vorladung nicht wieder einfinden, wie im Falle der Desertion eines Soldaten, das-

selbe zur Militärcasse eingesendet werden. — Sonstige dienstpflichtige Abwesende im Auslande, als Livree-Bediente, Bauern, Hausknechte u. s. w. sind in den Gerichten, zu welchen sie gehören, zur Auswahl zu ziehen, und an ihrer Statt sollen entweder ihre Verwandten, oder in deren Ermangelung ein obrigkeitlich Beauftragter für sie loosen. Wird nun einer der Abwesenden zum Landcapitulant bestimmt, so soll derselbe, wenn man den Ort seines Aufenthalts kennt, vorgeladen, sonst aber edictaliter citirt werden; wenn er in der nämlichen Provinz, zu welcher er gehört, sich befindet, bei Strafe der Confiscation seines Vermögens binnen 4 Wochen; wenn er außer der Provinz, jedoch im Lande sich aufhält, binnen 8 Wochen bei dem betreffenden Regiment oder Bataillon sich zu stellen. Ist er außer Landes, so soll ihm zum Erscheinen bei seiner einschlägigen Obrigkeit unter obiger Strafe eine Jahresfrist verstattet werden; erscheint er nach Verfluß derselben nicht, so ist die angedrohete Strafe zu vollziehen. — Wenn Ausgetretene binnen der festgesetzten Frist freiwillig zurückkehren, sollen sie zwar mit Confiscation ihres Vermögens verschont werden, sie sind aber so viele Zeit, als

sie sich dem Dienst entzogen haben, länger zu dienen verbunden, und die Dienstzeit ist darnach zu bestimmen: haben sie inzwischen durch einen andern ersetzt werden müssen, so sollen sie bei dem ersten Aushebungsfall in das sie treffende Regiment oder Bataillon inzwischen eingereihet werden. Sollten sie aber wegen erlangter Ansässigkeit oder sonst eintretender Unentbehrlichkeit zum Militärdienst nicht gezogen werden können, so findet zwar Vorstehendes nicht statt, sie sind aber von ihrer Obrigkeit mit einer nach der Zeit ihrer unerlaubten Anwesenheit angemessenen Geldstrafe zu belegen, welche nach dem Statum des Redemtions-Quantums zu 180 fl. zu bemessen, und an die Militärcasse zu liefern ist. — Diejenigen, welche einen Mann des Rekrutenzuges halber ausser Landes zu gehen verleiten, oder ihm wissentlich dazu Vorschub leisten, werden nach Befinden der Umstände bestraft. — Da die Ergänzung der Regimenter und Bataillone in keinem Falle verschoben, und von Zufällen abhängig gemacht werden darf, welches doch öfters geschehen müsse, wenn die Ausgebliebenen nicht gleich bei der Aushebungszeit ersetzt würden, sondern ihre ungewisse Zurückkunft erst abgewartet werden

wollte, oder die Einstellung eines andern Mannes gegen das Redemtions-Quantum, welches doch nur bei Dienstpflichtigen von Vermögen statt haben könnte, den Ersatz geben sollte: und da bei denjenigen, welche kein Vermögen besitzen, oder wo die Einstellung eines andern Mannes gegen das Redemtions-Quantum nicht zu erhalten wäre, an ihre Stelle doch andere aus den Dienstpflichtigen einrücken müssen, wodurch eine offenbare Ungleichheit entstünde; so soll zur Beseitigung aller dieser nachtheiligen Folgen für jeden sich ansässig gemachten Entlassenen, für jeden Desertirten, und für jeden ausgebliebenen Dienstpflichtigen der Ersatz des Mannes an dem vorbestimmten Termin allzeit von dem betheiligten Gerichte oder der Stadt geliefert werden. Die eingehenden Confiscations- und Strafgelder sollen an die Militärcassen abgeliefert, und zur freiwilligen Werbung inländischer nicht dienstpflichtiger Recruten, oder zur Wiederengagirnng ausgedienter verwendet werden, wodurch den betheiligten Familien der allgemeine gleiche Vortheil zugeht, daß bei einer stärkern Anzahl Freiengagirter das Bedürfniß der Landcapitulanten minder wird."

„Alle Partheilichkeit und Bestechung von Seiten der Militär- oder Civil-Behörden sollen auf das schärfste bestraft werden, und die Vorgesetzten sind besonders verpflichtet, auf jede Willkühr und ungleiche Behandlung, die sich bei diesem Geschäft einschleichen könnten, aufmerksam zu seyn.“

„Die Militärpflichtigen bleiben bis zu ihrer wirklichen Einziehung der Gerichtsbarkeit ihrer Civilobrigkeiten unterworfen; sobald sie aber zur Fahne geschworen haben, stehen sie unter dem Regiments- und respectiven Bataillons-Gericht, und treten nur dann erst in ihre vorigen Civilverhältnisse zurück, wenn sie vom Regiment rechtmäßig entlassen sind.“

„Die Ausgedienten sollen in Rücksicht ihrer Ansässigmachung, Verheirathung, Handwerksconcessionen, bei Vertheilung der Culturgründe, wie auch bei Besetzung der gemeinen Aemter vorzüglich begünstigt werden.“

Das Reglement ward zu München am 30sten April erlassen, und hier am 22sten Mai durch das Churfürstlich Fränkische Land-Commissariat bekannt gemacht, auch in dem Regierungsblatt abgedruckt.

Daß man im Allgemeinen nicht sehr damit zufrieden ist, können Sie Sich leicht vorstellen. Machen Sie es, wie Sie wollen, der gemeine Mann ergreift, in der Regel, nie aus Neigung die Muskete. So weit kann eine gute und verständige Regierung es bringen, daß zur Zeit des Angrifs jeder freudig zu den Fahnen eilt: aber schwerlich wird selbst sie dem Landmann die Bildung zum Dienst in der Zeit des Friedens annehmlich machen.

Indeß ist der Grundsatz, die Vertheidigung des Landes seinen Söhnen anzuvertrauen, unstreitig richtig. Die ausländischen Werbungen, so wie sie gewöhnlich betrieben wurden, waren sicher eins der größten moralischen Greuel in unseren Staaten. Nicht blos darin entsprechen diese aus allen verschiedenen Zungen zusammen gesetzten Heere ihrem eigentlichen Zweck gar schlecht, daß man wenig auf die Soldaten zählen konnte, wenn sie nicht gezwungen waren zu stehen, durch sehr gute Officiere und durch klügliche Vermischung mit Eingebornen. Sie waren insonderheit eine Schule der Immoralität jeder Art, ein Sammelplatz von Verbrechern, die nicht selten der öffentlichen Sicherheit gefährlich wurden. Die Krimi=

nal-Akten aller deutschen Länder werden Sie überzeugen, daß die Zahl der Diebe und Räuber in eben dem Verhältniß stieg, als die stehenden Heere mehr Ausländer zählten. Nur sind wenig Jahre verflossen, seit die ausländische Werbung bei uns ganz aufgehört hat, und schon spüren wir die guten Folgen in unserer Kriminal-Justiz.

Auch das scheint mir also, in bester Form Rechtens ausgemacht, daß der Bürger überhaupt genommen zu dieser Vertheidigung verpflichtet sey, und daß der Staat ihn zwingen könne, diese Pflicht unter den Bestimmungen zu erfüllen, welche die Regierung dem gemeinen Besten am zuträglichsten findet. Daß ferner die eigentlich arbeitende Klasse, vorzüglich auf dem Lande, in mehreren Rücksichten zur Uebernehmung des Kriegsdienstes sich vor andern eigne, dürften die andern Stände ebenfalls noch behaupten können, ohne den Vorwurf der Partheilichkeit zu fürchten. Denn es bleibt doch ausgemacht, daß ihre Wirksamkeit dem Staat wenigstens in der Rücksicht wichtiger ist, als sich der Natur der Sache nach, immer eine verhältnißmäßig mehr als hinreichende Zahl unter jenen findet, um den Kriegsdienst versehen zu können.

Aber davon kann ich mich schlechterdings nicht überreden, daß Sie dies Räsonnement, wie richtig es auch seyn mag, für den Betheiligten überzeugend machen werden. Um diesen Zweck zu erreichen, möchten Sie wohl noch Beweggründe hinzufügen, die dem ganzen Lebensplan dieser Klasse von Menschen näher liegen. Der Gegenstand ist von so allgemeinem Interesse, daß Sie mir immerhin erlauben werden, ein wenig darüber zu politisiren.

Erstlich, gestehe ich Ihnen, würde ich mich bedenken, in einer neu erworbenen Provinz die Einrichtung sogleich anzurathen, wo sie vorher nicht statt gefunden hatte. Es kann, es darf dem Regenten nicht gleichgültig seyn, ob er die Stimmung des Volks für sich hat; am allerwenigsten in dem Falle, wovon hier die Rede ist, weil diese neuen Thronen doch erst Festigkeit gewinnen sollen. Und wodurch macht er sich wohl den Haufen eher abwendig, als durch Einführung der Militär-Conscription, wenn die Gemüther nicht wenigstens vorbereitet sind? Ueberdies ist die Einrichtung, in einer gewissen Ausdehnung genommen, im Anfang in der That ungleich härter, als wenn sich schon alles einigermaßen darnach zu-

recht gezogen hat. Welche Zerstörung in den Familienverhältnissen, welche Zerrüttung in dem bürgerlichen Gewerbe entspringt daraus, wenn plötzlich eine nahmhafte Anzahl junger Männer den Fahnen folgen soll, die, seit sie athmeten, nicht an die Möglichkeit einer solchen Lage dachten? Um diese auffallende Härte zu mindern, haben Sie nur zwei Wege entweder Sie müßten das gegebene Gesetz nicht genau befolgen, oder Sie müßten Anfangs eine so geringe Mannzahl fordern, daß sie durch angemessene Bestimmungen für Collisionen den größten Unzuträglichkeiten ausweichen können.

Ich würde das letztere Mittel vorziehen. Ohnehin ist es wünschenswerth, aus mehr als einem Grunde, daß der Staat keine größere stehende Kriegsmacht unterhalte, als er in der That bedarf. Sie werden mir sagen, daß alle Regierungen behaupten, es so zu machen. Darauf läßt sich freilich nichts antworten. Man muß es einem jeden in das Gewissen schieben: wer sich Mühe giebt, seine Ueberzeugung, so viel möglich, richtig zu leiten, ist frei von Verantwortung, und hat seiner Pflicht ein Genüge gethan. Solcher Fälle giebt es freilich nicht viele, wo der gesunde

Menschenverstand so bestimmt entscheidet, als gegen die Deutschen Fürsten, die ihre Landeskinder conscribirten, um sie den Engländern zu verkaufen, gegen die Amerikaner zu fechten. Gewöhnlich wird die Frage von der nothwendigen Stärke der Armee durch Rücksichten bestimmt, worüber der Laye nicht im Stande ist zu urtheilen. Aber das wage ich dennoch zu behaupten, daß es klüglicher gethan sey, die neu erworbene Provinz auch selbst an dieser nothwendigen Stellung nicht gleich vollen Antheil nehmen zu lassen. Man muß andere Mittel finden können, den Ausfall zu decken, indeß nach und nach die Provinz selbst die Zahl vollzählig macht, die ihr zukömmt.

Wissen Sie, worin ich dies Mittel suchen wollte?

In der Hofnung, die mehr oder weniger, jedem gutartigen Menschen, die liebste seines irdischen Lebens ist; in der Aussicht — sich ansässig zu machen.

Hätte der Staat Domänen, nur wie in Schweden, seine Krieger zu belehnen, so würde es keiner künstlichen Veranstaltungen der Art bedürfen. Aber dafür haben in den meisten Deutschen Ländern schon Vorurtheil und Selbstsucht der Fürst=

lichen Räthe gesorgt. Fast nur aus den sogenannten privilegirten Ständen, erhoben sie sich zu selten zu allgemeinen Staatsansichten, um eine Veräußerung oder Benutzung der Domänen anzurathen, wobei zunächst nur die geringere Volksklasse gewonnen hätte. Glauben Sie auch ja nicht, daß ich die Erfüllung meiner weltbürgerlichen Wünsche auf einen so weit aussehenden Plan gründe. Ach nein! ich will Ihnen die Sache viel leichter machen.

Wem wir kein Land geben können, dem geben wir Geld. Das Land wird sich denn schon finden.

Wir nehmen für jede Provinz die Summe zum Maasstab an, die der kleine Landmann braucht, um sich Feuer und Heerd so zu halten, daß man in unserer Provinzialsprache sage — er steht sich gut. Es ist beinahe eins, ob er eine kleine Stelle kauft, und einen Theil des Kaufschillings abbezahlt, oder ob er eine größere miethet, und einen Theil der Pacht vorausbezahlt, oder ob er Vermögen genug erhält, das Meisterrecht zu gewinnen und sich einen kleinen Vorrath von Materialien anzuschaffen. Mit dieser Ausstattung kann er sich die Gefährtin seines Lebens

nach seiner Neigung wählen. Es gilt ihm ungefähr gleich, ob sie ihm eine Mitgabe bringe: gesunde Arme und Wirthschaftlichkeit frommen seiner Haushaltung eben so gut.

Sollten 400 Reichsthaler zu diesem Zweck nicht hinreichen? Sie würden es in Holstein; ich mögte glauben, daß die erste Niederlassung in keiner Provinz Deutschlands kostbarer wäre.

Diese Summe versprechen wir dem Soldaten am Ende seiner Dienstzeit; wir versprechen sie aber nicht blos — wir geben sie auch wirklich. Glauben Sie nicht, daß die Gewißheit durch den Dienst bestimmter Jahre sich ein solches sicheres Auskommen zu verschaffen, hinlängliche Aufmunterung seyn wird, diesen Dienst zu übernehmen? Was bewegte doch sonst auch ob und dann einen guten, fleißigen jungen Burschen in auswärtige Kriegsdienste zu gehen? Was anders — als die Vorspiegelung verschlagener Werber, dieser Kriegsdienst verschaffe ihm die Mittel sich ansässig zu machen, die er in seinem Vaterlande nicht hatte. Ich rede hier mit vollkommner Sachkenntniß. Die ausländische Werbung war mir aus mehreren Gründen so interessant, daß ich mich mit dem Verfahren genau bekannt machte.

Wollen Sie noch einen Beweis, so finden Sie ihn in der Stellvertretung. Allenthalben, wo es zuläßig ist, sich durch einen andern tauglichen Soldaten repräsentiren zu lassen, giebt es freie, nicht verpflichtete Leute, die mit Freuden den Dienst übernehmen. Der Preis ist freilich verschieden; entspricht er ungefähr dem, was dazu gehört, um nach vollendetem Dienst „sein eigen zu werden?"

Aber woher nehmen wir das Geld?

Lassen Sie den Churfürsten für die Fürstenthümer in Franken, wie Würzburg und Bamberg jetzt in der Kanzleisprache heißen — das ist auf eine Volksmenge von etwa 500000 Menschen — ein stehendes Heer von 6000 Mann halten. Dies wird ja um so eher hinreichend seyn, da jetzt nur zwei Regimenter aus diesen Ländern recrutirt werden. Indeß kann uns die wirkliche Zahl ziemlich gleichgültig seyn, weil wir nur allgemeine Ueberschläge machen. Nur darum müßten wir uns ein Maximum setzen, damit nicht die Forderungen unsere Mittel offenbar übersteigen. Wären in den Fürstenthümern noch überall keine eingeborne Soldaten, so könnte man freilich nicht auf einmal 6000 Mann den Gewer-

ben entziehen, ohne eine gewaltsame Störung zu verursachen. Allein dies ist jetzt in keinem grössseren Deutschen Lande mehr der Fall. Ist also schon ein Stamm da, so kann man ihn leicht durch die Aushebung eines Jahres, auch wohl zweier, erhöhen. Solche Abweichungen von dem gewöhnlichen Gange gleichen sich von selbst wieder aus, wenn die Regierung durch zweckmäßige Veranstaltungen der Gewerbsamkeit nur überhaupt nachhilft.

Eigentlich haben wir es hier auch nur mit dem jährlichen Nachschuß zu thun.

Das Churfürstliche Reglement setzt die Dienstzeit auf zehn Jahre, also den jährlichen Nachschuß nur auf ein Zehntheil. Dieser Zeitraum dürfte etwas lang seyn; er setzt die Heirathen zu weit hinaus. Wir wollen ihn lieber auf acht Jahre beschränken. Dann hätten wir einen jährlichen Abgang von 750 Mann. Lassen Sie uns lieber 800 Mann nehmen. Es trift sich ja wohl, daß jemand vor Ablauf der Dienstzeit zum ferneren Dienst untauglich wird. Auf die Verstorbenen kömmt es nicht an. Sie werden zwar gleich ersetzt aus den Reserven, aber sie gehen auch auf unserer Liste aus. In den ersten Jahren der neuen

Einrichtung möchte der Abgang vielleicht größer seyn, weil die Capitulationszeit der jetzt geworbenen ungleich abläuft. Allein dafür läßt sich leicht sorgen, indem man Einzelne dahin bringt, ihre Dienstzeit noch um ein oder zwei Jahre zu verlängern, wie die Herstellung der festen Ordnung es heischt. Dergleichen Veranstaltungen gehören zu außerordentlichen Staats-Ausgaben, die nie in die Berechnung kommen.

Die Summe, die wir jährlich brauchen, ist also nicht größer als 320000 Rthl.

Wer soll sie hergeben, als die Eximirten? Nichts in der Welt ist natürlicher, nichts billiger. Der gesunde Menschenverstand will, daß ich die Mittel hergebe, meinen Heerd zu vertheidigen, wenn ich selbst nicht abwesend seyn will.

Aber nur diejenigen Eximirten sollen dazu beitragen, die Grund und Boden besitzen, oder ein bürgerliches Gewerbe treiben, das sich mit dem Soldatendienst nicht verträgt. Die einzelnen, welche das Gesetz von Uebernehmung des Dienstes aus besonderen Ursachen, die sich immer auf Collisionen beziehen, befreiet, ob sie gleich an sich pflichtig wären, werden nicht mit zugezogen. Auch Staatsbeamte nicht, weil sie dem

Staat auf andere Weisen dienen. In diesem Fall befinden sich Geistliche und Schullehrer mit ihren Familien. Eben so ist es mit allen jenen ökonomischen Beamten in Städten und auf dem Lande, die auf verschiedene Weise zu dem gemeinen Besten beitragen.

Was sagen Sie nun zu meinem Gesetzvorschlag?

Wie ganz anders, als alle bisherige Conscriptions-Edikte würde dieses sich ausnehmen, wenn der Regent einfach, aber mit eben so viel Würde als Wahrheit sagte:

„Das Land braucht zu seiner Vertheidigung „gegen äußere Feinde jährlich 800 Soldaten. „Es sollen junge Leute seyn, wo möglich unver„heirathet, von 18 bis 26 Jahren."

„Nur wer dem Staat sonst dient, oder den „Wissenschaften und Künsten lebt, oder zur Mi„litärsteuer angesetzt ist, wird nicht zugezogen. „Alle andere Unterthanen haben gleiche Ver„pflichtung an sich. Die näheren Abstufungen, „wie einer vor dem andern geht, bestimmt das „Gesetz, je nachdem die persönliche Gegenwart „für das Hauswesen mehr oder weniger wichtig „scheint."

„Jeder Soldat dient acht Jahre lang. Sobald er gehörig in den Waffen geübt ist, soll, „so weit die Umstände es gestatten, jährlich eine „bedeutende Anzahl Urlaub erhalten und nur verpflichtet seyn, sich zu den Musterungen und „Kriegsübungen zu stellen. Nach Verlauf der „acht Jahre erhält jeder Soldat mit seinem Abschied eine Summe von 400 Rthl. baar ausbezahlt zu seiner Niederlassung. Diese Summe „bezahlen die Besitzer adlicher oder anderer Freigüter, Kaufleute und Fabrikanten nach billigem, „möglichst gleichem Verhältniß, unter der Benennung der Militärsteuer, weil sie den persönlichen Kriegsdienst nicht übernehmen."

Sagen Sie mir nur nichts von einem bloßen frommen Traum! Wenn dem auch so wäre, so bitte ich Sie mit Cicero — wecken Sie mich nicht! Lassen Sie mich hinüber schlummern in jene Welt, mit der süßen Hofnung, die bürgerliche Gesellschaft werde auch in diesem wichtigen Punkt eine wesentliche Verbesserung erfahren!

XI.

Würzburg, den 11. Juli 1804.

Ich kann das Baiersche Reglement noch nicht verlassen. Je sichtbarer die Bemühung der Regierung ist, es gut zu machen: je bestimmter scheint mir der Beruf zu bescheidener Kritik. Niemand hat mich aufgefordert. Es kann mir also diesmal wenigstens mit meiner unglücklichen Aufrichtigkeit nicht gehen, wie bei unserm Freunde J... in Leipzig. Erinnern Sie Sich noch, wie er mich so dringend bat, eine Vorrede zu einem Band von Gedichten zu beurtheilen; wie ich endlich, nichts Böses ahndend, trotz Ihrem Husten und Räuspern, mit raschem Tadel fortschritt — bis mir auf der letzten Seite des Verfassers großgedruckter Nahme die Zunge lähmte. Nein! seitdem habe ich es verschworen, eine Schrift jemals anders, als namenlos zu kritisiren; aufgefordert, habe ich mich immer entschuldigt. Aber bei einer

Verordnung ist der Fall anders. Hier, wo keine Nebenabsicht denkbar ist, und wo keine Aufforderung mir Zwang auflegt, darf ich meine Meinung frei sagen, ohne zu fürchten, selbst dem Concipienten zu mißfallen, wenn er auch die Kritik lesen sollte.

Daß die gesammte waffenfähige Mannschaft zwischen 16 und 40 Jahre conscribirt ist, bezieht sich wahrscheinlich nur auf die erste Ergänzung. Darüber darf ich mir kein Urtheil erlauben, weil alles auf das Bedürfniß ankömmt. Aber allgemein die Sache betrachtet, scheint das 16te Jahr wohl zu zeitig. Nur selten ist der Wuchs dann vollendet; noch weniger der Körper zur Ausdauer von Beschwerden gebildet. Es müßte ein höchst dringendes Bedürfniß seyn, was den 16jährigen Soldaten ins Feld riefe. Umgekehrt ist das 40ste Lebensjahr doch sicher zu weit schon vorgerückt, um dann erst den Dienst anzufangen. Wer in diesem Alter zuerst unter das Gewehr treten soll, wird aus seiner ganzen Lebensweise herausgerissen. Nach zehnjährigem Dienst ist es ihm unmöglich, sie wieder anzufangen. Man wird sagen, das Reglement lasse hinlänglichen Spielraum durch die vielen Ausnahmen. Aber warum nicht lieber

das Gesetz so abfassen, daß es nicht so häufiger Ausnahmen bedarf? Mich dünkt, die Regel ist einfach: niemand tritt den Kriegsstand später an, als daß er, nach vollendetem Dienst, nach dem gewöhnlichen Gange, noch sich häuslich niederlassen kann. Also möchte wohl das 30ste oder 32ste Jahr der längste Termin seyn. Nothfälle sind freilich ausgenommen, aber auf diese nimmt das vorliegende Gesetz eigentlich nicht Rücksicht. Dies kann auch nicht füglich geschehen. Noth kennt kein Gebot — ist ein wahres und weises Wort. Dann kömmt alles auf die Klugheit der Verwaltung an. Sie nimmt ihre Maasregeln für den Augenblick nach den Umständen, die sich nicht vorher berechnen lassen.

Ohne Zweifel ist die Dienstzeit auf zehn Jahre bestimmt, um den jährlichen Nachschuß desto geringer zu machen. Aber darunter scheinen höhere Zwecke zu leiden. Vorzüglich, wenn man lieber unverheirathete Soldaten haben will, sollte man die Niederlassung nicht so weit hinaussetzen. Ueberdies bereiten Sie Sich auf den Fall des Krieges immer eine größere Anzahl schon geübter Soldaten vor, wenn Sie die Dienstzeit abkürzen. Für die innere Vertheidigung des Landes ist dies von

großer Wichtigkeit. Und während des Krieges erhalten ja die noch dienenden Soldaten ohnehin nicht ihren Abschied, wenn auch ihre Dienstzeit abgelaufen wäre. Diese Maasregel der Verwaltung gehört zu denen von der einleuchtendsten Nothwendigkeit.

Mehrere von den zugelassenen Ausnahmen scheinen mit dem Grundsatz der möglichsten Gleichheit der Verpflichtung nicht recht zu bestehen. Warum soll der 18jährige einzige Sohn eines kleinen Landbesitzers zwischen 40 und 50 Jahren übergangen werden? Warum der Bürger ohne Unterschied? warum jeder, der ein Haus besitzt, auch das kleinste? Zu welchem Unterschleif, zu welchen Mißbräuchen giebt diese Vergünstigung Anlaß? Welchen Begrif muß sich das Volk von dem Grund der Verpflichtung zum Militärdienst machen, wenn es auf solche Ausnahmen stößt? Glauben Sie mir, diese Bemerkung entgeht der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht. Man verfällt nur zu leicht auf den Argwohn, als sey nur Armuth, nur Geringschätzung, nur Hülflosigkeit der Beruf zum Soldatenstande.

Dagegen ist die Stellvertretung allgemein untersagt. Man will, heißt es, nicht, daß

nur der Aermere zugezogen werden solle, und man befreiet fast jeden, der für sich etwas besitzt. Gesetzt auch, es wäre hauptsächlich auf die Söhne der Haus- und Landbesitzer abgesehen, so öfnet das Gesetz, so wie es vorliegt, einem jeden Vater einen gebahnten Ausweg. Er braucht seinem Sohn nur die unbedeutendste Besitzung zu kaufen — und er befreiet ihn ohne weiteres. Wie viel besser in jeder Rücksicht, die Stellvertretung allgemein zuzulassen, und dann die Ausnahmen bedeutend zu beschränken. Diese können dann auf wenige Klassen zurückgebracht werden; anderweitiger Dienst des Staats; Befreiung wegen anderweitiger größerer Leistungen; Befreiung wegen Hülflosigkeit. Ueber die erste wird niemand klagen; auch nicht über die dritte, wenn anders nur die Ausübung dem Sinn des Gesetzes entspricht. Die zweite mus man dem gemeinen Mann auf irgend eine Art einleuchtend machen, wenn die Conscription je populär werden soll. Dagegen fällt der Befreiungsgrund weg, der das häufigste Mißvergnügen erregt: Reichthum und größeres Ansehen in derselben Volksklasse. Auf der andederen Seite haben Sie wieder die Härte, die in einzelnen Fällen für den begüterten Familienva-

ter daraus entstehen würde, daß er seinen Sohn um keinen Preis befreien könnte, indem Sie ihm erlauben, ihn durch einen andern vertreten zu lassen. Der große Hofbesitzer muß wissen, daß er, so gut, wie der kleinste Köthner, dienstpflichtig ist, vermöge seiner Beschäftigung. Aber warum mag er nicht sich dieser Pflicht durch einen andern entledigen, wenn es ohne Nachtheil für den Staat geschehen kann und zu seinem ungleich größeren Gewinn? Darüber wird auch niemand murren, sobald nur die Begünstigung jedem zusteht, der Gebrauch davon machen kann. Nur muß sich der Stellende allen Bedingungen unterwerfen, die man ihm vorschreibt, damit der Dienst oder seine Mitpflichtigen auf keinen Fall durch seine Uebergehung leiden. Er darf nur Eingeborne von den bestimmten Jahren stellen. Wird sein Stellvertreter selbst gesetzmäßig berufen, um seine eigene Verbindlichkeit zu erfüllen, so muß er auf die noch übrige Dienstzeit einen andern stellen. Aber dieser neue Stellvertreter muß so lange beständig unter den Waffen bleiben, bis er die vorgeschriebenen Waffenübungen vollkommen inne hat. Sonst verlöre der Staat einen schon geübten Soldaten, auf den er im Fall der inneren Vertheidigung rech=

nen muß, auch nach Ablauf der gewöhnlichen Dienstzeit.

Dann finde ich es äußerst bedenklich, daß in diesem Gesetz der Obrigkeit eine so große Willkühr gelassen ist, bei der Wahl unter mehreren Verpflichteten. Wir wollen annehmen, alle Obrigkeiten wären so auserlesene Menschen, daß sie bei der Ausübung dieses Rechts, sich nicht der mindesten Partheilichkeit schuldig machten, nicht einmal einer Unvorsichtigkeit. Aber können sie nicht hintergangen werden? Und wie, in aller Welt, wollen sie es vermeiden, daß nicht jeder Mißvergnügte über sie schreiet, ihnen Leichtsinn, oder selbst die niedrigsten Rücksichten beimißt, weil blos ihr Gutfinden es ist, was ihn unbilliger Weise zurücksetzt? Das Gesetz muß nicht den Einen zu großer Versuchung aussetzen, und dem Andern so scheinbaren Grund zu Klagen an die Hand geben. Was hilft es, daß man sich bei den höheren Behörden beschweren kann? Die aushebende Obrigkeit schützt sich, das Gesetz in der Hand, indem sie behauptet, nach ihrer besten Ueberzeugung gehandelt zu haben. Wie wollen Sie mit ihr richten?

Nein! Sie müssen möglichst bestimmte Vorschriften geben, in welcher Ordnung von mehreren Dienstpflichtigen der eine dem andern vorgehen soll. Diese Vorschriften werden sich allerdings nach dem Grundsatz der höheren oder geringeren Brauchbarkeit des auszuhebenden für sein oder seiner Eltern Hauswesen richten. Aber sie müssen so scharf bezeichnet seyn, so deutlich ausgedruckt, daß der, welcher das Gesetz anwenden soll, nur die Thatsache zu untersuchen braucht. So beugen Sie allen gegründeten Klagen möglichst vor. Geben Sie dann noch dazu dem vermeintlich Vervortheilten die Befugniß sich zu beschweren, oder in seltenen Fällen eine Noth, die außer den nie ganz speziellen Rücksichten des Gesetzes liegt, dem Regenten selbst vorzutragen — so haben Sie ungefähr alles erfüllt, was man mit Billigkeit fordern kann.

Eben so unzufrieden bin ich mit den unbestimmten Strafen, die an mehreren Stellen angedrohet werden. Diese Unbestimmtheit kann auf der einen Seite zu dem ungerechtesten Druck gemißbraucht werden: auf der andern vereitelt sie größtentheils den Zweck der Drohung, weil

sie keine hinlänglichen Beweggründe an die Hand giebt. Auf jeden Fall entsteht daraus eine Ungleichheit in der Anwendung des Gesetzes, die dem Ansehen der Gesetze schadet, die Verwaltung scheinbarem, oft auch gegründetem Tadel aussetzt. Warum nicht wenigstens die Art der Strafe bestimmen, nicht den niedrigsten und den höchsten Grad, wenn wir auch zwischen beiden dem Richter billig Spielraum lassen, auf die besonderen Umstände Rücksicht zu nehmen, welche die Schuld mindern oder erschweren?

An einer Stelle ist die Verlängerung des Dienstes als Strafe angedrohet. Dies scheint mir ein schlimmer Mißgriff zu seyn. Daß der Ausgetretene den nicht geleisteten Dienst nachhole ist billig, ist nichts weiter, als die Erfüllung der obliegenden Pflicht. Es ist, wenn ich so sagen darf, der Schadensersatz, den sein Vergehen mit sich bringt. Aber zur Strafe muß er nun nicht länger dienen. Strafen Sie ihn, nach vollendetem Dienst, auf jede andere Art: um Gotteswillen nicht auf diese. Was soll der gemeine Mann von dem Dienst denken, wenn der Gesetzgeber selbst ihn auch nur in einem einzigen

Falle als Strafe ansieht? Glauben Sie ja nicht, daß dergleichen Bemerkungen dem Volk entgehen: wir übersehen ihren Einfluß nur zu oft, weil wir bei weitem nicht auf den gesunden Menschenverstand rechnen, was wir sollten. Man klagt häufiger über die Unwirksamkeit der Gesetze, als man sich bemüht, den Ursachen nachzuspüren.

Darf ich auch noch der Sprache erwähnen? Sie ist im Ganzen sehr gut: anständig, deutlich, bestimmt, kurz. Mich dünkt das Preußische allgemeine Landrecht macht hierin Epoche. Seitdem haben mehrere Regierungen in ihren Gesetzen sich eines besseren Vortrags beflissen. Zu diesen gehört auch die Baiersche. Was ich, in den letzteren Jahren zumal, von baierschen Verordnungen gelesen habe, zeichnet sich fast durchgehends vortheilhaft aus. Aber desto eher fallen uns auch jetzt Verstoße auf. Was sagen Sie zu dem Gebrauch der Ausdrücke Individuen und Kathogerie? Sie dürften in der Gesetzsprache überhaupt nicht das Bürgerrecht haben; am wenigsten aber möchte ich sie in einem Gesetz über die Con-

scription aufnehmen, was, seiner Bestimmung nach in die Hände des Volks kömmt, was allgemein gelesen, von Wort zu Wort leicht verstanden werden soll.

XII.

Augsburg, den 13. Juli 1804.

Aus Würzburg geht der Weg nach Anspach an dem rechten Maynufer immer zwischen Weinbergen fort. Sie sehen den Fluß nicht: zu beiden Seiten sind mäßige Anhöhen. Man kömmt durch Randosaker 1 St., und Eubelstadt 2 St. Jenseits des Mayns bleibt Heydingsfeldt liegen, schräg über Randosaker. Hinter Eubelstadt kömmt ein Stück von dem Limburg-Speckfeldschen Gebiet. Hier liegt der Marktflecken Sommershausen 3 St. von Würzburg. Dann kommen Sie wieder in das Würzburgische, durch Klein-Ochsenfurth, und bald nachher über eine große Brücke über den Mayn, nach dem Städtchen Ochsenfurth, wo man Pferde wechselt.

Nun geht es eine Anhöhe heran, immer in einer hohen, fruchtbaren Gegend. Den Mayn

sieht man nicht mehr: er bleibt ganz hinterwärts. Eine halbe Stunde von Ochsenfurth geht bei einer Brücke das Anspachsche an. Der Weg ist Chaussee, der Boden sehr gut. Man kömmt durch Ober-Igelsheim $2\frac{1}{2}$ St., Gallhofen 5 St. Das Limburg-Rechternsche und Löwenstein-Wertheimsche Gebiet durchschneiden das Anspachsche. **Uffenheim** 6 Stunden von Ochsenfurth, ist wieder Anspachisch. In diesem Städtchen ist die Poststation. In Uffenheim wird viele Töpferarbeit gemacht. Doch ist der Thon am vorzüglichsten zu **Löhr**, vier Stunden von Würzburg nach der Seite von Frankfurt. Man verführt ihn von dort auf den Mayn herab, und verarbeitet ihn dann in Würzburg und den benachbarten Städten.

Von Uffenheim geht der Weg nach Anspach sonst über Windsheim und Oberzenn: man kann aber auch den Weg in einer Station machen. Wir zogen das letztere vor, minder weil der Weg eine Viertelmeile kürzer ist, als um das öftere Umspannen zu vermeiden. Es sind neun Stunden treffliche Chaussee, mit Fruchtbäumen besetzt. Alle halbe Stunden treffen Sie steinerne Bänke,

als Meilenzeiger, mit Anweisung der Entfernung nach beiden Stationen.

Man kömmt durch Brudelshofen 1 St., Pfaffenhofen $1\frac{1}{2}$ St., Mark-Bürgl 4 St., Ober-Bachstatten 5 St., Greifenbach $6\frac{1}{2}$ St., Eschbach, ein Weiler, 7 St., Lehrberg $7\frac{1}{4}$ St., Neusis $8\frac{3}{4}$ St. Hinter Mark-Bürgl geht es eine Viertelstunde lang einen bedeutenden Berg hinan: dann fahren Sie eine Stunde im Walde. Das Holz ist bald weiter, bald dichter: Aussichten sind nirgends, nur rückwärts auf die hohe Gegend bei Mark-Bürgl. Wo der Wald aufhört haben Sie eine ziemlich weite Gegend vor sich: hie und da Waldstrecken, sonst sehr fruchtbare Felder. Der Weg geht nun allmählig herab. Von Lehrberg aus führt eine schöne Allee von Pappeln bis dicht vor die Stadt. Sie macht schon von weitem einen schönen Gesichtspunkt am Ende der Allee. Zur Linken sehen Sie an einer Höhe wieder Wein. Felder und Vieh haben ein sehr gutes Ansehen. Man findet viel scheckiges Vieh nach Schweizer Art. Diese Impfung verdankt das Land noch dem vorigen Markgrafen. In den Dörfern fielen uns die Bauerhäuser vortheilhaft auf: wir hatten sie lan-

ge nicht so gut gesehen. Die Dächer sind fast alle von Ziegeln: aber in andern Formen, als bei uns, von kleineren und flacheren Steinen.

Anspach ist eine schön gebauete, freundliche Stadt. Besonders in den Vorstädten oder dicht vor der Stadt sind die Gassen lang und luftig. Vor dem Thor, aus dem man nach Augsburg fährt, hat ein Mann auf Speculation eine ganze große Straße gebauet: aber nach dem unerwartet schnellen Regierungsabtritt des letzten Markgrafen, mag er seine Rechnung schwerlich dabei finden. Doch ist jetzt wieder ein kleiner Hof hier. Der Prinz von Solms-Braunfels und seine Gemahlin, die Schwester der Königin von Preußen, zuerst an des Königs verstorbenen Bruder verheirathet, bewohnen die obere Etage des Schlosses. Die mittlere bleibt immer leer für den König, der sehr gerne hier seyn soll.

Das Schloß ist von mittlerer Größe, aber gut gebauet und bequem eingerichtet. Der große Garten, ward seitdem der Markgraf das Land abtrat, völlig in einen englischen Garten umgeschaffen. Die Anlage gehört zu den vorzüglichsten in Deutschland. Alles ist in einem großen, erhabenen Geschmack: große Gänge, treffliche

Plätze, geschickte Benutzung des Wassers. Verschiedene Kabinette zeichnen sich aus durch die einfache, aber gefällige Idee. So ein Lusthaus von Bork gedeckt, das Dach von Bäumen getragen. Die Orangerie ist sehr reich; auch hat der Garten vorzügliches Obst. Durch den Garten geht ein lieblicher Fußsteig nach dem nächsten Dorf. Er ist eigentlich ganz offen und verliert sich in das Feld. Dennoch klagte man nicht über Entwendungen.

Zur Linken vor der Stadt liegt eine große Caserne, ein prächtiges dauerhaftes Gebände an der Rezath. Dieser Fluß entspringt von den Bergen bei Bürgl, vereinigt sich nachher mit der Roth, und fließt dann mit dieser in die Rednitz, die oberhalb Bamberg in den Mayn fällt. Bei der Stadt nimmt die Rezath noch einen andern kleineren Fluß auf, der von der rechten Seite kömmt, und die Stadt in einer Krümmung umgiebt.

Die Gegend ist angenehm; der Boden sehr fruchtbar; die Luft gesund. Zwar soll die Stadt an Lebhaftigkeit verloren haben: aber sie gewährt noch immer mannigfaltige Unterhaltung. Die obersten Collegien haben hier stets ihren Sitz be-

halten. Während des französischen Revolutionskriegs hatte die Stadt auch große Vortheile von manchen vermögenden Emigranten, die hier in den letzteren Jahren friedlich wohnten.

Für die Preußische Monarchie sind die Fränkischen Fürstenthümer eine sehr bedeutende Erwerbung. Daher bemühte Friedrich II. sich vorzüglich bei dem Frieden zu Teschen den Rückfall an die Krone zu sichern. Nachher begünstigten die Zeitumstände sogar die frühere Besitznehmung. Der letzte Markgraf, dem sein Lady Craven ohnehin lieber ist, als sein Land, ward sehr leicht vermocht, die Regierung noch bei seinem Leben abzutreten, um seiner Neigung ganz unbeschränkt folgen zu können.

Diese Fürstenthümer hatten zu Ende des vorigen Jahres eine Bevölkerung von 485000 Menschen: Anspach 250000 und Baireuth 235000. Ueberdies betrug das Militär zusammen 7000 Menschen. Beide Länder sind verhältnißmäßig stark bevölkert und wohlhabend. Baireuth ist gebirgigt: es ist reich an romantischen Situationen. Bekanntlich liegt in diesem Lande der Fichtelberg, dessen drei Spitzen Schneeberg, Ochsenkopf und Farrenleite höher als alle Gebirge in

Sachsen und Thüringen sind, namentlich über 400 Fuß höher als der Brocken.

Einige Einrichtungen haben beide Fürstenthümer noch gemeinschaftlich. So ist zu Schwabach, drei Meilen seitwärts von Anspach zur Linken, das Zuchthaus und Irrenhaus. Sie wissen, daß ich mich immer nach Anstalten der Art erkundige: in dieser, versicherte man mich, würde ich nichts Ausgezeichnetes sehen.

Mit diesem Lande hat der König von Preußen zugleich mancherlei wichtige Ansprüche geerbt, auf benachbarte Reichslande, insonderheit auf das Gebiet der Reichsstadt Nürnberg. Daß diese Ansprüche auf Landeshoheit — denn das ist bei allem das endliche Ziel — nach dem Sinn der deutschen Verfassung vollkommen rechtmäßig sind, ist wohl eben so ausgemacht, als daß die Städte, und Fürsten und Herren und Grafen — ihre Anmaßungen seit undenklichen Jahren in ruhigem Besitz haben. Allein wohl ihnen, daß ich nicht Richter bin. Da ich keinen Besitzstand gegen die Landeshoheit gelten lasse, keine Verjährung gegen das gemeine Wohl des Staats — so würde ich gegen sie allzumal erkennen — versteht

sich mit Vorbehalt der rechtlichen und billigen Entschädigung wegen des nutzbaren Eigenthums.

Aber das sind denn Prozesse von ganz eigener Art. Sie werden nicht durch Rechtsgründe entschieden, sondern in den Cabinettern. So muste Preußen vor Jahren seine Schritte gegen Nürnberg zurücknehmen. Hingegen jetzt ist man mit der Reichsritterschaft in Franken völlig fertig. Sie haben sich alle mit Freuden submittirt. Folgsam der Stimme der Vernunft, benutzten sie die Gelegenheit, sich bessere Bedingungen zu bewirken, indem sie mit guter Art gaben, was man ihnen später unbedingt genommen hätte. Denn früher oder später musten alle diese Ueberreste der Anarchie des Mittelalters des deutschen Reichs dennoch verschwinden. Bei einem zweiten — wer weiß wie nahen — Deputations-Receß werde ich alle diese kleinen Landesherren den grössern Staaten untergeordnet sehen, und nicht mehr über die Lilliputischen Justiz-, Polizei-, Kameral-, Wage-Anstalten zu seufzen haben!

Sonst waren auch die Verhältnisse mit der Oberpfalz wunderbar gemischt. Die Grenzen beider Länder waren hie und da durchschnitten: beide Fürsten hatten Hoheitsrechte über Strecken

von bedeutendem Umfang in des Nachbarn Lande. Jetzt sind alle diese Differenzen ausgeglichen. Natürlich behauptet jeder Theil bei dem Vergleich gesiegt zu haben. Ich müste glauben, der Gewinn der Ründung wäre für beide so groß, daß es auf eine Spanne Landes mehr oder weniger überall nicht ankömmt.

Nach diesem Vergleich wird die Berechnung des Areals vielleicht einige Abänderung leiden. Man schätzt beide Herzogthümer auf 130 Q. M., ich halte aber diese Angabe für bei weitem zu geringe.

So viel ich weiß hat man bisher keine genaue Charten über die Fränkischen Fürsteuthümer. Jetzt habe ich eine neue, sehr vorzügliche bei dem Kriegsrath Langé gesehen. Ich machte seine Bekanntschaft in Rastadt, und freuete mich, sie hier zu erneuern. Er ist der Verfasser der bei Schöll gedruckten statistischen Tabellen, über die deutschen Staaten, die noch immer zu den schätzbarsten Beiträgen zur Landeskunde gehören *).

*) Dieser wackre und thätige Beamte starb einige Jahre nachher in seinem besten Alter, gebeugt, ohne Zweifel, durch häusliche Trauer, wie sie selten einen Mann trifft. Er verlor in kurzer Zeit drei Frauen,

Von diesem, sehr unterrichteten, Geschäftsmann erhielt ich noch manche Belehrung über meine fernere Reise nach Baiern. Sie ist mir desto wichtiger, weil ich diese Gegend nur aus der Erdbeschreibung kenne.

Er rieth mir über Oettingen nach Augsburg zu gehen. Der Weg ist zwar eine Meile weiter als über Dünkelsspühl; aber er soll viel besser seyn. In Nördlingen treffen nachher beide wieder zusammen.

Bis Oettingen hatten wir acht Meilen, oder vier Posten. Schon von Eisenach fängt diese Berechnung des Weges nach Posten an, jede Post von zwei Meilen oder vier Stunden für Fußgänger. So haben Sie auch drei viertel, halbe, viertel Posten, und zwei und drittehalb Posten. Längere Stationen sind mir nie vorgekommen.

Hinter Anspach kommen Sie die Höhe hinan durch eine Allee nach Tesmansdorf ½ St., die hohe Fichte, ein Wirthshaus 1½ St., Tries-

jede in dem ersten Wochenbett. Man sah es ihm an, wie er gegen die Erinnerung kämpfte; desto inniger muste die Theilnahme an seinem Schmerz seyn.

dorf 3 St., Merkendorf $3\frac{1}{2}$ St., Stadeln 4 St., Neuen Muhr $4\frac{1}{4}$ St., Laubenzetiel 5 St., Schlangenhoff ein weit auseinander liegender Weiler $5\frac{3}{4}$ St., Gunzenhausen 6 Stunden.

Bis Triesdorf wechseln immer kleine Hügel und Alleen von Fichten und Pappeln. Bei Triesdorf ist ein großer Park mit Englischen Anlagen und beträchtlichen Pflanzungen von Obstbäumen. Hier hört die Chaussee auf: der Weg wird steinig und uneben. Die Gegend ist fortdauernd schön, wenn gleich ohne weite Aussichten. Bei Muhr nehmen wir zur Linken einen Umweg, fast von einer Stunde, um das Wasser zu vermeiden, das sonst vor Gunzenhausen sehr schlimm seyn soll. Zur Rechten ist der Altmühler Grund, ein anfangs schmales Thal, durch welches sich der Fluß windet, meist mit Waldung umgeben. Die Altmühl entspringt 14 Stunden von Gunzenhausen in dem Burgbernheimer Wald etwas unterhalb Mark-Bürgl. Sie fließt dann, vor Gunzenhausen vorbei nach Eichstädt; von dort, mit vielen Krümmungen der Donau zu, die sie etwas vor Regensburg aufnimmt. Der Altmühler Grund erweitert sich nachher gegen Gunzenhausen

zu. Es sind meistens treffliche Wiesen, mit Waldung vermischt. In der Nähe des Städtchens liegt das Schloß Spielberg sehr schön auf einer waldigten Höhe.

In Gunzenhausen wechselten wir Pferde. Bis Oettingen ist auch eine Station von sechs Stunden. Man kömmt durch Garzheim 2 St., Ostheim 3 St., Westheim 3½ St. Mit Ausnahme eines kleinen Bezirks um Garzheim, der zu Oettingen-Spielberg gehört, geht das Anspachische noch ganz bis Oettingen. Der Weg ist wieder meist Chaussee; doch ist er bei Westheim sehr schlecht. Die Gegend ist hügelig, aber fruchtbar; die Aussicht zum Theil reizend. Zur Linken schimmert noch hie und da die Altmühl im Grunde; zur Linken sieht man, wenn Oettingen näher kömmt, die Werniz. Sie entspringt im Hohenloischen, und fließt, vor Oettingen vorbei, in die Donau bei Donauwörth.

Das Städtchen Oettingen hat ein Fürstliches Residenzschloß. Auf dem Wege nach Nördlingen fährt man gerade vorbey; es scheint nicht sehr beträchtlich zu seyn.

Die zwei Meilen bis Nördlingen gehen immer durch das Oettingische Gebiet. Erst eine

starke Viertelmeile vor Nördlingen fängt das Gebiet dieser ehemaligen freien Reichsstadt an. Das Land ist fruchtbar und sehr angebauet. Man kömmt durch Pfefflingen $1\frac{1}{2}$ St., Lipsingen $2\frac{1}{4}$ St. Bei Lipsingen kömmt der Figer von Bopfingen her, und fließt der Wernitz und mit ihr der Donau zu. Wallerstein lassen Sie eine halbe Stunde vor Nördlingen rechts liegen. Es ist ein altes Bergschloß; aber im Thal liegt das neue, schön gebauete Fürstliche Residenzschloß, das denselben Nahmen hat. Gegend und Boden sind, wie vorhin. Gegen Nördlingen zu wird das Land bergigter.

Es war am Galgenberg diesseits der Stadt, wo die große Schlacht im Schwedenkriege stand. Weiterhin ebenfalls von dieser Seite, aber der Stadt zur Linken und nach Donauwörth hin, streckt sich der große Schellenberg. Hier und nach Höchstädt zu, vier Stunden weit von Nördlingen nach der Donau, war das Schlachtfeld, das im Jahre 1704 so berühmt ward. Von der zweiten Schlacht, in welcher die Franzosen in dem letzten Kriege, auf eben diesen Platz siegten, wußte man in dieser Gegend nichts. Wahrscheinlich muß das Schlachtfeld nicht dasselbe gewesen seyn.

Denn so lebhaft ist doch wohl nicht mehr die achtzigjährige Rückerinnerung, daß sie das frischere Andenken unterdrücken könnte?

Das berühmte Nördlingen ist jetzt eine mäßige Stadt, von 400 Häusern und 4 bis 5000 Menschen. Wenn Sie auch nur durchreisen, müssen Sie nicht versäumen, die Kirchen zu sehen. Die große Kirche, merkwürdig durch ihre gothische Bauart, hat ein treffliches Altarstück von Albert Dürer: die Abnehmung Christus vom Kreuz. Man hält es sorgfältig verschlossen. Darüber ist das Fußwaschen von Michael Haak, einem sehr geschätzten Maler von Nördlingen. An den beiden Pfeilern sehen Sie ein Ecce homo und eine Copie eines Dürerschen Gemähldes von Eifelen, auch einem Nördlinger Meister. Außerdem sind hier noch einige treffliche Stücke von Schönefeld aus Augsburg. Besonders ist mir im Chor ein: Adam wo bist du? aufgefallen. In dem Gesicht des Jehova liegt ein Ausdruck von unbeschreiblicher Würde. Am Altar ist ein Christus am Kreuz, im Jahre 1546 aus Rom gekommen: ein unvergleichliches Stück. Die beiden anderen Figuren, wiewohl auch sehr gut, kommen doch dieser nicht gleich.

Sie finden auch noch viele historische Denkmähler in dieser Kirche: Gemählde, Wappen, Epitaphien derer, die in der Schlacht fielen. Unter ihnen war auch ein Ranzau, als Holländischer General. Vielleicht ist dies Andenken aus der Schlacht bei Höchstädt. Damals kämpften unsere Truppen mit als Hülfscorps. Der große Marlborough gab ihrem Verhalten noch ein so auszeichnendes Lob.

Noch mehr Denkmähler der Art enthält die Bertolds-Kirche, die in den letzten Kriegsjahren zu einem Spital gebraucht ward. In dem Chor hiengen sonst die vielen erbeuteten Schwedenfahnen. Jetzt sind sie abgefallen: nur die Stöcke beurkunden noch ihr Daseyn.

Die Gegend bis Donauwörth ist sehr schön: fruchtbar, bergigt, oft in amphitheatralischen Lagen. Es sind anderthalb Posten: man kömmt durch Medingen 1 St., Harburg 3 St., Eber Murgen 4½ St. Harburg liegt gar romantisch. Das Bergschloß mit dem schönen Amthause nimmt sich ungemein gut aus. Mei Murgen fließt in der Tiefe die Wernitz. Sie kömmt links von Oettingen. Es geht eine Brücke darüber. Nachher schlängelt sie sich zur Rechten, bis

Donauwörth, wo sie unter der großen Brücke in die Donau fließt.

Donauwörth ist größer als Nördlingen. Die Einwohner haben sehr gute Nahrung von dem starken Fruchthandel und der Frachtfahrt. Fünf Hauptstraßen stoßen hier zusammen: die, welche wir kamen, gehört nicht einmal unter die Zahl. Eine kömmt von Oettingen über Wending, eine von Nürnberg; aus der Stadt geht es gerade aus nach Augsburg, rechts nach Ulm, links nach Ingolstadt.

Nach Augsburg haben Sie den Lech zur Linken: er kömmt eben von Augsburg herauf, und fällt nicht weit von der Stadt in die Donau. Der Weg geht durch eine Menge kleiner und größerer Gebiete, die sich in unzählbaren Abschnitten durchschneiden. Sie kommen durch Ochsenheim $\frac{3}{4}$ St., Mortingen (Hohenzollerisch) $1\frac{1}{4}$ St., Dreisheim $1\frac{3}{4}$ St., Norendorf (Fuggerisch) $3\frac{1}{4}$ St. Meitingen, anderthalb Posten, ist Oesterreichisch; eine Burgauische Zollstadt. Bei Ochsesheim führt eine Brücke über die Donau. Nachher kommen Sie bei Mertingen über die Schmuter, die sieben bis acht Stunden von dort aus dem Burgau entspringt,

und bei Nordheim in der Gegend von Donauwörth in die Donau fällt. Das Kloster Holze bleibt drittehalb Stunden von Donauwörth rechts liegen. Die Gegend ist meist eben und sehr fruchtbar.

In Meitingen werden Pferde gewechselt. Sie kommen durch Hermetshofen (Baiersch) $\frac{1}{4}$ St., Langquaid ein Dorf des Augsburger Dohmcapitels in der Reichs = Landrostei 1 St., Stettenhofen 2 St., Groshofen 3 St., Oberhausen ein großes Dorf des St. Martins Stifts 4 St. Die Gegend ist, wie die vorige: der Weg treffliche Chaussee. In den Dörfern sahen wir wieder Strohdächer: ein lang entbehrter Anblick, der an vaterländischen Gebrauch erinnert.

Augsburg liegt unter 48° 23′35″ Breite und 28° 36′15″ Länge, an der Grenze von Schwaben und Baiern auf einem Hügel zwischen der Wertach und dem Lech, die hier sich vereinigen. Die weite, fruchtbare Gegend, an deren Spitze dieser mäßige Hügel ist, wird das Lechfeld genannt. Auf diese Lage deutet der lateinische Nahme der Stadt, weil sie in dem Lande der Vindelicier erbauet ward, die zwischen der

Vinda und dem Licus wohnten. Auch noch ein dritter Fluß strömt durch das Lechfeld, aber ein minder bedeutender: die Sinkel, die aus dem Schangau in Baiern kömmt, und hier in den Lech fällt.

Die Stadt hält beinahe eine deutsche Meile im Umkreise: die Länge erstreckt sich etwas weiter, als die Breite. Sie hat vier Hauptthore. Aus dem rothen Thor gehen die Straßen nach München und durch Tyrol nach Italien: aus dem Gezginger Thor nach dem Hochstift und der Schweiz: aus dem Wertachbrücker Thor über Ulm nach Frankreich, über Frankfurth nach den Niederlanden, über Nürnberg nach dem Norden: aus dem Jakober Thore über Neuburg nach Baiern. Ungeachtet ihrer dicken Mauern, ihrer hohen Wälle und tiefen Graben ist sie dennoch keine haltbare Festung. Auf den Zwingern und Wällen sind mehrere kleine Gärten und Lusthäuser. Bei dem rothen Thor ist eine bedeutende Pflanzung von Pappeln und Kastanien. Auf einigen Zwingern sind gegen drei hundert Wohnungen für die Stadtsoldaten.

Rings um die Stadt sind Pappeln, wilde Kastanien, Vogelbeerbäume und weiße Maul-

beerbäume in zwei und drei Reihen gepflanzt, die neben einander laufen. Das macht einen sehr angenehmen Spaziergang. Das üppige Grün der Wiesen, und das Leben, was an der einen Seite die Kanäle verbreiten, erhöhet den Reiz der Gegend.

In der Stadt selbst sind etwa 3000 Häuser und wenigstens 35000 Menschen. Es giebt viele ansehnliche, in der That prächtige, Häuser. Die Straßen sind meistens groß und breit; auch sehr gut gepflastert. Man kömmt oft durch Thorwege von einer in die andere: ein Beweis, daß allmählig zugebauet ward.

Von dem Lech sind drei Kanäle in die Stadt geleitet; auch ist in der Vorstadt noch ein vierter Kanal, der Lauterlech. Außer der Stadt treibt der Sinkelbach, der aus der Wertach kömmt, verschiedene Mühlwerke, und vereinigt sich dann mit den Kanälen, die in einen Strom zusammen kommen, und sich so in den Fluß ergießen. Ueber alle diese Kanäle sind hölzerne und steinerne Brükken in hinlänglicher Menge, um das Verkehr zu erleichtern. Noch geht durch einen ansehnlichen Theil der mittleren Stadt ein alter, unterirdischer Kanal. Er nimmt das Regenwasser und

Unreinigkeiten auf, und fließt in den Hunds- oder Heroldsgraben, und mit diesem in den Lech. Ueberdies ist das Feld zunächst um die Stadt und das zu den beiden Flüssen, mit unendlich vielen kleineren Wasserleitungen und Bächen durchschnitten, die für Fabrikanlagen, und manche andere Gewerbe ungemeine Vortheile darbieten.

Die Kirchen sind, mit Ausnahme der Evangelischen Kreuzkirche und der Kapelle auf dem Katholischen Gottesacker, alle aus dem mittleren Zeitalter, in gothischer Bauart. Wegen des Großen in diesem Geschmack zeichnen sich nur die prächtige Dohmkirche und das St. Ulrichs Reichs-Gotteshaus aus: allein sie sind doch alle merkwürdig, weil sie einzelne für jene Zeiten treffliche Kunstwerke enthalten. Noch allgemeineres Interesse haben sie in Rücksicht auf die Mahlerei. Besonders finden Sie in den Katholischen Kirchen einen Reichthum von Gemählden, worunter viele Stücke einen sehr hohen Werth haben. Auch trifft man hie und da vorzügliche Bildhauerarbeiten *).

*) M. s. von Stetten Beschreibung der Reichsstadt Augsburg 1788. 8. mit einem sehr guten Grundriß.

Aehnliche Werke zieren die großen Springbrunnen, auch die Portale an einigen öffentlichen Gebäuden. Herkules im Kampf mit der Hydra und die drei sitzenden Najaden auf dem Springbrunnen bei dem Sigelhause, von de Vries dürften leicht das vorzüglichste seyn. Auch die Bildsäule des geharnischten Ritters von rothem Marmor über dem Springbrunnen auf St. Ulrichsplatz interessirte, wenn sie schon nicht das Bild des berühmten Kriegers Sebastian Schertlin wäre.

Ehedem zeichneten sich viele Häuser, insonderheit öffentliche Gebäude, durch Gemählde al Fresco aus. Dieser Geschmack war in Augsburg herrschender als in irgend einer andern deutschen Stadt: vielleicht durch den Einfluß der ersten Erbauer. Mehrere Stücke sollen von großem Werth gewesen seyn. Jetzt hat die Zeit vieles verwischt: doch sieht man noch an Privathäusern einige treffliche Gemählde von Bergmüller und Holzer. Von letzterem ist auch das schöne Ecce homo von Pilatus dem Volk vorgehalten, am Klenker Thor.

Mit den Römischen Alterthümern, deren es ehemals sehr viele merkwürdige gab, ist

man unverantwortlich umgegangen. Bei weitem das meiste ist zerstört: man hat die Steine nicht selten zum Pflaster gebraucht. Jetzt findet man nur noch an zwei Orten etwas von Bedeutung: in des Doctor Franks Hofe und bei einem Kloster, die am ersteren Ort sind die wichtigsten: sie bestehen meistens in Inschriften. Auch finden Sie noch Römische Alterthümer an der Kirchhofmauer zu Stadt=Bergen, einem Dohmcapitelsort, zwei Stunden von der Stadt.

Sonst ist Augsburg eine der merkwürdigsten Städte für die Geschichte der deutschen Kunst. Die genauere Verbindung mit Italien weckte hier früher den Kunstsinn. Viele der vorzüglichsten deutschen Mahler und Bildhauer bildeten sich hier. Sie fanden mannigfaltige Aufmunterung. Die Kunstakademie enthält schätzbare Sammlungen: viele Privatleute besitzen einzelne vortreffliche Gemählde und Kupferstiche, wenn gleich kein Cabinet vom ersten Range. Dazu kommen die Werke in den Kirchen, dem täglichen Studium unter manchem mitwirkenden günstigen Einfluß aufgestellt. Auch finden Sie noch jetzt in Augsburg überhaupt große Neigung für Kunst, und hohe Werthschätzung des Künstlers. Dieser

wohlthätige Sinn verbreitet seine Wirkung auch auf andere Gegenstände. Daher der Ruf der Augsburgischen Instrumente aller Art, und so mancher Arbeiten der größeren Geschicklichkeit für das häusliche Leben.

Wer kennt nicht die hiesigen Silberarbeiten? Sie sind mit so vieler Kunst, mit solchem Fleiß, nach so gefälligen Formen verfertigt, daß sie selbst in diesen bedrängten Zeiten im Auslande starken Absatz finden. Es ist ein interessanter Anblick in den großen Silberladen die reichen Vorräthe fertiger Waaren zu durchlaufen, auf deren Vollendung der Besteller gewöhnlich schon harret.

Die Gewerb-Industrie ist sehr lebhaft und ausgebreitet. Es giebt eine Menge von Fabriken und Manufacturen: so auch von Mühlen, Hammern und dergleichen Werken, die dem Fabrikanten in die Hand arbeiten. Besonders gehören die Kattun- und Zitz-Manufacturen und die Bleichen, zu den geschätztesten ihrer Art. Die große Zitzmanufactur vor dem Thore, die der alte von Schüle jetzt wieder unter seinen Betrieb genommen hat, weil sie, von ihm veräussert, nicht gedeihen wollte, ist eine treffliche, weitum-

fassende Anlage. Freilich wird es jetzt sehr schwer halten, mit den Engländern den Wettstreit zu bestehen, weil sie ihre Waaren weit unter dem Preis verkaufen: aber von der Intelligenz und der Sorgfalt eines solchen Veterans läßt sich viel erwarten. Schon hat man in der Stadt seit mehreren Jahren Maschienen=Spinnereien angelegt, die täglich besseren Fortgang gewinnen.

Bei weitem die meisten Fabrikarbeiten werden auf dem Lande verfertigt. Der Augsburger Fabrikherr läßt die Waaren für seine Rechnung machen, leitet und unterstützt den Arbeiter, und schafft so mehreren tausenden armen Landbewohnern gutes Auskommen. Auch die bedeutende Uhrenfabrik ist auf diese Weise, eben wie in der Schweiz, ein Nahrungszweig für das platte Land um Augsburg.

Noch immer ist der Handel mit diesen mannigfaltigen Produkten sehr lebhaft; allein er war es ehedem weit mehr. Schon als der neue Weg nach Ostindien entdeckt ward, verlor Augsburg viele von seinen Zuflüssen. Indeß blieb der Speditions= und Commissions=Handel mit Italien lange sehr bedeutend. Dadurch entstand ein hoher Grad von Wohlhabenheit, man kann sagen

von Reichthum, der vielleicht in keiner Handelsstadt in Deutschland, selbst in Hamburg nicht, übertroffen ward. Seitdem Italien so viel genauer mit Frankreich verbunden ist, haben auch diese Geschäfte abgenommen. Doch sind sie nicht ganz verloren. Mit Deutschland geht der Italiänische Handel noch jetzt hauptsächlich über Augsburg. Insonderheit hat es die Niederlage der Nekkar-, Tyroler- und Italiänischen Weine behalten. Auch sind dem Platz die Wechselgeschäfte in ihrem ganzen Umfang geblieben. Sie machen jetzt vielleicht den Hauptzweig des Handels aus. Die Augsburgischen Banquiers, von Halder an der Spitze, sind der ganzen handelnden Welt bekannt.

Eine sehr gute Justizpflege in Wechselsachen trägt zu dieser Meinung vieles bei. Ich kann Ihnen die erneuerte Wechselordnung von 1778 als eine der vorzüglichsten empfehlen. Sie enthält indeß einige Vorschriften, worüber ich nicht zu entscheiden wage. So ist es zum Beispiel bestimmt, daß die Wechsel erst vierzehn Tage vor der Verfallzeit acceptirt werden müssen. Unstreitig läßt sich viel dafür sagen: aber es können auch große Unzuträglichkeiten daraus entstehen, wenn

der Trassant keinen längeren Spielraum hat, seine Maaßregeln zu nehmen. Besser zufrieden bin ich damit, daß keine Respittage sind. Nur dann findet Aufschub bis den nächsten Zahltag statt, wenn der Wechsel gerade auf den Zahltag verfällt. Nämlich Zahltag ist in Augsburg jederzeit Mittwoch. Dienstags scontriren die Kaufleute mit ihren Bilanzen auf der Kaufleute-Stube: was sich alsdann nicht ausgleichen läßt, wird am folgenden Tage durch Anweisung oder baar bezahlt. Bei Waarenzahlungen findet ein Respit von vier Wochen Zeit: nach deren Ablauf tritt die Execution nach Wechselrecht ein.

Der Buchhandel ist in Augsburg besonders erheblich wegen der katholischen Litteratur. Aber bei weitem bedeutender ist der Handel mit Kupferstichen aller Art, und vorzüglich mit gedruckten Bildern. Diese haben hier ihre eigentliche Niederlage, und werden von hier aus in ganz Deutschland verbreitet. Nicht ohne manche angenehme Rückerinnerung habe ich die Werkstätten gesehen, aus denen die schönen Sachen ohne Zweifel alle hervorgiengen, die uns so oft vergnügten, wenn der Packenträger im Markt seinen buntscheckigen Ballen lösete!

Unter den Bibliotheken sind die Stadtbibliothek und die des evangelischen Gymnasiums bei St. Anna die beträchtlichsten. Jene hat insonderheit schätzbare griechische und lateinische Handschriften und erste Drucke. Diese ist vorzüglich brauchbar für das Schulwesen, die klassische und neuere schöne Litteratur. Bei der Stadtbibliothek ist zugleich eine Sammlung für Kunstsachen angelegt. Auch ist hier das Observatorium.

Die David von Stettensche Sammlung von Augsburgischen Münzen und Medaillen ist interessant für die Geschichte der Stadt und der deutschen Münzkunst. Er besitzt auch eine beträchtliche Sammlung von Thalern und Schaumünzen.

Für die Naturgeschichte hat der Banquier Cobres ein reiches Cabinet von Mineralien und Conchilien mit vielem Fleiß gesammlet. Er verbindet damit eine auserlesene Bibliothek der Naturgeschichte. Sie enthält insonderheit seltene und kostbare Werke, die ein Privatmann selten anschafft. Auch die Sammlungen des Pfarrer Steiner von Vogelnestern, Vogeleyern, Versteinerungen, Marmorarten, enthalten mehrere vorzügliche Stücke, zum Theil aus den benachbarten Gegenden. Eben durch diese Nachfor-

schungen des nächstbelegenen muß die Wissenschaft eben so sehr gewinnen, als sie den Geschmack daran verbreiten.

In dem obern Brunnen-Thurm bei dem rothen Thor befindet sich eine schätzbare Sammlung mechanischer und hydraulischer Maschienen. Dieser Thurm hat auch die größten und stärksten Werke. Das Wasser wird nämlich vermittelst der Werke dieser Brunnen-Thürme auf eine beträchtliche Höhe gehoben und so zu Fabriken benutzt.

Einige merkwürdige alte deutsche Bildsäulen und Grabsteine trifft man hie und da in den Kirchen an, besonders in der Dohmkirche. Die Trümmern einer Bildsäule Kaiser Sigismunds stehen am Jakober Thor; ein steinernes Bild Kaiser Maximilian I., im Klosterhofe bei St. Ulrich. In dem Zeughause ist ein Vorrath alter Rüstungen und Waffen, die den Freund der alten Kriegsgeschichte interessiren mögen.

Der große, prächtige Saal des Rathhauses ist eine von den allgemein bekannten Merkwürdigkeiten der Baukunst und Bildhauerkunst. Er ist 110 Fuß lang, 58 Fuß breit, 52 Fuß hoch, und hat 60 Fenster. Vollendet ward er im Jahre

1610. Die Seitenwände auf ersten Wurf und die Decke sind von Kager gemahlt. Das Superport von Joh. Rottenhammer stellt die Gottheiten der drei Flüsse bei Augsburg, Lech, Wertach und Sinkel vor: ein treffliches Stück. Man pflegt diesen Saal nur einmal des Jahrs zu gebrauchen, bei der Bestätigung der ersten Magistratspersonen.

An den Saal stoßen die vier sogenannten Fürstenstuben; jede von einer andern Holzart verschieden gearbeitet, aber alle mit vieler Kunst. Sie enthalten viele große Gemählde von damals lebenden Meistern. Auch sind die großen Oefen von Thon mit vieler Architectur und Bildern geziert.

In der Rathsstube sind zwei treffliche Gemählde: ein jüngstes Gericht von Kager und Simson und Delila von Luc. Kranach.

Auf einer der großen Rüstkammern über dem Saal bewahrt man einige merkwürdige Entwürfe und Modelle von Gebäuden; auch Prägstücke alter Münzen und Medaillen.

Ein anderes großes Werk der Kunst ist der prächtige Saal in dem Hause des Bankiers von Liebert. Man zeigt die ganze mittlere Etage.

Es ist eine große Reihe von Zimmern, die, geöffnet, einen trefflichen Prospect machen. Der große Saal insonderheit zeichnet sich aus durch die schönen Plafonds, die geschmackvollen Kamine, und die reichen Verzierungen. Die vier Thürstücke sind vortreffliche Bezeichnungen der vier Welttheile durch das einem jeden eigenthümlichste Thier.

Von dem Perlach-Thurm hat man eine der weitesten Aussichten in Deutschland. Es ist ein schmaler Thurm, 258 Stufen hoch. Man übersieht oben die ganze umliegende Gegend bis an die Baierschen Berge, und zum Theil bis an die von Salzburg und Tyrol, deren oberste Umrisse den Horizont begränzen. Nach Schwaben hin verliert sich der Blick in fruchtbare, unabsehliche Gefilde. Die Merkmahle menschlicher Wohnungen werden zuletzt zu Punkten, die man auch durch künstliche Hülfsmittel nicht mehr unterscheidet.

In der Stadt selbst ist eine kleine Anhöhe von der Sie ebenfalls eine schöne Aussicht haben; doch beschränkter als jene.

Das Gebiet der Stadt erstreckt sich nicht sehr weit; es ist aber ungemein angebauet. In

der Nähe der Stadt sind viele, zum Theil sehr schöne, Lustgärten, auf den nahe gelegenen Dörfern eine Menge Landhäuser der reichen Augsburger Familien.

Zu den beliebtesten Zielen von Spazierörtern gehören mit Recht Grygingen und der Kobelberg.

Jenes ist ein großes Dorf, das viele der ansehnlichsten Landhäuser enthält, wo die elegante Welt von Augsburg gern die Sommermonathe zubringt. Es liegt an der Straße nach Memmingen an einem breiten Hohlweg, dessen Höhen zu beiden Seiten mit Gehölz zu Spaziergängen besetzt sind. Bis an diesen Weg führt Sie ein vorzüglich schöner, großer Steig von der Stadt aus mit herrlichen, hohen Pappeln besetzt. Dieser prächtige Baum liebt doch das südlichere Klima. Es ist kein Vergleich, daß die Pappeln, die wir um Augsburg sahen, alle weit übertreffen, die wir früher auf unserem Wege trafen.

Der Kobelberg liegt zur Rechten an der Landstraße von Zusmarshausen. Sie haben von der Höhe eine treffliche Aussicht in das Wertach- und Schmutterthal. Auch steht auf dem Berge eine Kapelle der heiligen Mutter Gottes von

Loretto gewidmet, wohin stark gewallfahrtet wird.

Jenseits der Wertach liegt, zwei gute Stunden von der Stadt, auf einer Höhe das große, schöngebauete Schloß Wellenburg mit einem vorzüglichen Garten. Es gehört dem Grafen Fugger. In dem großen Saal des Schlosses sehen Sie die Reihe der Familien-Gemählde: unter ihnen manchen ausgezeichneten Kopf.

Die Verfassung der Stadt ist, wenn Sie wollen, aristokratisch; das heißt, die adlichen Geschlechter, wie sie verfassungsmäßig heißen, haben vorzüglichen Antheil an der Regierung. Sie halten auch sehr auf ihren Adel. Ich habe aber keine Klagen über Geringschätzung nichtadelicher Bürger gehört, viel weniger über Unterdrückung.

Worüber die Stadt am meisten seufzt, und mit großem Recht seufzt — das sind ihre Schulden. Sie musten sich nothwendig während des Krieges sehr anhäufen. Bei den ungeheuer gestiegenen Ausgaben verminderten sich noch zum Theil die Eikünfte. Dafür geben die eingezogenen geistlichen Güter in dem Stadtgebiet,

welche ihr der Depütations=Receß zutheilt, bei weitem keinen hinlänglichen Ersatz.

Auch das ist für die freie Reichsstadt nicht erfreulich, daß jetzt das Hochstift Augsburg an Baiern gefallen ist. Der Fürstbischof war ein gar guter Nachbar, war ohnedies in allen Collisions=fällen durch sehr bestimmte Verträge gebunden. Minder mächtige Fürsten pflegten solche Schutz=wehren zu achten: auch kam leicht das Kaiserliche Ansehen mit Erfolg dazwischen. Allein wie weit das letztere wirksam bleiben wird, ist sehr proble=matisch: und inzwischen kann der Churfürst von Pfalzbaiern der Stadt auf mannigfaltige Weise hart fallen. Man sieht auch schon mit Furcht auf ältere Vorgänge in Nürnberg; ahndet schon nahe Beschränkungen des noch übrigen Handels.

Unter diesen Umständen wünschen selbst die aufgeklärtesten Häupter der Stadt, die Geschlech=ter nicht ausgenommen — die Ueberbleibsel ih=rer Reichsfreiheit gegen den ruhigen Genuß der möglichsten Begünstigungen Ständischer Unter=thanen aufzugeben. Auch der gemeine Mann würde der Veränderung nicht abgeneigt seyn: er scheint ohnehin in den südlichen Städten weniger

als in den nördlichen auf seine äusserst geringe Theilnehmung an der Souveränität zu rechnen. Nur der eigentliche Bürger, der, ohne mit der Zeit fortgerückt zu seyn, noch immer in der Chronik verflossener Jahrhunderte die Geschichte des Tages finden will, wird nie freiwillig seiner Mitwirkung zu dem entsagen, was er für die Regierung der Stadt hält. Seine gezwungene Zustimmung zu Beschlüßen geben, welche die unvermeidliche Nothwendigkeit herbeiführt, ist ihm noch immer ein eben so köstliches Recht, als jene Autonomie seiner Vorfahren zu den Zeiten, wo die benachbarten Fürsten vor den mächtigen Städten zittern musten.

Aber auch dieser ächte Reichsbürgerliche Sinn muß allgemach dem Drang der Zeiten weichen. Die großen Fürsten, deren Land die Reichsstädte umgiebt, durch richtig verstandenes Staatsinteresse geleitet, werden nicht ruhen, bis sie auch diese Städte sich unterworfen haben. Der stolze Städter, belehrt, daß die geliebte Selbstständigkeit seiner Republik am Ende doch an der Krankheit sterben muß, welche die Französische Revolution herbeiführte — an der

Finanz=Schwindsucht — wird sich in die Zeit fügen, und so gut, als möglich, für die Erhaltung seines eigenen Wohlstandes sorgen.

Bei der ersten Veranlassung, eine Entschädigung zu fordern für Opfer, die noch größeren Mächten dargebracht sind — wird Augsburg an Baiern fallen. Möchte dann die Regierung nur mit vorsichtiger Schonung gleichgültige Formen bestehen lassen. Nicht blos die Politik gebietet diesen Wunsch, um ihr die Liebe der neuen Unterthanen zu erwerben, um diesen ihre vermeinte Aufopferung minder fühlbar zu machen. Auch der weltbürgerliche Sinn gefällt sich in allen, bürgerlich unschädlichen, Einrichtungen, welche das Band zwischen kleineren Abschnitten der Staatsgesellschaft enger knüpfen. Was die Größe der Staaten der individuellen Glückseligkeit entzieht, läßt sich auf diesem Wege allein ersetzen. Eine Gemeine kann in ihrem Mittel, durch sich selbst, so viel Gutes wirken, was die Regierung durch allgemeine Veranstaltungen vergebens zu erreichen sucht, wenn gleich mit weit größerer Anstrengung. Darum ist es so wichtig für die Regierung, auch diesen beschränkteren Gemein=

sinn zu erwecken, und sorgfältig zu pflegen, wo sie ihn schon findet. Ihn alsdann auch mit dem Vaterlandssinn vereinigen, ist die Summe der inneren Politik: die Wirkung wohlthätiger Veranstaltungen, die unmittelbar das Ganze, mittelbar das Einzelne umfassen.

XIII.

München den 15. Juli 1804.

Hinter Augsburg kömmt man über den Lechkanal, und ungefähr eine halbe Stunde weiter auf einer großen Brücke über den Fluß. Diese Gegend ist sehr stark angebauet. Man sieht nur Gärten, üppige Wiesen, kleine, reinliche Häuser für Fabrikanten, die bei den großen Zikmanufacturen arbeiten. Auch jenseits des Lechs bleibt die Gegend eben und fruchtbar; hie und da mit kleinen Gehölzen wechselnd. Der Lech bleibt ganz rückwärts.

Eine Stunde von der Stadt liegt auf einem Hügel das baiersche Städtchen Friedberg mit einem Schloß. Der Ort ist recht gut gebauet. Großentheils ernähren sich die Einwohner durch Arbeiten für Augsburger Fabriken. Hinter der Stadt ist eine ansehnliche Kirche mit schönen Fresco-Gemählden, wohin stark gewallfahrtet

wird. Unten im Lechfelde ist die Kapelle der heiligen Afra, wie man versichert, auf demselben Fleck, wo sie den Märtyrertod starb. Nicht weit von hier entspringt der kleine Fluß Acha, der eine Meile parallel mit dem Lech läuft, und unweit Pergen im Herzogthum Neuburg in die Donau fällt.

In Friedberg war lange das Hauptquartier der Kaiserlichen Armee ehe der Krieg wieder ausbrach. Von hier rückte der Erzherzog Carl im März 1799 vor, als er die Französische Armee so schnell wieder über den Rhein zurück trieb.

Kurz vor Friedberg ist ein Baiersches Chausseehaus. Das Chausseegeld wird ganz nach München bezahlt für 16 Stunden. Man bekömmt darüber eine Quittung nach einem gedruckten Scheine. Diese Einrichtung ist für den Reisenden sehr bequem, und wie mich dünkt auch vortheilhaft für die Wegecasse.

Hier theilt sich der Postweg. Nach Regensburg geht es über Aichach; nach München über Euratsburg. Jene Station ist 5 Stunden von Friedberg: diese 4 Stunden.

Hinter Friedberg kömmt man einen Hügel heran nach Vigelshart 1½ St.; dann geht es in der Ebne fort nach Rinenthal 3 St. und Kernspach 3½ Stunden. Hier kömmt man wieder über einen Hügel nach Euratsburg.

Der Weg führt durch einen ziemlich großen Wald nach Herrgottswiese 2 St., Freienried, dann über einen Berg nach Adelzhausen an dem kleinen Fluß Glon 3 St. Nachher ist der Weg eben. Er geht durch Winzenhausen 3½ St., die Altstätter Höhe, Kazelhof, Oberroth 5¾ St. Man kömmt noch durch einige, aber nicht große, Gehölze.

In Schwabhausen werden Pferde gewechselt. Es sind noch anderthalb Posten nach München. Ich vermochte aber meinen Postillon über Nymphenburg zu fahren, das sonst zur Rechten liegen bleibt.

Die Gegend ist fast immer eben: hie und da kommen kleine Holzstriche. Bei Ludwigsfeld zwei Stunden von München fangen die neuen Häuser der Kolonisten an: sie sind groß und bequem eingerichtet. Eine halbe Stunde weiter fängt eine andere Reihe an, der Carlsweg genannt. Dann kömmt man zu dem Viehhof,

die rothe Schwaig *) nach Moßach 1 Stunde von München, und über den Nymphenburger Kanal.

Wir besahen auf diesem Wege auch den Churfürstlichen Garten zu Dachau. Von Schwabhausen über Werbling hat man zwei Stunden. Es ist ein altes, geräumiges Schloß auf einer jähen Anhöhe, von der man die ganze Gegend um München sehr gut übersieht. Churfürst Carl Theodor ließ den Berg im Jahre 1790 abgraben, die Straße erweitern, und durch gemauerte Seitenwände schützen. Das herabströmende Bergwasser, das sonst oft die Straße unwegsam machte, ward in zwei unterirdischen Kanälen durch den Berg in die Amber geleitet. Zur Rechten des Weges finden Sie eine lateinische Inschrift zum Andenken des gemeinnützigen Werks. Längs dem Berge ist an der Seite des Schlosses ein Englischer Garten seit zwanzig Jahren angelegt, der angenehme Aussichten hat. Auch haben viele Privathäuser des nach und nach dabei

*) Schwaig oder Schweig ist ein baierscher Provinzial-Ausdruck, der eine Heerde oder eine wirthschaftliche Anlage zur Viehzucht im Großen bedeutet.

angebaueten Marktfleckens schöne Gärten an dem Berge.

Von der Dachauer Straße kommen Sie durch eine queer durchschneidende Allee von Linden nach Nymphenburg, der gewöhnlichen Sommerresidenz der Churfürstlichen Familie.

Das Schloß liegt eine Stunde von der Stadt gegen Westen. Es ward 1665 angelegt, im Italiänischen Geschmack, und unter Maximilian Joseph vollendet. Dieser Churfürst ließ auch durch den Hofkammerrath Ulzschneider im Jahre 1776 am Eingang die beiden äusseren Stiegen aufführen, von 28 Stufen aus oberländischem Angerer Marmor.

Der Garten, im großen Englischen Geschmack, gehört unstreitig zu den schönsten in Deutschland. Besonders sind die Wasserparthieen vortrefflich. Vor und hinter dem Schloß sind zwei große Bassins und von diesen gehen künstliche gezogene Kanäle durch den ganzen Garten. Dies macht bei einer nächtlichen Beleuchtung einen unendlich schönen Effect.

Die große Fontaine, welche von dem großen Mechaniker Joseph Bander angelegt ist, springt jetzt schon 76 Fuß. Sie soll aber noch

höher gebracht werden, und wird dann denen von Cassel und Herrenhausen gleich kommen.

Zu den Wasserfahrten dienen geschmackvoll eingerichtete Gondeln, die in einem eigenen Hause aufbewahrt werden.

An dem Ende des einen Kanals ist ein angenehmes Badehaus errichtet, Badeburg genannt. Es hat zwei marmorne Badewannen, worin durch Röhren kaltes und warmes Wasser gelassen wird.

Das schöne Lusthaus Amalienburg ward von Carl VII. erbauet und nach seiner Gemahlin benannt. Es hat ein Spiegelzimmer, jetzt sehr geschmackvoll eingerichtet. Auch findet man vorzügliche Gemählde darin; unter andern treffliche Jagdstücke von Hörmann.

Von den großen Gängen hat man allenthalben weite Aussichten, oder wohlgewählte Gesichtspunkte. So hat man unter dem Hauptthor des Schlosses zwei spitzige Kirchthürme vor sich: Schwäbing gegen Osten, Päsing gegen Westen. Beide liegen jedes 3 Stunden von Nymphenburg entfernt.

München selbst liegt sehr hoch, 1658 Fuß über die Meeresfläche in einer Ebene, die eine

Fortsetzung von den südlichen Gebürgen ist unter 48° 8′20″ Breite und 29° 13′30″ Länge. Der Boden besteht, wie auf diesen, hauptsächlich aus Sand und Gries, und man findet ächte Alpenpflanzen, die hier heimisch sind. Diese Ebne ist sieben Stunden lang von München bis Freysing, und fast eben so breit. Die Hügel der Amper und Isar begränzen sie. Jene ist vier Stunden von der Stadt entfernt. Sie entspringt nicht weit von Weilheim im Oberlande, fließt durch den Ammer See vor Dachau vorbei, und fällt bei Mosburg, zehn Stunden von München in die Isar. Diese kömmt aus Tyrol, von dem Paß Scharnitz, fließt vor München vorbei, und, nachdem sie die Amper aufgenommen hat, vor Landshut und Plaling vorbei, bei Isergemünd, etwa eine Stunde von Plaling in die Donau. Sie schwemmt von den Gebirgen Kiessand und Gries mit sich; auch etwas Goldsand. Vor der Stadt ist sie klein, weil sie in viele Kanäle abgeleitet wird, die aber nachher alle mit dem Fluß sich wieder vereinigen.

Die Stadt ist sehr alt. Schon 1218 findet man bestimmte Spuren von Kaufleuten, als einen sicheren Beweis städtischer Verfassung. Seit

1301 unter den Herzogen Rudolf und Ludwig ward sie, als Residenz erweitert, und seit 1623 unter Maximilian I. befestigt. Der Umfang der Stadt selbst ist noch so, wie er damals war, nämlich 5800 Schritt; allein in den neueren Zeiten ist sie durch Vorstädte und Ausbauen sehr vergrößert. Der Flächeninhalt innerhalb der Mauern, mit Ausschluß des Grabens, der Wälle und der Vorstädte, beträgt 273 baiersche Morgen oder Juchart von 40000 Q. Schuhen. Künftig aber machen alle Außentheile nur ein Ganzes mit der Stadt aus. Schon im März 1791 erklärte Churfürst Carl Theodor, daß München keine Festung sey. Jetzt werden auch die Zwischenplätze immer mehr geebnet, und theils bebauet, theils zu Gärten benutzt. In den Vorstädten häuft sich insonderheit die Zahl der kleinen Häuser für Handwerker und Fabrikanten. Auch sorgt die Regierung möglichst dafür, solche Gewerbe in die Vorstädte zu verlegen, die Unreinigkeit und unangenehmen Geruch verursachen.

Wie sehr die Volksmenge zugenommen hat, sieht man am deutlichsten aus den Geburts- und

Sterbe=Listen. Im Jahre 1700 wurden 632 geboren, im Jahre 1781 aber 1507; im ersten Jahre starben 741 im zweiten 1613 Menschen. Nach Westenrieder betrug die gesammte Zahl der Einwohner im Jahre 1782 in der Stadt selbst 37840, hingegen 40379 wenn die Landesfürstlichen Schlösser Nymphenburg, Schleisheim und Fürstenried mit gerechnet werden. Unter jener Zahl gehörten 3359 zum Regierungspersonal, 4100 zum Hofpersonal, 1187 waren Geistliche, 1275 Bettler. Dies Verhältniß von 9921 zehrenden zu der gesammten Volksmenge ist allerdings nicht das günstigste. In neueren Zeiten, besonders seit der jetzigen Regierung, ist indeß das Personale, das von ihr abhängt, beträchtlich vermindert; auch ist nun die Zahl der Geistlichen viel geringer. Man schätzt die Volksmenge der Stadt mit den Vorstädten jetzt auf 50000 Menschen, und sie nimmt fortdauernd zu.

Unstreitig gehört München zu den schönsten Städten Deutschlands. Die Gassen sind zum Theil groß und gerade, gut gepflastert, sehr reinlich: es giebt viele bedeutende öffentliche Plätze. Der große Stadtplatz 160 Schritte lang und 70

breit, ist einer von den schönsten in Deutschland. Auf der Mitte dieses Platzes steht ein Marienbild aus Holz, vergoldet, auf einer Säule von rothem Marmor. An den Ecken des Fußgestells stehen vier Engel, deren jeder eine der vier Landplagen in Gestalt eines Ungeheuers tödtet. Churfürst Maximilian ließ das Denkmal 1638 setzen, zum Gedächtniß seines Sieges bei Prag: bis in den neuesten Zeiten ward das Bild der Gegenstand andächtiger Kreuzgänge des frommen Landvolks.

Im Ganzen ist die Stadt sehr gut gebauet. Man findet viele herrschaftliche Häuser, die alle eine schöne Façade machen, mit der Einfahrt in der Mitte. Ich habe keine Stadt noch gesehen, die ich in dieser Rücksicht Kopenhagen so ähnlich finde. Auch sieht man hier, wie dort, allgemein das Bestreben, die älteren Häuser zu verschönern, ihre Façade wenigstens den neueren gleich zu machen. Die meisten Dächer sind seit 1783 mit Blitzableitern versehen. An einigen Kirchen und Häusern findet man noch Gemählde, wie in Augsburg: allein von geringerem Werth. Ueberhaupt zählte man 1796 in der Stadt selbst 1647 Häuser, welche 8500 Feuerstellen enthielten, die

das sogenannte Heerdstättegeld zahlen *). Unter diesen waren 182 Herrschaftliche oder Ständische, und 57 Stadthäuser. Miethe und Kaufpreis der Häuser steigen, und in den letzteren Jahren sehr bedeutend. Auf den letzteren insonderheit hat die alte Einrichtung großen Einfluß, nach welcher auf den meisten Häusern ewige Geld-Capitalien liegen, die der Verleiher nie kündigen kann. Sie ward ein Mittel zur Wiederaufbauung der Stadt nach dem großen Brande im Jahre 1327: ob es aber wohl gethan ist, die Wirkung eines temporären Bedürfnisses in das unendliche hinaus zu erstrecken, — ist eine andere Frage. Der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts kann man so etwas allerdings verzeihen — aber auch dem Anfang des neunzehnten? Ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich kein Bedenken tragen würde, den Knoten zu zerschneiden. In der Collision muß das schwächere Interesse dem stärkeren weichen: und die vortheilhafteste Benutzung der Kapitalien überhaupt ist dem Lande wichtiger, als der hohe Preis der Häuser. Also würde ich

*) Bergholzer Staatsgeschichte von München. 1796. 12.

einmal mit den jetzigen Besitzern die Gränze ziehen: höchstens wenn sie auf die Erben übergehen, bei dem nächsten Besitzer. Dann hat jeder, den es angeht, Spielraum genug, sich einzurichten.

Unter den Kirchen sind mehrere für die Kunst merkwürdig: zum Theil auch wegen einiger vorzüglichen Gemählde. In der großen Frauenkirche ist das erste Fürstenbegräbniß von 1295 bis 1626. Dem Kaiser Ludwig dem Baier hat Churfürst Max 1606 ein treffliches Denkmal errichtet, aus schwarzem Marmor; die Verzierungen und Bilder aus Erz sind von Johann Krumper gegossen, einem einheimischen Künstler, aus Weilheim gebürtig, der damals 200 fl. Besoldung erhielt. Ein anderes in seiner Art merkwürdiges Kunstwerk ist die Sonnenuhr vom Jahre 1514, die zugleich den Planetenlauf und die Jahreszeiten anzeigt.

Die Pfarrkirche zu St. Peter, die älteste von allen, seit 1607 auch von Max erweitert und verschönert, hat einen schönen Choraltar von inländischem Tagernseer Marmor, nach Corinthischer Bauart.

In der ehemaligen Jesuiter-Kirche, erbauet von Wilhelm V. von 1583 bis 1595 *) ist das zweite Fürstenbegräbniß von 1602 bis 1726, fast nur von der Familie des Stifters. Diese Kirche gilt für ein Meisterstück der Baukunst. Das Choraltarblatt, der Sturz der Engel von Christoph Schwarz, ist ein vorzügliches Stück.

Von den Herrlichkeiten der Residenz sage ich Ihnen nichts: weil der Zufall wollte, daß wir unterbrochen wurden, als sich eben die kostbare Hofcapelle uns öffnen sollte. Ich hatte mich zu lange aufgehalten in der Gallerie vor den Portraiten der alten Fürsten Baierns. Besonders beschäftigte das treffliche Bild des großen Churfürsten Maximilian I., gewöhnlich Max genannt, mich so sehr, daß alle Erinnerungen meines ehrlichen und sorgsamen Lohnbedienten, Pierre Cerneo, vergeblich waren. Außer diesem ist mir nur die Erinnerung der großen Treppe geblieben, eines der schönsten Werke dieser Art. Sie besteht aus 56 Stufen, jede 14 Schuh breit, aus einem Stück rothen Marmors; die Säulen, welche sie unterstützen und die Gitter sind von demselben

*) Die Baukosten betrugen nur 33000 fl.

Stein. Zwischen den Säulen stehen steinerne Bilder der baierschen Regenten. Sonst hält man diese Residenz für eine der ersten in Europa. Sie ward von 1613 bis 1616 vollendet. Peter Kandit oder Kandido aus Brugge in Flandern, des berühmten Wasari Zögling, war der vornehmste Architekt *). Gustav Adolph soll, wie die Chronik versichert, der Kunst so gehuldigt haben, als er am 7 Mai 1632 hier war, daß er wünschte den Pallast auf Wagen nach Stockholm führen zu können; aber ihn zu verheeren fand er unwürdig. Er nahm auch keine Gemählde oder Kunstsachen weg: ihm genügten die eroberten Fahnen. Sonst hielt er nicht viel von München: er nannte es einen goldenen Sattel auf einem magern Pferde.

Das Landschaftliche Haus ist eins der ansehnlichsten Gebäude. Es enthält zugleich ein sehr gutes Archiv, das bis 1514 hinauf geht, und eine ausgesuchte historische und ökonomische Bibliothek. Die Versammlungen der Landstände

*) Er ward von Albert V. berufen, und erhielt für die Zehrung von Florenz aus 44 fl. und 360 fl. jährliche Besoldung.

werden hier immer gehalten; der Kanzler und der Kassirer der Landschaft haben freie Wohnung darin. Schon in den Zeiten der Carolinger findet man Spuren solcher Versammlungen in Baiern: allein die Akten wurden erst ordentlich gesammlet, seit die Landschaft ihr eigenes Haus erhielt. Nachher ward ihre Verfassung genauer bestimmt, durch die Instruktion der sogenannten Verordnung oder des engern Ausschusses vom Jahre 1669. Man versichert mich, daß sie viele vorzügliche Vorschriften enthält, die auch in anderen Ländern Nachahmung verdienen.

Ihren Wohlstand verdankt die Stadt hauptsächlich der Hofhaltung und dem Sitz der Regierung. Die Fabriken und Manufacturen sind zwar beträchtlich genug: sie haben aber durch jene Quelle Leben und Gedeihen. Zum auswärtigen Verbrauch liefern sie nichts bedeutendes. Indeß verschaffen sie dem Lande manches, was sonst aus der Fremde kam. Zu den vorzüglichsten dieser Art dürfte die Porzellan-Fabrik gehören. Ich habe überaus schöne Servicen von ihr gesehen; besonders bei dem Churfürsten-Teller, welche schöne Gegenden von Baiern vorstellen. Sie gewähren die angenehmste Erinnerung durch

die Genauigkeit und das Ebenmaaß der Zeichnung, und lassen in der Kunst der Ausführung keiner anderen Fabrik den Vorzug. Die Vergoldung ist freilich der Wiener nicht gleich: ich muste sie aber den anderen bekannten Fabriken immer an die Seite setzen.

Der Hofkammerrath Utzschneider — ein sehr geschickter, ehemals im Dienst des Staats angesetzter Mann — hat eine Ledermanufactur angelegt, die treffliche Arbeiten liefert.

Auch sah ich eine Rothfärberei, die ein eigenthümliches Produkt liefert: rothes Garn, das dem Levantischen an Schönheit nichts nachgiebt. Die Zubereitung ist äußerst mühsam: das Garn wird siebzehnmal naß und wieder trocken, ehe es fertig ist. Die eigentliche Mischung des Färbestoffes bleibt aber ein Geheimniß.

Als Landstadt treibt München einen ansehnlichen Handel. Viele bairische Fabrikate werden von hier in das Land verfahren, einige auch in das Ausland. Eben so bezieht ein Theil von Baiern seine ausländischen Bedürfnisse über München. Schon der bloße Verbrauch der Stadt selbst macht diesen Gegenstand sehr erheblich.

Die Stadt hat vier Thore, das Isarthor, das Sandlingerthor, das Karlsthor, und das Schwäblingerthor. Aus ihnen gehen acht Hauptstraßen: gegen Westen nach Memmingen und die Schweiz; gegen Süden nach Tyrol, Italien, Salzburg; gegen Osten nach Wien; gegen Norden nach Augsburg, Nürnberg, Regensburg. Alle diese Straßen sind, so weit das Baiersche geht, treffliche Chaussee und sehr gut unterhalten. Von München aus sind sie vermessen durch ältere Viertelstundenzeiger von Stein und durch neuere Stundenzeiger von Stein oder Holz. Sie haben jetzt an dem neuen Reiseatlas von Baiern einen Wegweiser in alle Gegenden, wie man ihn von wenig Ländern besitzt. Er enthält treffliche Chaussee. Karten mit zweckmäßigen historischen Nachrichten. Doch dürfte künftig noch manches zu berichtigen seyn, nach der neuen Aufmessung des ganzen Landes, die von Französischen und Baierschen Ingenieurs gemeinschaftlich geschieht. Sie werden nachher auch eine neue Charte aufnehmen.

XIV.

München, den 16. Juli 1804.

Vorzüglich schön ist die Gegend um München eben nicht. Die Stadt liegt in einer Ebne, die jetzt freilich fruchtbar ist: man sieht es ihr aber an, daß sie es nur durch Arbeit ward. Wie verschieden ist der Rasenteppich hier von dem um Augsburg! wie verschieden der Baumschlag! wir sind fast um einen halben Grad südlicher und glauben uns eher in einer nördlicheren Gegend. Dabei liegen die Berge nahe genug, um eine schnelle Veränderung der Luft zu verursachen. Grund genug, um dem, der sich gesund erhalten will, große Vorsicht in der Kleidung zu empfehlen, die sich freilich mit der Sitte unserer Tage nicht gut vereinigen läßt. Wahrscheinlich liegt es an solchen Ursachen, daß in München, ungeachtet einer so guten Polizei und ungeachtet einer verhältnißmäßigen Wohlfeilheit und Güte der wichtigsten Lebensmittel, die Sterblich-

keit so groß ist. Ich weiß nicht, ob man nähere Untersuchungen darüber angestellet hat *). Ueberhaupt dünkt mich dieser sehr praktische Zweig der politischen Arithmetik ziemlich vernachlässigt. Es kann nicht fehlen, aus solchen Beobachtungen in jeder bedeutenden Stadt und in jeder Provinz müssen sich Vorschriften und Vorsichtsmaßregeln ergeben, die höchst wichtig sind für der Einwohner Wohlseyn im eigentlichsten Verstande. Die Regierung kann unmöglich in ein solches Detail gehen: aber wohl die Verwaltung. Jene soll die Umrisse verzeichnen: diese sie ausfüllen.

Ungefähr mit diesen Ideen beschäftigte ich mich, als wir den Gasteig oder Gasterberg erstiegen hatten, und meine Frau mich der Aussicht genießen hieß. Sie ist die weiteste um München. Man übersieht hier nicht nur die Stadt vollkommen und die nächste Gegend: auch der ganze Gebirgszug stellt sich deutlich dar. Wei-

*) Wenigstens fehlte es in Baiern nicht an sehr frühen Aufmunterungen der Art. Hr. Wastian Colomno, Kaplan bei St. Peter in München, beschrieb im Jahre 1580 die Gebornen und Verstorbenen des Jahrs 1579. Dafür erhielt er von Herzog Albert V. ein Geschenk von 4 fl.

terhin wird der Horizont an der einen Seite durch die Salzburger und Tyroler Berge begränzt; an der andern durch die Baierschen und Oesterreichischen. Uebrigens zieht sich dieser Berg ziemlich lang an der Isar herum. Hier soll auch eine neue Sternwarte erbauet werden. Der Platz dazu scheint sehr gut gewählt.

Die Gärten um München haben in den letzten dreißig Jahren sehr zugenommen: besonders sind die Wälle und die ausgetrockneten Stadtgraben dazu genutzt. Als Kunstwerk zeichnen sich indeß von Privatanlagen nur wenige aus. Aber für die Zukunft öffnet sich auch hierin eine Aussicht zur Verschönerung. Vor zehn Jahren ließ Churfürst Carl Theodor an der einen Seite des Englischen Gartens die Wiesgründe auf der Anhöhe vom großen Wasserthurm bis unterhalb der Vieharzneischule in kleinen Abtheilungen von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{5}{4}$ Tagwerk abstecken, und zu Gartenanlagen um einen billigen Preis verkaufen. Seitdem ist hier eine ganze Reihe geschmackvoller Gärten entstanden; zum Theil mit sehr gefälligen, schön gebaueten Landhäusern. Zwar sind die Pflanzungen noch in der ersten Jugend: aber sie stehen doch schon in herrlichem Gedeihen.

In der Stadt dient der Hofgarten an der Residenz zu einem sehr angenehmen Spaziergang, selbst im Winter. Er ward von Churfürst Max gleich bei Erbauung der Residenz angepflanzt, und 1623 mit in den Wall einbefaßt. Nachher ward er 1776 im Englischen Geschmack umgeändert. Es sind breite, sehr gut unterhaltene Gänge von Linden und wilden Kastanien, die parallel laufen. An den Garten stoßen die Gemählde-Gallerie, das Reithaus, die Casernen. Unter der Gemähldegallerie geht eine schöne Arcade von 125 offenen Bogen. In der Mitte war ein Rundal, auf dessen Giebel die Diana von Erz stand; in gleich weiten Entfernungen vier Springbrunnen. Am Abhange befanden sich in einem Weiher Häuschen für wilde Enten; in der Mitte eine Insel mit einem Wasserfall von Fichtenbäumen umpflanzt.

Der Englische General-Lieutenant Thomson, bekannter als Graf Rumford, war der Schöpfer aller dieser Anlagen der freieren Gartenkunst. Einige sind aber nachher wieder eingegangen. Dies war der Fall mit dem militärischen Garten; eine genialische Idee, deren Ausführung aber vielleicht nicht genug vor-

bereitet ward. Eine große, ehemals nasse Wiese vor dem Schwäbingerthor ward den drei Regimentern eingeräumt, die in München in Besazzung liegen. Sie zogen am 8. August 1789 feierlich aus, mit ihren Werkzeugen bewaffnet, unter türkischer Musik. Das ganze, längliche Viereck, 18 Morgen groß, von einem Bach durchschnitten, ward Kompagnienweise wieder in mehrere Vierecke getheilt. Diese wurden von einander abgesondert durch Wälle von Rasen und etwas vertiefte Wege, auch durch lebendige Hecken von Maulbeeren und Johannisbeeren. Jeder Soldat erhielt 365 Quadratschuhe zur Bearbeitung und zum eignen Genuß. Ob die Soldaten nicht fleißig genug arbeiteten, oder woran es sonst lag, daß die Einrichtung nicht bestehen konnte, habe ich nicht erfahren. Man sagte mir blos ziemlich kalt — sie sey eingegangen: oft genug das Ende kühner, aber schwieriger Entwürfe, wenn der Urheber sich nicht vollkommen zur Ausführung eignet, oder nicht lange genug freie Hand behält.

Ein besseres Schicksal hatte der Englische Garten. Er ward im Herbst 1789 aus dem Hirschangerwald oder dem Hirschau geformt.

Dieser Wald streckte sich 1200 Schritte der Stadt zu Osten gegen Norden vom diesseitigen Ufer der Isar, zur Linken von dem Schwäbinger Bach begränzt, wohl eine Stunde weit. Die Isar hatte ihn seit Jahrhunderten mit mannigfaltigen Gesäm bereichert, das sie von den Gebirgen mit sich wegführte und bei ihren Ueberschwemmungen auswarf. Daher entstand in diesem Wald ein Reichthum von Bäumen und Gesträuchen, der ihn zu einer solchen Anlage vorzüglich eignete. Er ward mit dem Hofgarten in ununterbrochener Verbindung gesetzt: ein sicherer Damm schützte gegen die künftigen Verheerungen des Wassers. Auf den leeren Strecken und Wiesen ward eine große Menge ausländischer, besonders Nordamerikanischer Bäume und Gewächse gepflanzt, und auf mannigfaltige Weise gruppirt. Straßen und Fußwege durchkreuzen sich, verlieren sich bald in undurchdringliches Dickigt, und öffnen sich unerwartet zu einer überraschenden Aussicht in das Freie. Zwei Kanäle der Isar durchwässern den Garten, der Schwäbinger Bach zur Linken, der Eisbach, der früher in den Hauptstrom fließt zur Rechten. Diese Gewässer sind zu trefflichen Partheien genutzt. An dem Eisbach sind vorzüglich

Wasserfälle angebracht. Ueber beide führen viele Brücken von schöner, immer verschiedener Form. An der Seite des Eisbachs ist jenseits eine weite Strecke mit hineingezogen, die sonst öde war. Jetzt ist sie überaus gut genutzt zu Parthien in einem andern, romantischen Geschmack. So hat dieser Park eine Mannigfaltigkeit erlangt, woran er, wie an Größe, wohl die meisten in Deutschland übertrifft. Er hält über zwei Stunden im Umfang. Alles, was sich in einer Ebene möglich machen ließ, ist darin erreicht.

Durch die glückliche Wahl der Gesichtspunkte glaubt man sich auch zwischen Bergen. In dieser Abwechslung setze ich einen der eigenthümlichsten Vorzüge dieser Anlage, als Kunstwerk betrachtet. Jetzt verliert Ihr Auge sich in einer unbegränzten, fruchtbaren Ebne: dann in einen undurchdringlichen Wald. Aus der stillsten Einsamkeit versetzt Sie der Pfad durch eine schnelle Wendung in eine Gegend, wo Sie die Spuren geselliger Thätigkeit finden. Hier treten die Frauenthürme der Stadt aus einer Waldöffnung hervor. Dort glauben Sie auf Dörfer oder Kirchen zu stoßen, die, näher oder entfernter, alle

in den nächsten Gesichtskreis gezogen sind, wie Bestandtheile einer großen Landschaft. An anderen Stellen erblicken Sie ferne Berge, die Schneeköpfe der Tyroler Alpen.

Dabei ladet eine Menge verschiedener Ruheplätze Sie abwechslend ein, wie Ihre Stimmung verschieden ist, wie Sie diesem oder jenem Gefühl sich überlassen wollen. Einsame Sitze von mannigfaltigem Charakter, wechseln mit gesellschaftlichen: kleine Sommerhäuschen nach Chinesischer Bauart, einzeln zerstreuet, bald auf Baumstämme, bald auf Säulen gestützt, wechseln mit vollendeten Werken der Kunst. Sie finden griechische Tempel, chinesische Gebäude von größerem Umfang, Säle von neuerem Geschmack. Ein schönes Amphitheater gewährt hunderten von Zuschauern einen bequemen Platz zur Ansicht eines Feuerwerks oder eines anderen Schauspiels. Von dem Chinesischen Thurm überblicken Sie auf dem obersten der vier offenen Stockwerke den ganzen Garten, und über die höchsten Berge weg München, Dachau, Freysing, die weite umliegende Gegend bis an die äußersten Umrisse der Berggipfel.

Hie und und da finden Sie auch schöne Werke der Bildhauerkunst. Gesners Andenken ist ein Denkmal bei dem Apollotempel gewidmet. Bei Rumfords Säule zollen Sie dem Schöpfer der entzückenden Anlagen Ihren verdienten Dank.

Und noch wird der Park immer verschönert; einzelne Parthieen erhalten eine vollere Ausbildung; die Kunst stellt Ihnen jetzt dieses, dann jenes neue Werk auf. So geben die neueren schönen Landhäuser an der einen Seite des Gartens einen neuen Reiz, durch die unmittelbare Annäherung an den geselligen Genuß, wenn ich so sagen darf. Ist der Friede nur von einiger Dauer, so wird der Churfürst, der sehr viel Sinn für die Kunst hat, noch in mancher Rücksicht zur Vervollkommnung der trefflichen Anlage beitragen, die auf die liberaleste Art dem Vergnügen des Publikums gewidmet ist.

Auch Schleisheim darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Es liegt in einer freien, etwas niedrigen Gegend, drei Stunden von München nordwärts. Man kann auch hieher von Dachau aus fahren, und dann zurück über Nymphenburg.

Das ansehnliche Schloß ward von dem Churfürst Maximilian Emanuel aufgeführt, nach dem Entsatz von Wien, von 1684 bis 1700. Fußböden, Säulen und Treppen sind von roth und grün gesprengtem Marmor von der Tyrolischen Gränze. Die Haupttreppe ist aber noch jetzt im Bau. Aller Marmor liegt dazu bereit. Wenn sie vollendet wird, so haben wir daran ein Meisterwerk vom ersten Range.

An beiden Seiten des Gebäudes ist eine lange, hohe Gallerie mit glattem Dach; an ihren Enden ein großer Pavillon. Weiterhin liegen verschiedene Gebäude zur Oekonomie. Insonderheit ist hier eine ansehnliche Schäferei. Auch ward 1789 eine Pflanzschule von Fruchtbäumen und allerlei wilden Bäumen angelegt, die den glücklichsten Fortgang gehabt hat. Schon viele tausend Stämme daraus sind zu den billigsten Preisen verkauft, und allenthalben im Lande vertheilt.

Noch merkwürdiger ist Schleisheim wegen der Gemählde. Auch hier sah ich wieder ein treffliches Bild von dem großen Churfürsten

Max; so auch von dem Churfürst Ferdinand Maria, der den Ort sehr liebte und dort 1679 starb. In einem andern Zimmer sind die großen Thaten des Churfürsten Maximilian Emanuel im Türkenkriege gemahlt, alles nach der Natur. Unter den Kabinetstücken befinden sich ebenfalls mehrere vorzügliche. Aber vieles war noch nicht aufgestellet; vieles lag noch eingepackt. Der Aufseher der Gallerie meinte die Anzahl der Stücke würde an zwei tausend betragen, wenn alles geordnet wäre. Diese Gallerie wird auch in Zukunft unterhalten. Die Doubletten aus München werden alle hierher gesandt.

Einige der besten Stücke sollen doch von den Franzosen weggenommen seyn. Dies wundert mich desto mehr, weil man sonst mit den Franzosen in Baiern sehr zufrieden gewesen ist. Besonders hörte ich noch Moreau's Lob oft wiederholen. Er hielt in der That sehr streng über Disciplin, und strafte unabbittlich, ohne Ansehen der Person. Wo er die Strafe nicht selbst vollziehen konnte, entfernte er den Schuldigen. So versicherte man, habe er sogar einen

General von der Armee weggesandt, weil er in Landshut zwei tausend Louisd'or nahm, wozu er nicht berechtigt war. Wie viel von dem Elend des Krieges würde vermieden, wenn alle Heerführer in diesem Sinn handelten!

XV.

München, den 17. Juli 1804.

Sehr interessant ist es mir, verschiedene Polizei-Anstalten hier kennen zu lernen, die der allgemeinen Aufmerksamkeit in hohem Grade würdig sind. Begreifen Sie es, warum dergleichen gemeinnützige Einrichtungen im Ganzen weit weniger bekannt werden, als viele sogenannte Merkwürdigkeiten, die man oft nur sieht, um sagen zu können — man habe sie gesehen?

Ueberhaupt ist die Organisation dieses Zweigs der öffentlichen Geschäfte vorzüglich gut. Es ist einer eigenen Direction übertragen, die über alle Behörden die Aufsicht hat, welchen die Sorge über einzelne Gegenstände der Stadt-Polizei insonderheit obliegt. Diese Direction nimmt auch das Verzeichniß aller Einwohner auf, und Fremde müssen bei ihr die Aufenthalts-Charte abho-

len, die seit dem Französischen Kriege eine fast allgemeine Sicherheits-Maaßregel ist.

Das Armenwesen wird von einer besonderen Commission besorgt. Sie empfängt alle Beiträge zur Verpflegung der Armen, vertheilt sie, sorgt für Beschäftigung der Armen. Ihre Rechnungen werden öffentlich bekannt gemacht. In dem letztverwichenen Jahre wurden 1857 Arme verpflegt. Die Einnahmen beliefen sich auf 93891 fl. 47 Kr., die Ausgaben auf 89427 fl. 17 Kr. 6 Hl.: im Jahre 1802 hingegen war jene 89913 fl. 34 Kr. 1 Hl., diese 82325 fl. 45. Kr. 7 Hl. Der gesammte Capitalfonds betrug zu Anfang dieses Jahres 98805 fl. 5 Kr.

Eine andere Commission besorgt die Leitung der Brand-Assecuranz, die am 17. Septbr. 1799 für Baiern, Neuburg und die obere Pfalz errichtet ist. Auch diese giebt jährlich einen gedruckten Compte rendü. Sie finden darin den Einschäzungswerth der Gebäude in allen Gerichten und gefreiten Orten, den Belauf der Brandschaden und die Vergütungssumme, welche mit 3 Kreuzer vom hundert Gulden ausgeschrieben wird. Ich habe die beiden Jahresextracte von 1802 und 1803 vor mir. Nach denselben waren die Ein-

nahmen von 1802 zusammen 86790 fl. 45½ Kr., die Ausgaben 81974 fl. 2 Kr.; im Jahr 1803 die Einnahmen 31490 fl. 51 Kr.; die Ausgaben hingegen 33568 fl. 14 Kr.: der Cassenbehalt war im ersten Jahr 4816 fl., im zweiten 2738 fl. 48 Kr.: die Summe der taxierten und versicherten Gebäude, so wie sie nun eingeschrieben sind, beträgt in jenem Jahr 47,751,415 fl., in diesem 62,981700 fl., mithin in letzterem mehr 15230225 fl. Alle Beschädigte erhalten ihren Schadensersatz gleich nach erfolgter Bestimmung desselben aus dem dazu bestimmten Fonds, und die fälligen Beiträge werden nachher den Vorschußkosten zur Rückerstattung angewiesen. Die Rechnung ist sehr detaillirt. Sie enthält die Angabe jedes Schadens, die Bestimmung wie viel jede Gemeine von ihrer Versicherungssumme zu entrichten habe, die Anweisung an welche Kasse die Zahlung geschehe.

Diese besonderen Commissionen stehen sämmtlich unter der Leitung der General-Landesdirection. Sie ist das erste Verwaltungscollegium. Ihr Wirkungskreis umfaßt alle Reichs-, Gränz-, Kreis-, Landeshoheits-, Polizei-, kammeralistische und fiskalische Gegenstände. In Polizei-,

Konfiscations=, Kulturs= und Berggerichtlichen Fällen spricht sie in letzter Instanz. Bei ihr ist die General-Revision und Aufnahme aller Churfürstlichen Civil=Rechnungen, auch derer der Städte und Märkte. Sie bestätigt alle Magistratischen Wahlen und Municipal=Aemter, und administrirt überhaupt alles, was vormals der obersten Landesregierung, der Hofkammer, Forstkammer, und Oberst=Münz= und Bergamt anvertrauet war.

In der Vertheilnng der Geschäfte und der Bestimmung der Aufsicht herrscht viele Ordnung und ein zweckmäßiges Verhältniß. Die unteren Behörden sind nicht in ihrer Wirksamkeit beschränkt, wo sie eigenmächtig handeln müssen. Aber sie stehen unter hinlänglicher Controlle, um Mißbräuchen vorzubeugen. Den Faden des ganzen hält der geheime Staatsrath, dessen Mitglieder den vier geheimen Ministerial=Departements vorgesetzt sind. In diesem arbeiten unter dem Vorsitz des Ministers die geheimen Referendarien, welche den Vortrag in den Sachen aller untergeordneten Collegien und Administrationen haben.

Wenn die Wahl derjenigen, denen die Ausführung zunächst obliegt, immer so glücklich ist, als bei der Polizei in München, so gehört Baiern sicherlich zu den am besten regierten Ländern. Der Polizei-Director Baumgarten verbindet mit Scharfsinn und Kenntniß, einen ganz eigenen Takt, das untrügliche Kennzeichen eines ausgezeichneten Berufs. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viele treffliche praktische Hülfsmittel ich von diesem würdigen Manne gelernt habe. Auf manche ist er selbst gefallen: bei anderen hat er frühere Erfindungen verbeßert. Zu den letzteren gehört auch die Polizei-Uhr des Grafen Rumford. Sie zeigt dem Polizeidirector durch eine sehr leichte und sichere Vorrichtung genau an, wie weit seine Befehle durch die rundierenden Polizeibeamte befolgt werden. Das Uhrwerk treibt zwei Kreise. In dem einen liegen nach gewissen Abtheilungen die Marken, welche bestimmen, zu welcher Zeit jeder an den angewiesenen Ort gehen soll. In dem andern legen die Beamten, wie sie vorbei kommen, Marken von dem, was sie auf der Stunde bemerkt haben. Diese beiden Kreise controlliren sich auf das vollkommenste: und der Polizei-Director allein hat den Schlüssel

dazu. Eben diese Einrichtung ließ sich auch mit Erfolg auf andere Gegenstände anwenden, wo man die Rapporte durch Signale geben kann.

Eine Anstalt, die der Polizei sehr zu Hülfe kommen wird, ist das freiwillige Arbeitshaus, das man in dem ehemaligen Angerkloster angefangen hat. — Das Haus findet starken Zulauf, und giebt den Arbeitern einen verhältnißmäßig hohen Verdienst. Die Hauptbeschäftigung ist das Spinnen. Sie spinnen zum Theil sehr fein: das Pfund wird bis 2 fl. bezahlt. Auch für Kinder und Greise hat man andere, angemessene Arbeiten. Der Vorsteher des Hauses ist ein verständiger, sehr thätiger Mann, dem man ansieht, mit welchem Eifer er das Geschäft treibt.

Für Handwerker sind Sonntagsschulen errichtet, nach dem Muster der Englischen. Sie haben ungemein guten Fortgang: viele Prämien sind schon in kurzer Zeit durch ausgezeichneten Fleiß gewonnen. Selbst Alte lassen sich häufig unterweisen. Die Zahl der Schüler beläuft sich auf 4 bis 500.

Müßiggänger, im Betteln betroffen, und Herumstreicher sollen in einem Zwangsarbeits-

hause zur Sittlichkeit und Ordnung angehalten werden. Allein mit dieser Veranstaltung ist man noch nicht auf das Reine gekommen. Auch das Zuchthaus wird eine sehr verbesserte Einrichtung erhalten. Ich habe es nicht gesehen: man sagte mir, daß es sich in seiner gegenwärtigen Verfassung eben nicht auszeichne.

Das grosse Rumfordsche Arbeitshaus ist eingegangen. Die Chicane der Handwerker untergrub es: man benutzte dazu einen Augenblick des gerechten Unwillens über einige dabei angesetzte Beamte, die Geld untergeschlagen hatten. Indeß fühlt man schon das Bedürfniß einer solchen Anstalt.

Jetzt ist noch ein Theil davon übrig, die Spinnerei für den Militäretat. Ich sah hier sehr vorzügliche Spinnmaschienen von einem einfachen Mechanismus. Sie treiben 72 Fäden: die größten sogar 100. Die Fäden sind völlig gleich. Sehr selten geht etwas entzwei. Diese Maschienen sind alle nach Englischen Mustern sehr gut eingerichtet von Herrn Brettschneider. Man hat auch eine Zwirnmaschiene, die aber nicht gebraucht wrd. Die Maschiene zum Wollkämmen ist hier besser, wie die im Arbeitshause. Dort

wird sie von zwei Arbeitern getrieben; hier nur von einem.

In dem Spital der Narren befinden sich jetzt 32 Kranke. Sie genießen sehr reichliche, gute Kost, und eine sorgfältige Pflege. Zwei Wärter und eine Wärterin besorgen die Wartung. Man läßt sie gewöhnlich bei einander, jedoch nie ohne Aufsicht. Bei dieser Jahreszeit sah ich die meisten im Garten arbeiten. Einige sägten sogar Holz. Auf meine Bemerkung, daß mir dies zu gewagt schiene, versicherte man mich, es habe sich nie der Fall eines Mißbrauchs ereignet. Indeß läugne ich nicht, daß ich dennoch auf meiner Bedenklichkeit beharre. Zuweilen muß man auch Möglichkeiten vorbeugen.

Diese Unglücklichen fühlen so sehr den Werth des Zusammenseyns! Sie sehen es als empfindliche Strafe an, wenn sie in die einsamen Zellen zurück müssen. In der Regel sind auch nur die wenigen schlimmeren allein in ihren Zellen: gewöhnlich sind drei auch wohl vier in einer beisammen. Ganz wüthend war jetzt keiner.

So viel ich urtheilen konnte, werden sie auch in Rücksicht auf die Medicinalpflege gut behan-

delt. Man sagte mir, im vorigen Jahre wären sieben als geheilt entlassen.

Was ich in diesem Hause und in anderen Spitälern in München besonders vorzüglich fand, ist der Luftzug nach der sinnreichen Erfindung des Dr. Haberl. Ich hatte es nie für möglich gehalten, Reinlichkeit und Lüftung in öffentlichen Gebäuden, wo so viele Menschen beisammen sind, auf diesen Grad der Vollkommenheit zu bringen. Desto angenehmer ward ich durch diese Vorrichtung überrascht, die alles weit hinter sich läßt, was ich sonst von der Art gesehen habe. Selbst in den hohen, prächtigen Sälen in Würzburg war die Luft nicht so frisch als hier in Zimmern, die, wenn gleich geräumig, doch von weit geringerem Kubikinhalt waren.

Der verdiente Mann zeigte und erklärte mir die ganze Einrichtung mit der größten Bereitwilligkeit. Nur bei einem hohen Grade von Interesse kann man ein solches Werk zu Stande bringen. Allenthalben ist es offenbar, wie er die erste Anlage immer ausbildete, stets auf größere Vervollkommnung bedacht war. Und das alles hat er auf eigene Kosten unternommen: die vorgesetzten Behörden hatten keine Ohren für das

Wagstück. Erst jetzt, nachdem der Erfolg seine Bemühung so herrlich gekrönt hat, erhält er seine Vorschüsse zurück.

Unter den Betten in allen Zimmern geht ein Kanal, der die böse Luft einsaugt, und sie durch andere Kanäle unter der Erde in die Schornsteine bringt. Hier wird die Luft theils genutzt, um das Feuer zu verstärken, theils aus der obersten Oeffnung ausgeleitet. Dann ist auf dem Dache ein großer Kanal, von einem andern in der Queere durchschnitten, wie ein Kreuz. An den vier Oeffnungen befinden sich Klappen, wodurch die gute Luft, je nachdem der Wind die eine oder die andere öffnet, eingesogen wird. Dann geht diese Luft durch Röhren in die Säle hinunter, und wird in den Zimmern durch einen Behälter verbreitet, der um die Oefen angebracht ist.

Noch eine eigenthümliche, (mir wenigstens ganz neue, Einrichtung zur Reinigung der Luft fand ich selbst bei den Abtritten. Ein kleines Wasserrad leitet Wasser in alle Abtritte, deren immer zwischen zwei Betten einer ist. So wie man den Deckel aufhebt, spült das Wasser an, und führt den Unrath mit sich fort, in einen tie-

fen Kanal. Hier verliert der Geruch sich ganz und gar, so daß man nicht ahndete, welche Unreinigkeiten der Kanal enthielte, als man ihn einst öffnete. So wie man den Deckel zumacht, hört auch der Lauf des Wassers auf. Ueberdies sind um den Sitz noch Luftlöcher angebracht, wodurch denn auch die böse Luft aus den Zimmern noch mit eingesogen und abgeführt wird.

Diese trefflichen Einrichtungen sind jetzt in allen öffentlichen Spitälern angebracht, wiewohl mit einigen Abänderungen. So ward in dem Spital der Narren die Luft auf dem Dach, ohne Kanal, blos durch Klappen eingesogen und dann durch Röhren in die Zimmer geleitet. Auf eben die Art ward die böse Luft wieder ausgeführt. An der Seite des Gasterberges, der an das Spital stößt, ist dieser Ventilator höher, um den Luftzug zu befördern. Uebrigens ließ sich in diesem Hause jene Vorkehrung zur Reinigung der Abtritte nicht anbringen: und man merkt auch einen Unterschied im Geruch, obgleich sonst alle Sorgfalt angewandt ist, sie von außen zu reinigen.

Die Spitäler der barmherzigen Brüder und der barmherzigen Schwestern sind auf gleiche Wei=

se eingerichtet. In beiden sind die Zimmer der Kranken groß und geräumig. Alles ist sehr reinlich: in der ganzen Administration herrscht eine ächte Humanität, die das Elend möglichst zu vermindern strebt. Bei der Oekonomie sind manche vortheilhafte Einrichtungen angebracht. Unter diesen scheint mir der Vortheil des Rumfordschen Feuerheerdes einleuchtend.

Zwischen diesen beiden Spitälern ist das Findel- und Accouchir-Haus, deren Einrichtung man mir auch sehr gerühmt hat. Das Militär hat ein besonderes Spital.

Die Rumfordsche Suppen-Vertheilung ist eine von den Anstalten, die hier zu großer Vollkommenheit gebracht sind. Man hat sechszehn Veränderungen dieser gesunden und nahrhaften Speise. Alles wird mit der größten Reinlichkeit und Sorgfalt zubereitet. Ich habe selbst eine Portion gegessen, und, ich versichere Sie, mit Appetit. Durch glückliche ökonomische Einrichtungen ist man im Stande sie zu so wohlfeilen Preisen zu liefern. Die Portion kostet nur einen Kreuzer. Dafür und für noch einen Kreuzer zu Brod kann ein guter Esser sich vollkommen sättigen. Besonders wird diese Wohlfeilheit

durch die große Feuerersparniß bewirkt. Ein einziges Feuer treibt drei große Kessel, in denen gekocht wird: der Rauch erwärmt den höher liegenden vierten, der das Wasser zum Spülen liefert. Bei der Verwaltung überhaupt, und der Vertheilung der Portionen insonderheit, geht alles in der besten Ordnung. Täglich werden 4 bis 500 Portionen ausgetheilt. Der Churfürst, interessirt sich sehr für diese wohlthätige Anstalt. Er giebt täglich 100 Freizettel aus.

Eine andere, ganz vortreffliche Anstalt ist das Feuerhaus der Stadt. Es ward im Herbst 1795 vollendet, 80 Schritte lang und 18 breit. Aus zwanzig Thoren, die gegen einander stehen, hat man immer eine gedoppelte Ausfahrt. Alle Löschungsrequisite werden hier in der größten Ordnung aufbewahrt: über alles ist ein genaues Verzeichniß errichtet. Die Wagen sind mit zwei Deichseln versehen, um sie sogleich nach der zuträglichsten Richtung bringen zu können. Vier Pferde stehen beständig angeschirrt. Eine Anzahl Wagen steht mir großen Wasserbehältern in Bereitschaft. Pechkränze sind in Menge zur Hand, um zur Erleuchtung herumgefahren zu werden. Die Spritzen, die Schläuche, die Wassereimer,

die großen Leitern sind auf das vollkommenste eingerichtet. Mit den Weimarschen Rettungs-Säcken hat man sich hier auch schon versehen.

Es wird Ihnen gewiß gefallen, daß fast alle Fremde von Bildung, diese Anstalt besehen. Ich erstaunte über die Menge Nahmen in dem Buch, was man den Besuchenden vorlegt. Auch den König von Schweden fand ich darunter. Sey es auch nur die Wirkung eines Einfalls, so freuete ich mich doch dieser Anerkennung eines auffallenden Verdienstes um die bürgerliche Gesellschaft.

Jetzt wird noch ein zweites Haus der Art für Rechnung des Hofes erbauet. Man ist dabei noch auf manche Verbesserungen bedacht, die seitdem Erfahrung und weiteres Forschen an die Hand gaben.

Die Rettungsanstalten für Ertrunkene bestehen in wollenen Mänteln, Klystieren, Bürsten, Aderlaß-Apparat und anderen Werkzeugen, in einem eichenen, leicht beweglichen Kasten bei den Chirurgen in jeder Hauptgasse, besonders bei denen, die an Bächen wohnen. Man verdankt sie dem Grafen von Seeau seit dem Jahre 1784. In den ersten zehn Jahren wurden von 101 Verunglückten schon 40 gerettet.

Die Rettungskosten betragen 16 fl. 48 Kr. Davon sind bestimmt 3 fl. 24 Kr. dem Rettenden, 1 fl. 12 Kr. dem Ankündiger, 1 fl. 12 Kr. dem Kästchenbringer, 12 fl. dem Wundarzt. Der Preis eines Kästchens war sonst 25 fl. Die Lazarethe und die Landstädte müssen sich auf obrigkeitlichen Befehl damit versehen. Die erste Veranlassung zu dieser Anstalt gab die Rettung eines dreijährigen Knaben Johann Michael Eilesgruber, Sohn eines Gärtners. Sein Vater hat den Vorfall in folgenden originellen Worten aufgezeichnet: „An. 1773 den 30sten „April ist der Hans Michel um halb acht Uhr in „den Weyer (den äußern, jetzt ausgetrockneten „Stadtgraben vor dem Isarthor) gefallen, und „beyläufig 3 Viertel stund darinnen glegen, ein „viertel stund lang ist er völlig tod gewösen, um „halb 9 Uhr ist Excellenz Graf von Seeau kom„men, und hat ihn vom Tod erweckt. Den 2. „Mai bei Ihrer Churf. Durchlaucht gewösen, ich „und der Michel."

Die Beleuchtung ist schon 1731 den 18. Juny vorgeschrieben. Sie wird von einem besondern Amt unter Aufsicht der Polizei besorgt. Jedes dritte Haus, die breiten jedes zweite, hat

eine Laterne; an den Churfürstlichen Hofthoren und anderen Thorwegen sind Laternen zu beiden Seiten.

Badeanstalten sind nur Privat-Einrichtungen. Das sogenannte Hofbad, ein 1790 vergrößertes Gebäude, wird den ganzen Sommer häufig und mit Nutzen besucht. Auch ist ein Gesundheits- oder Isarbad im Jahr 1781 an dem vorbeifließenden Isararm angelegt, mit kleinen Gebäuden für Kaltbadende, und einem bequemen größeren Gebäude, mit allen Baderequisiten versehen.

Vor dem Isarthor, dem Sandlinger- und Schwäbingerthor, befinden sich drei Wasserthürme, wodurch das Wasser mittelst hölzerner Rennen in die Stadt geleitet wird. Ein eigener Brunnen- oder Wassermeister hat die Aufsicht darüber. Die Gräben und kleinen Bäche, sind, als Abführungskanäle jetzt verschlossen und überpflastert, auch sind die offenen Brunnen abgekommen. Dagegen haben fast alle Privathäuser sogenannte Laufbrunnen, die ihr Wasser aus Gräben und Kanälen empfangen. Vor dem Kostthörl ist ein Bach über den andern sehr künstlich geleitet.

Die Anstalten zum Holzflößen verdankt man unmittelbar den künstlichen Wasseranstalten. Sie sind ungemein wohlthätig, um die Stadt mit Feuerung zu billigen Preisen zu versehen, die sonst sehr theuer seyn würde. Man hat zwei sogenannte Triften: die Isartrift und Ambertrift.

Für jene ist schon 1587 ein Holzrechen erbauet, aber näher an die äußere Isarbrücke. Unter Max ward das Werk durch den geschickten Wasserbaumeister Reiffenstuhl dauerhafter eingerichtet. Es hat für Kunstverständige ein vorzügliches Interesse, und kann ähnlichen Anlagen zum Muster dienen. Das gefällte in kürzere Stämme gesagte Holz wird jährlich im Herbst mittelst sogenannten Riesen und Klausen von den Bergen bei Lengries und Tölz in die Isar getrieben. So treibt es nach München, und kömmt in den dazu eigends bestimmten Holzgarten auf den dahin geleiteten Kanälen. Während dieser Zeit ist die Isar in dem Abrecher gehemmt, worauf sich eine hölzerne Brücke für Fußgänger befindet: und das Fahren der Flöße ist inzwischen eingestellt.

In die Amber wird das oberländische Holz mittelst zweier Schleusen oder Klausen am Schönleutnergraben und Allel- und Bachenbach gebracht. So wird es nach Dachau geflößt, wo sich ebenfalls ein Churfürstlicher Holzgarten befindet. Von dort führt man es auf der Achse zur Stadt, wenn das Holz übermäßig theuer ist.

XVI.

München den 18. Juli 1804.

Man hat den Baiern oft, auch noch in den neueren Zeiten, Mangel an Kultur und Thätigkeit des Geistes vorgeworfen — aber großentheils mit Unrecht. Es ist wahr — in Baiern herrscht viel Finsterniß, in wie weit blinde Anhänglichkeit an die mißverstandenen Lehren der Katholischen Geistlichkeit, einen gewissen Haufen von Menschen in Rücksicht auf alle geistige Beschäftigung lähmt. Vielleicht giebt es kein religiöseres Volk in Deutschland, als die Baiern: ich meine, man zählt gegen 27000 Kirchen, das ist, bei einer beinahe gleichen Volksmenge sicher zehnmal so viele als bei uns. Auch will ich nicht läugnen, daß diese übermäßige Andacht den Geist bald stumpf macht, bald minder empfänglich, bald abgeneigt in Ansehung anderer Begriffe.

Aber damit sind wir noch nicht fertig. Sie pflichten mir ja sonst darin bey, daß der **Unterschied** der allgemeinen Aufklärung nicht so gar bedeutend ist in Ländern, die seit Jahrhunderten unter einer ordentlichen Regierung standen. Es giebt allerdings ein mehr oder weniger: aber das mehr oder weniger ist nicht so weit aus einander, daß Sie etwa den Sachsen durchaus kultivirt nennen könnten, und den guten Baiern unkultivirt. Der Sachse ist lebhafter, spricht besser: es giebt in Sachsen eine größere Anzahl unterrichteter Menschen unter dem sogenannten gemeinen Mann. Aber Sie finden bei diesem in Sachsen eben so wohl Aberglauben, Vorurtheil, Stumpfsinn als in Baiern. Abstrahiren Sie von Begriffen, die sich auf gewisse bildliche Religionsvorstellungen beziehen — und Sie werden den Unterschied nicht so gar groß finden. Nehmen Sie dem Baier das Gängelband ab, was ihm verblendete Pfaffen anlegen — und der Unterschied wird noch weit geringer.

Ich würde mir daher nie erlauben, eine Provinz in Deutschland cultivirt zu nennen, die andere uncultivirt. Von einzelnen Gemeinen, von kleineren Bezirken mag das Urtheil richtig seyn:

dort können Lokal-Ursachen kenntlichere Wirkungen hervorbringen. In Ländern von einem gewissen Umfang gleichen solche Verschiedenheiten sich unter einander aus. Das mehr oder weniger bleibt nicht bedeutend genug, um eine so absprechende Schätzung zu rechtfertigen.

Sehen Sie nun vollends auf die Masse von Kenntnissen in den gebildeten Ständen, so schwindet die Ungleichheit noch mehr. Abgesehen von einigen Gegenden Deutschlands, wo ein Zusammenfluß günstiger Umstände gerade unverhältnißmäßig mehrere Geister-Sterne der ersten Größe zusammenstellte — so ist die Lage der Kultur ungefähr dieselbe. Die Regierung kann der Verbreitung der Kenntnisse nicht günstig seyn: es kann an Aufmunterung fehlen: der Ton kann es sogar wollen, daß man für nicht aufgeklärt gelte. Darum verschwindet noch die Masse von Kenntnissen nicht bei den Verständigen im Volk. Einmal bestehen unsere litterarischen Anstalten. Durch die Universitäten, durch schriftstellerische Verbindungen, durch Reisende wird der Funke immer unterhalten, genährt, fortgepflanzt. Lassen Sie jene periodische Hindernisse aufhören:

die Flamme, die verborgen loderte, bricht wieder hoch empor.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, verdient Baiern keinesweges zu den weniger aufgeklärten Ländern Deutschlands gerechnet zu werden. Ich habe schon während eines Aufenthalts von einigen Tagen in der Residenz, so viel von litterarischen und Regierungs = Veranstaltungen erfahren, so viele unterrichtete Beamte in verschiedenen Klassen gesehen, daß ich diese Behauptung mit der größten Zuversicht vertreten darf.

Baiern hat auch namentlich von Seiten seiner Regenten in den letzteren Zeiten manche wohlthätige Mitwirkung zur Verbreitung der Aufklärung genossen. Churfürst Maximilian Joseph that viel in dieser Rückficht. Unter seinem Schutz war es, daß Sterzinger die Gewalt des Teufels zu einer Zeit anfocht, wo diese Lehre noch in manchen Gegenden für ein wesentliches Stück des Glaubensbekenntnisses galt. Carl Theodor unterstützte verschiedene Zweige der Wissenschaften und Künste mit großem Eifer und dem glücklichsten Erfolg. Die jetzige Regierung läßt es eine ihrer ersten Sorgen seyn, die Wissenschaften zu ehren, und eine liberale

Denkungsart zu befördern und zu verbreiten. Sie hat jährlich 138000 fl. für Wissenschaften und Künste bestimmt. Nicht blos auf die Residenz sollen sich die Anstalten einschränken: die Regierung sucht vorzüglich eine allgemeinere Verbreitung der Kenntnisse und des guten Geschmacks zu erreichen. In jeder der Hauptstädte soll eine Bibliothek, eine Gemähldesammlung, eine Antikensammlung aufgestellet werden. Man will einen eigenen Professor für die Ästhetik ansetzen, der sie theoretisch und praktisch lehren soll. Junge Leute reisen zu dem Ende, um sich zu diesem Beruf zu bilden. Auf gleiche Weise wird die Kunst auf den Universitäten und höheren Gymnasien gelehrt. Was an Büchern, Handschriften Kunstsachen aus aufgehobenen Klöstern und eingehenden Kirchen kömmt, wird zu diesem wohlthätigen Zweck gesammlet. Zuerst wird dann München mit dem ausgestattet, was dort noch fehlt: das übrige kömmt in die Provinzial-Hauptstädte. Nur Doubletten, die nirgends mehr zur Ergänzung dienen können, sind zum Verkauf bestimmt.

Die Akademie der Wissenschaften nimmt seit 1784 das erste Stockwerk des ehe-

maligen Jesuiter-Collegiums ein. Sie ward 1759 den 28. März von Maximilian Joseph gestiftet. Ihre Mitglieder sind in zwei Klassen getheilt: die historische und philosophische. Sie hat einen sehr guten physikalischen und mathematischen Apparat. Auch das Naturalien-Cabinet ist beträchtlich, besonders an bairischen Mineralien. Alles ist sehr gut geordnet und gefällig aufgestellt. In einem der Versammlungszimmer hängen die Bildnisse bairischer Gelehrten. Die öffentlichen Lehrstühle der Experimental-Physik, der Naturgeschichte, der Zeichenkunst sind mit der Akademie verbunden. Sie setzt jährlich zwei Preisfragen aus, eine philosophische und eine aus der vaterländischen Geschichte. In ihren Schriften finden sich mehrere vorzügliche Abhandlungen, auch werden ihre meteorologischen Ephemeriden sehr geschätzt.

Durch die Akademie ist der mechanische Kunstsinn noch auf mannigfaltige Weise gepflegt und geschärft, der den Baiern fast als Naturanlage eigen ist. In der Manipulation aller Fabriken und Manufacturen, die ich besuchte, habe ich Beweise davon gesehen, die mich sehr interessirten. Noch mehr Beispiele kenne ich aus zuverlässigen

Nachrichten. So rühmte man ungemein den Mechanism bei der trefflichen Bohr-Maschiene für Kanonen. Die Franzosen nahmen sie weg; der Künstler hat aber jetzt eine neue verfertigt.

In dem zweiten vorderen Stock des Jesuiter-Collegiums hat die Churfürstliche Bibliothek ein treffliches Emplacement erhalten. Diese Bibliothek ward schon von Herzog Albrecht V. gestiftet In der Folge erhielt sie einen beträchtlichen Zuwachs durch viele Privatbibliotheken, zuletzt einen sehr brauchbaren durch die Bibliothek des Staats- und geheimen Kanzlers, Freiherrn von Kreitmayr, der 1790 starb. Churfürst Carl Theodor vermehrte sie mit großer Sorgfalt und vielen Kosten. Er gab ihr auch die jetzige Einrichtung. Das Andenken dieser Wohlthat überliefert eine lateinische Inschrift auf einem schönen Monument aus schwarzem Gypsmarmor von dem Hofstukator Feichtmayer. Unter der jetzigen Regierung ist sie noch weit mehr angewachsen durch die vielfachen Schätze, die in den aufgehobenen Klöstern zerstreuet waren. Sie ist jetzt eine der größten in Deutschland; wenn alles aufgestellt und geordnet seyn wird, dürfte sie gegen 400000 Bände zählen.

Man sucht die möglichste Vollständigkeit zu erreichen: insonderheit in allen großen Prachtwerken. Das Fach der vaterländischen Geschichte ist ganz vollständig: die deutsche Geschichte überhaupt, insonderheit die des mittleren Zeitalters ist es schon in hohem Grade. Unter den Seltenheiten zeigte man mir die prächtige Bibel Martin Luthers, in zwei großen Foliobänden auf Pergament gedruckt zu Wittenberg durch Hans Lufft 1561 oder vielmehr, wie am Ende steht, 1560; eine Ausgabe von Fuggers Oesterreichischer Chronik mit den ausgelassenen Stellen; einen Abdruck Italiänischer Kunstwerke mit Kupfern auf beiden Seiten, ein einziges, eigends für den Churfürst Carl Theodor verfertigtes Exemplar. Alte Drucke und Holzschnitte, die vor der Erfindung der Buchstabenschrift vorhergiengen, giebt es viele und sehr merkwürdige. Das älteste gedruckte Buch ist vom Jahre 1450. Man hat die Bibel vom Jahre 1459 und 1462; die mit der Jahrszahl 1460 hat eine falsche Jahrszahl, obgleich sehr täuschend. Eine Erklärung der Dreieinigkeit aus der Naturgeschichte mit vielen Abbildungen, enthält manche der sonderbarsten Ideen: z. B. eine Stute, die durch den

Wind befruchtet wird. Auch ist die Bibliothek sehr reich an alten Handschriften. Ich sah ein sehr wohl erhaltenes Manuscript auf Papyrus; einen Dioscorides aus dem 8ten Jahrhundert; ein lateinisches Evangelienbuch auf purpurfarbenem Pergament, die 3 ersten Evangelisten mit goldenen Uncial-Buchstaben, den Johannes mit silbernen aus dem neunten Jahrhundert. Das älteste Manuscript ist vom Jahre 600; die ganze Anzahl soll gegen 3000 betragen. Eine Blumenlese von diesen Schätzen theilt jetzt der gelehrte Oberbibliothekar, Freiherr von Aretin in einem Journal mit, wovon schon mehrere Bände erschienen sind.

Das Hoftheater hinter der Residenz, von Maximilian Joseph nach 1760 zuerst als Opernhaus erbauet, ward 1795 bei der Vermählung des Churfürsten Carl Theodor mit der Erzherzogin Maria Leopoldina, zum beständigen Schauspielhause bestimmt. Es ist ein schönes, geschmackvolles Gebäude. Die Hofschauspielergesellschaft zählt mehrere vorzügliche Künstler. Unter ihnen fand ich an Zuccarini und Lambrecht alte Bekannte, die ich als Odoardo und Maler Conti mit Vergnügen sah. Besonders gut

besetzt ist das Orchester. Wir sahen die neue Oper Sargino. Die treffliche Musik und das sehr gute Theaterspiel lassen die fade Fabel vergessen.

Von den kleineren Theatern sage ich Ihnen nichts. Sie sind nur für die niedrigeren Volksklassen, und zeichnen sich auch in dieser Rücksicht durch nichts aus, was sie uns unserer Aufmerksamkeit würdig machte. Nur das fand ich bemerkenswerth, daß der Einlaß bei einigen so ungemein niedrig ist, wo ich nicht irre bei einem sogar nur 1 Kreuzer für den letzten Platz. In dieser Sorgfalt auch dem Armen seine Circenses um einen so leichten Preis zu verschaffen, ist etwas Humanes, das man nur selten nach Verdienst würdigt. Und hier verdient es desto mehr Lob, weil zugleich allem Mißbrauch möglichst vorgebeugt ist. Die Churfürstliche Theaterintendenz führt eine genaue Aufsicht über alle Schauspiele: ohne ihrem Vorwissen darf keins, irgend einer Art, gegeben werden.

Die Gemählde-Gallerie, auch schon von Albrecht V. und Wilhelm V. im sechszehnten Jahrhundert angelegt, ward 1783 an dem Orte aufgestellt, wo sie sich jetzt befindet. Das Gebäude besteht aus sechs großen Zimmern und

einem Saal in der Mitte; einfach aber geschmackvoll verziert. Der Director ist ein sehr verständiger, einsichtsvoller Mann. Alles ist mit vieler Auswahl so gestellt, daß man, so viel möglich, zugleich den Fortschritt der Kunst sieht. Die ganze Anzahl mag etwa 1400 betragen. Es finden sich sehr vorzügliche Stücke darunter, besonders von niederländischen Meistern: doch hat man auch mehrere Italiänische Meisterwerke. Besonders bemerkte ich einige treffliche Nachtstücke, und, auf den zahlreichen Jagdstücken, ganz täuschende Hasen. In dem letzten Cabinet sind die größten Meisterwerke aller Art zusammen gestellt. Ihrer sind etwa 150: ein hoher Kunstgenuß, doppelt überraschend, nachdem man schon so viel schönes vorhergesehen hat. Zwei Köpfe von Menggs und ein Hieronymus von Raphael schienen mir vor allen den Preis zu behaupten. Der letzte ward erst neulich aufgefunden. Ueberhaupt erwartet auch diese Kunstsammlung neue, wichtige Schätze aus den aufgehobenen Klöstern. Als ein einländisches Kunstwerk zeigt man auch eine Uhr von Martin Arzt, welche den Planetenlauf, und die Stundenanzeige in allen Welttheilen, zu München

und Wien, zu Pekin, am Senegal und in Kalifornien darstellt.

Außer dieser öffentlichen Sammlung, giebt es mehrere in den Händen von Dilettanten. Unter diesen zeichnen sich die Gemählde, Wasen und Antiken aus, welche der Staatsminister, Graf Morawitzky, besitzt. Er hat mehrere Meisterstücke. Seiner Liberalität verdankt das Publikum auch die schöne Statüe am Eingang des Englischen Gartens.

Zwei gesellschaftliche Verbindungen zielen, nebst der gefälligen Unterhaltung, auch auf Verbreitung und Mittheilung gemeinnütziger Kenntnisse ab.

Das Musäum zählt die meisten gebildeten Männer der Residenz unter seinen Mitgliedern. Die Anzahl ist jetzt schon 280; was ich von der geselligen Einrichtung erfahren habe, sichert die Fortdauer fast vor allen Zufällen. Ihre Gesetze scheinen mir musterhaft: die Regierung mischt sich, wie es seyn muß, nicht im mindesten in ihre Angelegenheiten. In einem sehr geräumigen Emplacement sind die Zimmer so vertheilt, daß jeder die ihm gemüthlichste Unterhaltung haben kann, ohne zu stören oder gestört zu werden.

Fast alle Journale und Zeitungen werden gehalten, gelesen, besprochen ohne die mindeste Idee eines Zwangs oder einer Ausspähung. Ueberdies besitzt die Gesellschaft eine auserlesene, sehr zweckmäßige Bibliothek fast von allen Hülfsmitteln, deren man bey dieser Lecture bedarf. Insonderheit bemerke ich, was ich noch nie in dem Maaße bei ähnlichen Einrichtungen sah, Handbücher und Sammlungen von Landcharten, Planen und Rissen, die man bei den Begebenheiten des Tages so gern zu Rathe zieht. Sie gewähren oft durch Vergleichung mit dem vergangenen eine helle Ansicht in dem günstigen Augenblick, der so vielleicht nicht wiederkehrt. Die Wirkungen davon lassen sich nicht berechnen: wer vermag sich immer Rechenschaft zu geben, wie diese oder jene glückliche Idee bei ihm entstand? Der weise Mann nimmt bei seinen Veranstaltungen auch auf solche Möglichkeiten Rucksicht: die Wirklichkeit erwartet er von dem Verhängniß.

Die Harmonie, eine jüngere Schwester, hat ungefähr dieselbe Einrichtung. Doch scheint mir im Ganzen hier nicht so viel auf wissenschaftliche Zwecke gesehen zu seyn. Dagegen ist die

gesellige Unterhaltung noch lebhafter; besonders des Abends. Auch begünstigt das noch schönere Lokal gesellschaftliche Feste in höherem Grade.

Wir brachten in der Harmonie einen sehr angenehmen Abend zu, dem ich noch manche schätzbare Bekanntschaft verdanke. Ueberhaupt finde ich den geselligen Ton hier so fein, und dabei so vernünftig frei und so ächt liberal, als man es mit Billigkeit nur irgend erwarten kann.

Ich hatte nun noch das Glück, von meinem Aufenthalt in Rastadt her, mehr als eine Verbindung erneuern zu können, die mich über die immer beschwerlichen ersten Approchen hinaus setzte. Den dirigirenden Ministern, Freiherrn von Montgelas und Grafen Morawitzky war ich schon bekannt: mit dem geheimen Referendar von Zentner hatte ich mich dort oft über manche Gegenstände unterhalten, die zum Theil jetzt unmittelbar in seinem wohlthätigen und ausgebreiteten Wirkungskreis lagen. Nun kam noch dazu, auf die Empfehlung eines Freundes in Würzburg, die Bekanntschaft des geheimen Referendar von Stichaner, eines Mannes von eben so großer Einsicht als libera-

lem Sinn. Er sorgte mit einer so freundschaftlichen Gefälligkeit für meine Belehrung über alles, wofür ich mich in dieser jetzt so merkwürdigen Residenz vorzüglich interessiren muste, daß ich ihm stets die dankbarste Ergebenheit widmen werde.

XVII.

München, den 19. Juli 1804.

Pfalz=Baiern ist jetzt unstreitig der wichtigste Staat in Deutschland — denn Oesterreich und Preußen können wir nicht als deutsche Staaten betrachten. Chursachsen giebt ihm freilich an wirklichen Staatskräften wenig nach. Allein Sachsen hat ungefähr den Grad der Kultur erreicht, der keine sehr bedeutende Vergrößerung mehr zuläßt; hingegen Baierns Anlagen sind großentheils noch unvollkommen genutzt.

In Baiern leben, nach den richtigsten Schäzzungen auf 1090 Q. Meilen über 2,300,000 Menschen: in Sachsen hingegen auf 700 Q. M. etwa 2,100,000 Menschen. Dreitausend Menschen auf die Q. Meile ist für einen Staat von einem gewissen Umfang schon eine sehr starke Bevölkerung. Baiern müßte noch um $\frac{1}{4}$ stärker bevölkert seyn, ehe es diesen Grad erreichte.

Wirklich sind viele Gegenden nur schwach bevölkert: und in denen, die es am stärksten sind, ist die produktive Kraft des Bodens so groß, daß er verhältnißmäßig mehr Menschen, als in Sachsen, ernähren könnte.

An Getraide, Vieh, Salz hat Baiern einen großen Ueberfluß: für alle diese Artikel, insonderheit für Getraide, erhebt es bedeutende Summen von dem Auslande. Auch Holz, Eisen, Hanf, Flachs und Wolle werden ausgeführt. Ueberdies besitzt Baiern einen Schatz von Mineralien, der aber noch nicht hinlänglich bekannt ist. Erst die jetzige Regierung läßt es sich recht angelegen seyn, den Bergbau zu befördern und zu beleben. Bisher sind mehrere wichtige Gegenstände fast nicht beachtet. So ist man z. B. kaum darauf gefallen, daß sich mineralische Bäder im Lande befinden. Gleichwohl soll es sehr vorzügliche in der Gegend des Stahremberger Sees geben. Jetzt läßt die Regierung sieben derselben bereisen und untersuchen. Der Bericht wird nachher gedruckt werden.

Die Einwohner sind von mäßiger Größe, von starkem Körperbau; nicht so feine Gesichtszüge, wie die Sachsen, breitere Gesichter, aber doch

nicht flache. Ich finde viele Aehnlichkeit mit unseren Landsleuten, nur daß die Gesichtsfarbe bei uns weißer, das Haar heller ist. Es ist ein gutes, biederes, unverdorbenes Volk. Eine gewisse Schwere glaube ich bemerkt zu haben, wie bei uns: ich sollte aber meinen, daß die Baiern sich leichter beleben ließen. Man findet bei ihnen sehr viel mechanisches Genie und Kunstgeschicklichkeit. Aber, wenig geneigt, vorzutreten, vergräbt mancher ein ausgezeichnetes Talent unter der Hülle des alltäglichen Strebens. „Wenn „man nur zu suchen versteht", sagte mir der Churfürst, „so findet man bei meinen Baiern „viel Gutes, das man nicht erwartet hatte."

Eine Nationaltugend besitzen sie in hohem Grade — Vaterlandsliebe. Ich wüßte nicht, daß irgend ein deutsches Volk sie darin überträfe: die meisten stehen ihnen bei weitem nach. Sie erinnern sich noch vielleicht, mit welcher Empfindung ich Ihnen einst die schöne Stelle aus Berengers Briefen von dem armen Provenzal mittheilte, der Ludwig XVI. Bild auf dem Goldstück küßte. „Du guter König, wenn du unsere Noth kenntest, sie wäre „gehoben." Gerade so der Baier. Kein Unge-

mach, keine Verlockung schwächt seine Anhänglichkeit an sein Vaterland und an seine Regierung. Baiern hat während des letzten Krieges unglaublich gelitten von Feind und Freund: aber jede Klage wird von frohem Selbstgefühl erstickt, sobald der gutmüthige Bewohner auf die Vorzüge des Landes, auf die Gesinnung seines Regenten geführt wird. In keiner Aeußerung habe ich die Stärke dieses Gefühls deutlicher erkannt, als in den Urtheilen über die Abschaffung mancher religiöser Mißbräuche und über die Aufhebung der Klöster. Trotz der nicht zu läugnenden Macht des Aberglaubens hat die herrschende Stimmung in Baiern jeden vorwitzigen Tadel fast in dem Augenblick unterdrückt, wo er sich aussprechen wollte.

Was den Wohlstand des Landes bisher hauptsächlich geschwächt hat, sind einige wesentliche Hindernisse einer besseren Landwirthschaft. Die Gemeinheiten sind noch im ganzen unverändert; die Frohnen, hier Tagewerk genannt, drückend; die meisten Arbeiter, die sogenannten Leerhäusler, ohne Hoffnung eines sicheren Auskommens für die ihrigen. Solche Gebrechen können sich hier nur verewigen, wie überall in

Deutschland, durch Nachlässigkeit oder Schwäche der Regierung, durch Eigennutz und Verblendung der privilegirten Gutsbesitzer, durch Stumpfsinn und Verzagtheit des gemeinen Landmanns. Aber es kann nicht fehlen; bei ihrer Aufmerksamkeit auf alles, was zum Wohl des Landes gereicht, wird die jetzige Regierung hierin Einsehen haben. Ohne ihre unmittelbare Einwirkung kann die Sache keine andere Gestalt gewinnen. Sie muß vorerst die Frohnen beschränken, dann mittelbar ihre Verwandlung in Abgaben auf alle Weise behindern. Ferner muß sie die Theilung der Gemeinheiten allgemein vorbereiten, und dann nach und nach mit Vorsicht vollziehen. Mit beiden Veranstaltungen läßt sich eine angemessene Niederlassung der Leerhäusler so füglich verbinden, daß beide wie Mittel und Zweck gegenseitig zusammen treffen.

Ein anderer sehr auffallender Uebelstand in Baiern scheint mir die ungeheure Anzahl der zehrenden Mitglieder zu seyn. Ueber die Ursachen mich zu belehren habe ich nicht Zeit genug; aber die Sache an sich ist wohl nicht zweifelhaft. Vieles wird nun für die Zukunft schon gewonnen durch die Verminderung der Zahl der Geistlichen:

vieles, wenn man das einzig wahre Prinzip der Armenpflege gehörig handhabt, Allmosen zu geben nur in so weit jemand sich nicht selbst ernähren kann. Indeß müßte ich glauben, daß man noch in mehreren Zweigen mit Nutzen Reductionen vornehmen konnte.

Ferner fehlt es Baiern im Ganzen noch sehr an Kunst= und Handels=Industrie. Sie wissen wohl, daß ich ein abgesagter Feind des Fabriksystems bin, daß durchaus alles im Lande verfertigt wissen will. Solche krüppelhafte Pflanzungen gedeihen nie. Ich lasse dem Grafen Herzberg gerne sein Spiel mit Maulbeerwaldungen, und wenn es Millionen kostete: aber er muß mich nicht überreden wollen, daß er mit Brandenburger Seide eben das mache, als mit Italiänischer. Darum bin ich auch weit entfernt zu wünschen, daß Baiern Fabriken aller Art bei sich hervorrufe. Nur solche dürfen nicht fehlen, welche die gemeinsten Bedürfnisse befriedigen, um so weniger, weil das Land die Erzeugnisse dazu fast alle liefert. Solche Fabrikate dem Einwohner im Lande zu verschaffen, trägt gar zu viel bei zur Erhöhung des Lebensgenusses im allgemeinen. Und dies ist ja wohl die oberste Pflicht einer Regierung,

die überzeugt ist, daß sie Pflichten habe, und nicht blos Rechte — wie einst Ludwig XIV. sagte, als man ihm gegen die Dragonaden Vorstellungen machte.

Zum Theil liegt hierin die Ursache, warum der Handel bisher für Baiern nicht günstig ist — wie man gewöhnlich zu sagen pflegt. Freilich ist das nur in einem gewissen Sinn zu nehmen. Beständig verlieren kann keine einzige Nation, sonst müste der Staat zu Grunde gehen. Aber das mehr oder weniger ist doch auch nicht gleichgültig. Baiern tauscht sich allerdings seine auswärtigen Bedürfnisse ein für seine überflüssigen Natural-Produkte: darum verschwindet das baare Geld nie ganz aus dem Lande, obgleich so große Summen jährlich dem Auslande zufließen. Allein wenn die letzteren vermindert würden, durch Vermehrung inländischer Kunsterzeugnisse, so müste in eben dem Verhältniß beides der Lebensgenuß steigen, und der Geldumlauf mehr belebt werden, zum großen Vortheil für die Gewerbsamkeit überhaupt.

Auch hierin ist die jetzige Regierung nicht unthätig. Ueberhaupt ist es nicht möglich, bessere Absichten zu hegen, sich sorgfältiger mit Kennt-

nissen zu umgeben, eine größere Wirksamkeit zu äussern. Sie richtet ihre wohlthätige Aufmerksamkeit auf alle Zweige der Verwaltung, auf alle Gegenden. Ueberzeugt, daß alles auf die Wahl der Agenten ankömmt, sucht sie verdiente Männer mit der größten Sorgfalt auf, ohne alle Nebenrücksichten. Mit bedeutendem Aufwand hat sie mehrere ausgezeichnete Fremde in das Land gezogen, von denen sie in diesem oder jenem Fach mit Grund etwas Außerordentliches erwarten konnte. Ihre Veranstaltungen zeugen beides von tiefer Einsicht, und von reifer Ueberlegung. Fast in allen Vorschriften zeigt sich der Geist der Besonnenheit, der umfassende Blick, der das Gegenwärtige durchdringt und die Zukunft berechnet. Wo sich Collisionen zeigen, wo Vorurtheile zu bekämpfen sind, bemerkt man immer eine Mäßigung, welche mit dem versöhnt, was die unvermeidliche Nothwendigkeit mit sich bringt. Darum können auch ihre Beschlüsse mit der Festigkeit ausgeführt werden, welche unstreitig zu den ersten Eigenschaften einer guten Regierung gehört.

Sollte ich etwas tadeln, so wäre es nicht das zu wenig, sondern das zu viel.

Ich sehe Sie hier lächeln, fast ein wenig spöttisch.

Nicht wahr? wenn ich etwas zu rasch finde, der ich sonst so sehr für unbeschränkte Thätigkeit der Regierung und für die ganzen Maaßregeln bin — so muß es weit kommen.

Aber beinahe ist es auch hier der Fall. Es scheint mir, als gehe die Regierung manchmal zu weit in ihrem rühmlichen Eifer alles besser zu machen. Ich weiß nicht, ob irgend eine Nation reif ist für eine so schnelle, allgemeine Reform: von den Baiern mögte ich es nicht behaupten. Immer ist mir hier Josephs Geschichte gegenwärtig: das herzzerschneidende Schicksal des unglücklichen Monarchen, der bei dem besten Willen, bei den trefflichsten Anlagen bei weitem nicht das Gute that, was er konnte, wenn er sich mehr Zeit ließ. In dem Umfange freilich ist die Bairische Regierung nicht vorschnell: auch hat sie nicht von außen mit so widrigen Verhältnissen zu kämpfen. Aber mir sind doch mehrere Veranstaltungen bekannt geworden, wo sie ohne hinlängliche Vorbereitung zu Werke gieng. Gewöhnlich muß man dann wieder zurücktreten,

und dies kann nicht anders, als der guten Sache großen Nachtheil bringen.

Ein auffallendes Beispiel der Art haben Sie an der ärgerlichen Geschichte mit der unmittelbaren Reichsritterschaft in Franken. Ich nenne sie ärgerlich — auch in Rücksicht auf meine individuelle Empfindung. Sie wissen wie gram ich diesen Spielereien mit Landeshoheitsrechten bin: wie sehr ich des gemeinen Bestens wegen wünsche, alle diese Herren und Grafen mediatisirt zu sehen. Nun fürchte ich desto mehr, das Unwesen werde noch länger bestehen, als wenn dieser mißlungene Versuch nicht gemacht wäre. Und das hätte sich doch vermeiden lassen, wenn man zuvor, wie der Englische Admiralitäts-Richter verlangt, gehörigen Orts auf den Puls gefühlt hätte. Indeß hofft man in München, die Sache werde gleichwohl noch gehen, vielleicht in kurzem schon. Man behauptet sogar die Ursache des schlechten Erfolgs liege vorzüglich an der unverständigen Nachäffung kleinerer Souveräne, die dann, wie gewöhnlich, die Maaßregeln noch sehr übertrieben.

Und dann glaube ich, daß die Regierung mit den Finanzen keinesweges auf das Reine ist. Besondere Data darüber habe ich nicht: es ist

einer von den Gegenständen, worüber ein verständiger Reisender nie directe Belehrung suchen darf. Allein die allgemeinen Kennzeichen der Finanzschwäche, das öffentliche gleichgültig ausgesprochene Urtheil, die Mittel, wodurch die Regierung sich für den augenblicklichen Bedarf Zuflüsse verschafft, bestimmen gleichwohl meine Meinung in einem gewissen Grade.

Wunder nehmen darf es Sie auch freilich nicht, wenn die bairische Regierung in Finanzverlegenheiten sich befindet. Bedenken Sie nur, was das Land während des langen Krieges gelitten hat! was unter so manchen Rubriken an Frankreichs Armee und Regierung bezahlt ist! was die neuen Erwerbungen gekostet haben! Auf den neu erworbenen Ländern ruhen sogar noch so bedeutende fortwährende Lasten, daß die bisherigen Landeseinkünfte zum Theil dadurch erschöpft werden.

Indeß ist es eben so gewiß, daß die Regierung in den eingezogenen Kloster- und Kirchengütern eine mächtige Hülfsquelle hat, die allein schon hinreichend seyn dürfte, das Gleichgewicht herzustellen. Ob dies geschehen wird, dürfte wohl auf die Art der Benutzung beruhen. Läßt

man sich verleiten, mehr auf das Bedürfniß des Augenblicks zu sehen, so wird die Cur nur zum Palliativ: bei der ersten ungünstigen Lage des Staats ist das alte Uebel wieder da. Erhält man sich hingegen in den Einkünften dieser großen Güter einen immerwährenden jährlichen Zuwachs des Staatseinkommens, wovon man nur allmählig, aber gewissenhaft in bestimmten Terminen die Staatsschuld abbezahlt, und den Hofbanquiers ihre Vorschüsse erstattet, so ist Baiern auf immer geholfen.

Dann gestehe ich Ihnen auch, das Militair kostet mir zu viel. Eine Armee von 40000 Mann für Baiern! das ist zu viel. Ihre Unterhaltung muß das Land in seiner gegenwärtigen Finanzverfassung drücken. Inzwischen bescheide ich mich gerne, daß politische Verhältnisse sie vielleicht nothwendig machen. Dann hören aber auch alle allgemeine Vergleichungen auf, die sonst in Betracht kommen, wenn man eine Veranstaltung an sich beurtheilt. Sonst möchte man freilich sagen, eine so starke Armee wäre immer unzureichend zum Schutz gegen Oesterreich, und überflüssig gegen alle andere Nachbaren.

Uebrigens beobachtet die Regierung bei ihren Maaßregeln eine Publizität, die nicht anders als jedem Verständigen sehr gefallen kann. Ihrer guten Absichten sich bewußt, und überzeugt von dem inneren Werth ihrer Veranstaltungen, bedient sie sich keiner gedungenen Lobredner, um sie dem Publikum anzupreisen, sondern nur einer einfachen, ungeschminkten Darstellung. Wo es nöthig ist, werden angemessene Belehrungen hinzugefügt; immer nur in dem erzählenden Ton, der, auf Wahrheit gegründet, seines Eindrucks nie verfehlt. Der Weg dieser Mittheilung ist das Amtsblatt, welches jeder Provinz bestimmt ist. Es enthält zunächst die Verordnungen, sowohl die allgemeinen, als die für die betreffende Provinz insbesonderen: dann andere Bekanntmachungen und Nachrichten, welche die Regierung allgemein zu verbreiten wünscht. Diese Staatslectüre, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, wird bis jetzt in Baiern so zweckmäßig bearbeitet, daß ich kein Bedenken tragen würde, sie allgemein als Muster zu empfehlen.

XVIII.

Salzburg, den 22. Juli 1804.

Wir wählten anstatt des gewöhnlichen Weges nach Wien über Braunau, der über das für Deutschland so unglückliche Hohenlinden führt, den über Salzburg, wegen der Salzwerke und der romantischen Gegenden. Beide sind fast gleich weit: der erste ist 57, der zweite 58 Meilen.

Der Kaiserliche Gesandte in München, Freiherr Buol-Schauenstein, war so gefällig mir einen Paß zu geben. Ich hatte diese Vorsicht unterlassen: wer denkt auch so leicht im Frieden daran, daß es im Frieden neben einem Paß von dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten noch eines andern bedürfe? Inzwischen verhält es sich so: und in die Kaiserlichen Erbländer darf niemand reisen ohne mit einem Paß von einem Kaiserlichen Minister im Auslande

versehen zu seyn, wenn er nicht etwa von der Staatskanzlei in Wien selbst einen erhalten hat.

Die gewöhnliche Straße nach Salzburg über Wässerburg beträgt 17 Meilen oder 34 Poststunden. Auf dieser Straße ist die Stadt Wasserburg am Jun, und das Schloß Stain an der Traun merkwürdig: jene $3\frac{1}{2}$, dieses $5\frac{1}{2}$ Posten von München. Will man die Salzwerke sehen, so hat man von Stain nur eine Post nach Traunstein, und von dort zwei Posten nach Reichenhall. Es sind also überhaupt nur 17 Meilen bis Reichenhall, und man hat durchgehends Postpferde. Von Stain gerade nach Salzburg sind nur zwei Posten und durchaus Chaussee.

Anstatt dessen rathen meine Freunde mir den Weg über Rosenheim zu nehmen, um der Aussicht am Chiemsee willen. Man nennt ihn die Handlungs-, Post- und Salzstraße. Er ist eine Meile weiter, nur in Rosenheim muß man sich mit Hauderern behelfen. Aber die interessante Gegend lohnt reichlich für diese Beschwerde.

Mit Anbruch des Tages machten wir uns auf den Weg, und erreichten noch denselben Abend Traunstein. Begleitet von der trefflichen Chaussee-Charte in dem Reise-Atlas von Baiern,

den Herr von Stichauer mir mitgegeben hatte, ward es mir leicht, mich allenthalben zu orientiren.

Die drei Straßen nach Wien über Braunau, nach Salzburg über Wasserburg und nach Rosenheim gehen alle in östlicher Richtung. Bald scheiden die beiden letzteren sich am Ende der äußersten Isarbrücke. Der Weg nach Rosenheim geht in Südwesten über eine Anhöhe am Gasteig weg nach Rammersdorf, Perlach in der Ebne, zwei Stunden lang über die Perlacher Haide, durch Gesträuche bis Hechenkirchen, dann über Kornfelder bis Dornhar.

In Peiß, einem Markt sechs Stunden von München, die für sieben bezahlt werden, ist die Station. Man kömmt über Kornfelder nach Grygenhofen und Großhalfendorf. Hier geht eine alte Römerstraße von Kleinhalfendorf her über den Weg durch ein Gehölz nach Holzenkirchen. Nachher geht der Weg zwischen Oberreit und Unterreit über Berge nach Feldkirchen, wo eine Salzniederlage von dem neun Stunden weit entfernten Traunstein ist. Von da kömmt man durch bergigte Waldung längs dem kleinen Fluß Mangold; der zur Rech=

ten bleibt, dann über Kornfelder zwischen den Dörfern Moxhofen, Kirchdorf, Niederwiex, Hoyling, Wechenlinden, Wiex, Zenkhofen, Heufeld. Vor Aibling liegt zur Linken das Schloß Maxlrain sehr schön. Es ward schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts von Podalunk von Maxlrain aufgeführt: nachher ward es 1582 neu aufgebauet und ist jetzt sehr geschmackvoll eingerichtet.

Aibling, die Poststation, 6 Stunden von Peiß, ist ein alter Markt, das Albianum der Römer. Man sieht noch Ueberbleibsel Römischer Werke. Der Markt hat 200 Häuser, über 900 Einwohner, 4 Kirchen und eine Kapelle. Das Churfürstliche Schloß auf dem Hofberg hat einen festen Thurm, von dem man die umliegende Gegend sehr gut übersieht. Die Fleckensschule wird auch an Sonn- und Festtagen stark besucht. Das Landgericht Aibling hat auf 6 Q. M. 19811 Menschen und 3722 Feuerstellen.

Durch den Ort fließt der kleine Fluß Glon. Die Gegend ist sehr gut angebauet, man bauet viel Hanf und Klee, und bracht nicht mehr.

Hinter Aibling führt eine Brücke über die Mangold. Nicht weit davon fällt die Glon hin-

ein. Nachher kömmt wieder eine Brücke über die Mangold, die dann wieder rechts bleibt. Noch vorher geht zur Rechten die Handelsstraße und Poststraße nach Kufstein ab. Es sind 5 Meilen von Aibling nach Kufstein über Fischbach und den Paß Klausen.

Die Gegend wird etwas bergigt; bald aber geht es wieder in der Ebne, links vor Fürstetten vorbei, nach Rosenheim. Man sieht beträchtliche wüste Strecken, die sich ohne Zweifel sehr gut cultiviren ließen. Wirklich hat der Churfürst auch angefangen zur Linken des Westendorfer Holzes eine Colonie anzulegen.

Rosenheim, drei Stunden von Aibling, ist einer der schönsten und lebhaftesten Märkte am Inn, der links herauf kömmt, und nach Braunau hin fließt, bis er sich nachher bei Passau mit der Donau vereinigt. Nicht weit von diesem Markt ist die Innbrücke, über welche die Franzosen am 10ten Dezember nach der Schlacht bei Hohenlinden setzten, obgleich die Oesterreicher 3 Joch von der Brücke abgebrannt hatten.

Der Ort treibt schon seit mehr als 900 Jahren einen bedeutenden Handel. Er hat 200 Häuser, 7 Kirchen, außer dem Markt die Loretto=

Capelle und ein Kapuzinerkloster. Man zählt an 1600 Einwohner. Hier ist ein sehr lebhafter Transport von Kaufmannsgütern an die Donau nach Oesterreich, Ungarn und das ganze untere Reich. Es giebt hier bedeutende Getraide- und Weinhändler. Sie verführen viel Getraide nach Oesterreich und beziehen wieder Weine aus Oesterreich und Ungarn. Vor dem Markt ist der Gesundbrunnen Kipferling, dessen Wasser gegen Lähmungen stark gebraucht wird. Das Landgericht Rosenheim zählt auf 6 Q. M. 1891 Feuerstätten und gegen 10700 Einwohner.

Bis Traunstein rechnet man 12 Poststunden; man fährt sie aber in 7 Stunden, wenn man einen irgend guten Hauderer trifft.

Die Straße führt auf einer Brücke wieder über die Mangold bis zur Innbrücke. Die Mangold kommt rechts her und fließt in den Inn. Dieser bleibt nachher auch zur Rechten.

Dann zieht sich die Straße einen ziemlichen Berg hinan, wo ehedem ein Churfürstliches Schloß lag. Es ward ehedem der Pas von Tirol genannt; alle Schiffe die aus Tirol auf dem Inn kamen wurden hier von den Baiern untersucht bis auf den Frieden zu Füssen.

Jetzt steht auf dem Platz die Kirche zum heiligen Georg.

Nachher kömmt man durch das Dorf Gechering zu einem Fahrweg, der nach Wasserburg führt. Hier hätte man füglich eine Nebenstraße anlegen können zwischen Rosenheim und Wasserburg, die den Bergbewohnern das Getraide zu wohlfeileren Preisen liefern würde. Man kömmt immer über Anhöhen zwischen Kornfeldern, Waldungen und Wiesen. Links liegt Grägling, Kleinholzen, Höchering; rechts Waldering, der Weg geht durch Bärnham, Endorf, Hemhof nach Hartmannsberg. Rechts liegen Rottenstetten, Heidham, Innthal, Berg, Kurt, Hofham; links Samen, Bruting, Reischach, Lechen, Schwäbering, Hemberg. Bei Innthal kömmt man einen Berg heran, von welchem man den Goldacker-See sehr schön liegen sieht. Nicht weit von Hemberg liegt das Schloß Hartmannsberg im Thal zwischen zwei kleinen Seen, dem Korr- und Arr-See, fast ganz mit Waldung umgeben. Hier fängt die gebirgigte Gegend wieder an: der Getraidebau wird minder ergiebig.

Von Hartmannsberg geht es immer über Anhöhen durch Nertzing und Waldham über das Mors nach Seebruk. Links liegt Ekstötten; rechts Zell und Oberdorf. Das Mors kömmt von dem Chiemsee her; wie es scheint, ließe es sich wohl urbar machen. Um das Mors herum liegen auf Anhöhen rechts Promerstorf und Holzhausen; links Stötten und Fambach.

Am Ende des Morses geht es über eine Anhöhe. Hier haben Sie eine schöne Aussicht über den Chiemsee rechts; zur Linken liegen die Dörfer Straßham und Lindach.

Man kömmt, an dem Chiemsee herab, nach Seebruck, einem hoch liegenden Pfarrdorf, bei dem Einfluß der Alz in den See. Ueber den kleinen Fluß führt eine Brücke. Seebruck soll acht Stunden von Rosenheim seyn.

Der Chiemsee, der größte in Baiern, ist von Seebruck bis zum Einlauf des Achflusses beinahe drei Stunden lang. Im Umkreise hält er 14 Stunden; die Tiefe ist 480 Fuß. Der Achfluß fließt aus dem Gebirge bei Marquartstein in den See, und der Peinfluß unweit Payn. Ehedem hat er sich noch viel weiter erstreckt. Es

scheint überhaupt, daß Seen nahe am Gebirge immer seichter werden, und sich zum Theil zuletzt in Sümpfe und Morse wandeln. Der See ist sehr fischreich. Er hat drei Inseln: Herrenwörth, von drei Stunden im Umfang, mit einem regulirten Augustinerkloster: Herrn Chiemsee; Frauenwörth, eine kleinere Insel, mit einem Frauenkloster Benedictiner Ordens; Krautinsel, eine kleine Insel mit Gemüsen und Gartengewächsen bebauet, in der Mitte zwischen jenen. Nach der ersten fährt man von Seebruck aus in einer halben Stunde.

Ostwärts des Chiemsee liegt der Höhn, einer der höchsten Berge in Baiern. Auf seiner Spitze fängt in den längsten Sommertagen die Morgendämmerung schon zwei Stunden nach der Abenddämmerung an.

Vor der Alzbrücke geht die Straße noch eine Strecke neben dem Chiemsee, links vor dem Dorf Arlaching, durch einen Wald über Anhöhen nach Leimgrub; von dort zwischen Klebheim und Eylsen, nach Kreinmors und Erbstadt, einem großen Kirchdorf, das in Ober- und Unter-Erbstadt getheilt wird.

Von hier ist noch eine Stunde bis Traunstein. Der Weg geht über Anhöhen, vor Traundorf vorbei. Von dem letzten Berge sieht man in der Tiefe gerade vor sich die Traun, die rechts von dem Gebirge herkömmt. Sie fließt etwa zwei Stunden von hier unweit Trosburg in die Alze, eine gute Stunde unterhalb Seebruck.

Eine Viertelstunde von Traunstein geht der Weg rechts über Siegsdorf und Inzel nach Reichenhall ab.

Vor Traunstein liegt die kleine Hohmarkt-Au zur Linken in der Mitte des Gebirgs. Hier steht das Haupt-Salinen-Gebäude, wo das Salzwasser versotten wird, das von Reichenhall über steile Berge und tiefe Thäler, fünf Meilen weit durch künstliche Wasserräder hergeleitet wird. Außerdem sind hier 24 Häuser, meistens von Salzarbeitern bewohnt. Diese wichtige Wasserleitung legte unter Max der Hofbaumeister Reifenstuhl 1616 an; zuerst ein Zimmermann, aus Gemünd gebürtig. Die Veranlassung dazu gab der Holzmangel in Reichenhall.

Das Sudwerk zu Traunstein ist in einem großen, erhabenen Stil erbauet. Die Mitte gleicht einer Rotunde. In den beiden Flügeln sind vier

Wärm- und eben so viel Südpfannen, denen man sich näheren kann, ohne von Hitze oder Rauch zu leiden. Das Holz dazu wird auf der Traun, die aus dem Ferchensee entspringt, aus dem Gebirge geflößt, und in dem zu Traunstein erbaueten Holzrechen gebracht. Unter den Wärmpfannen wird aber auch Torf, mit Holz vermischt, gebrannt.

Traunstein, eine Stadt an der Traun, in der Nähe des Tiroler Gebirgs, hat eine gesunde, aber rauhe Luft. In 340 Häusern leben 2468 Menschen, die sich meistens von der Saline nähren. Das Landgericht zählt auf $8\frac{1}{2}$ Q. M. 13645 Menschen und 2460 Feuerstellen. Die Stadt hat eine Hauptgasse, die gegen den Fluß etwas abhängig ist, zwei Nebengassen, zwei Haupt- und zwei Nebenthore. Hier ist ein großes Salzmagazin, aus welchem der Zentner für 3 Gulden 35 Kr. verkauft wird: in Reichenhall kostet er nur 2 Gulden 55 Kr.

Um Traunstein sind viele Berge: der höchste heißt der Staufenberg. Die Einwohner gleichen noch jetzt der Beschreibung, welche die Römer uns von ihnen machen. Starke Körper, breite Schultern; meistens blondes Haar, große hell-

blaue Augen. Sie haben meistens sehr starkes Haar und eine tiefe Stimme. Größtentheils reden sie noch die alte Hofsprache vom 14ten und 15ten Jahrhundert: sie brauchen manche uralte deutsche Wörter, die man in Friesland und Holland verstehen würde. Sie lieben die Dichtkunst, besonders den Reim: mancher Tagewerker dichtet in seiner alten Sprache einen schönen Gesang. Ihre Sitten sind einfach und unverdorben: ihr Charakter sehr gutmüthig. Vaterlandsliebe und unbegränzte Ergebenheit gegen die Geistlichkeit sind ein Hauptzug, der sie auszeichnet.

Bis Reichenhall hatten wir noch 9¼ Stunden: der ganze Weg von München bis Reichenhall mißt 28 Stunden 3316 Baiersche Schuhe.

Die Straße geht durch Hasbach, vor Seibersdorf, Traundorf und Schwambach vorbei, nach Siegsdorf, einem Kirchdorf zwei Stunden von Traunstein. Etwas vor Siegsdorf vereinigt sich die weiße Traun mit der rothen. Sie heißen dann die Traun schlechthin und fließen so vereinigt nach Traunstein und Altenmarkt, wo sie in die Alz fallen. In Siegsdorf ist eine Brücke über die weiße Traun.

Dann geht der Weg über Molberling, Hachau, Au an der rothen Traun, über den Fluß nach Wagenau und über das Mors, in welchem Torf gegraben wird, nach dem Hofmarkt Inzel 5 Stunden von Traunstein. Bis hieher ist die Wasserleitung der Salzquelle von Reichenhall nach dem Traunsteiner Sudwerk unter der Erde längs der Traun; auch noch jenseits Inzel geht sie eine halbe Stunde weit in der Ebne fort.

Hinter Inzel bleibt der große Kienberg liegen. Nun hebt sich das Land. Der Weg geht über mäßige Höhen, die mit großer Kunst gesprengt sind, bis Reichenhall. Allenthalben läßt man die höheren Berge seitwärts. Die Aussichten sind fast immer trefflich, doch nicht abwechselnd: es sind stets waldigte Anhöhen.

Die Wasserleitung ist links am Wege bis an das erste Brunnenhaus, Schmidt am Hammer, etwa $\frac{1}{4}$ Stunde von Au und $3\frac{1}{4}$ Stunden von Traunstein. Hier führt eine Brücke über die Traun. In diesem Brunnenhause ist eigentlich nur eine Brunnenstube oder Reservoir ohne Maschiene. Hierher wird das Wasser von der Lettenklause geleitet, und von hier geht es un-

unterbrochen in hölzernen Röhren bis nach Traunstein, wo es durch die Senkung des Bodens in die Sude herabläuft.

Von diesem Hause an bleibt die Leitung zur Rechten, eine Meile längs der Traun, dann durch die Ebne bis zu der Traunbrücke. Nachher bleibt sie links bis zum Brunnenhause Nößelgraben: von dort geht sie wieder rechts und dann in kurzen Eintheilungen abwechselnd links und rechts bis zur Sole.

Diese ganze Wasserleitung beträgt über fünf Meilen in der Länge: davon macht die künstliche vermittelst bleierner Röhren von etwa 4 Zoll im Durchschnitt, durch sieben mit Druckwerken versehene Brunnenhäuser, etwa zwei Meilen. Die Verticalhöhe, wozu in diesen die Sole gehoben wird, und zwar immer bergan nach Trauenstein hin, ist folgende:

in Herrnhaus Fager	=	210′ 8″
Seebühel = =	=	219′ 7″
Unternößlgraben	=	176′ 8″
Obernößlgraben	=	163′ 4″
Weisbach =	=	110′ 9″
Nagling = =	=	197′ 5″
Lettenklause =	=	164′ 6″

also die Summe aller Wassersäulen-Höhen 1242′ 11″. Zieht man nun auch die Gefälle der Röhrenleitungen zwischen jedem zweiten Brunnenhause ab, ausgenommen die beiden Nößlgraben, die in gerader Richtung stehen, so beträgt der höchste Punkt des überstiegenen Gebirgs, das Reservoir bei der Lettenklause immer mehr als 1000′ über das Niveau von Reichenhall.

Alle Räder sind oberschlächtig von 22 bis 23 Fuß. Jetzt wird in der Lettenklause noch ein neues von 26 Fuß durch Joseph Bander gebauet. Die Aufschlagwasser sind Gebirgsquellen, die alle in entgegengesetzter Richtung fließen, nämlich von der Lettenklause abwärts gegen Reichenhall.

Die erste entspringt ganz nahe am Brunnenhause Lettenklause, und treibt, in ausgehauenen hölzernen Röhren fortgeführt, die drei Werke Lettenklause, Nagling, Weisbach.

Die zweite entspringt ½ Stunde oberhalb Weisbach links bei dem Stahbach am Jöchberg. Sie wird in Rönnen von 14300′ bis zum Ober-Nößlgraben geleitet, treibt dann beide Werke am Ober- und Unter-Nößlgraben, ver-

liert sich aber gleich nachher in einem kleinen Teich.

Die dritte, welche die beiden Werke Seebühel und Fager, nebst einer zwischen beiden liegenden Mahlmühle treibt, ist der Abfluß des ganz aus unterirdischen Quellen entstandenen Thunsees, der unterhalb Fager bei Reichenhall mit der Sala zusammenhängt.

Dies Werk ist von Seiten der Kunst eins der ersten in seiner Art. Der ökonomische Gewinn war auch höchst bedeutend. Die Waldungen um Reichenhall wären bald erschöpft worden, hätte man nicht einen Theil der Sole den Hölzungen bei Traunstein entgegen geführt.

Demungeachtet hat man die größte Ursache auf fernere Holzersparniß bedacht zu seyn. Auch bei Traunstein fieng man an die Abnahme der Waldungen zu spüren. Daher ließ Carl Theodor beide Sudhäuser durch den Hofkammerrath von Clais, einem gebornen Schweizer aus Winterthur, von Grund aus neu bauen. Dadurch werden jährlich bei einer vergrößerten Production von 100000 Zentner über 5000 Klafter Holz erspart. Ueberdies sucht man die Waldungen, die zu diesem Verbrauch bestimmt sind,

mit der möglichsten Vorsicht einzutheilen und zu benutzen.

Die Chaussee von Traunstein nach Reichenhall ist mit großer Kunst gemacht. Eine Piramide, im Jahre 1801 gesetzt, und dem jetzt regierenden Churfürst gewidmet, bezeichnet ihre Vollendung. Kurz vor dem Brunnenhaus Nößlgraben schlägt auch die Chaussee nach Mellek und Inspruck in diesen Weg.

Reichenhall liegt sehr romantisch in einem Thal von hohen Bergen umgeben an der Sala, über welche eine Brücke führt. Dieser Fluß kömmt links aus dem Salzburgischen. Er entspringt im Gebirg an der Gränze zwischen Baiern und Salzburg. Nachher fällt er in die Salza, etwa eine Stunde jenseits Salzburg.

Alle Salzquellen entspringen unter der Erdoberfläche in einer Tiefe von 30 bis 50 Fuß in dem Kalkgebirg. Von ihrer Ergiebigkeit hat der Ort den Nahmen erhalten. Die stärkste und reichste, die edle Quelle genannt, hält immer 23 bis 24 pro Cent, und bringt jährlich allein 180 bis 190000 Zentner aufgelöseten Salzes zu Tage. In der Nachbarschaft entspringen noch mehrere von verschiedenem Gehalt, unter

denen einige auch sehr ergiebig sind. Diese Quellen waren schon alle seit 1623 bekannt: die Entdeckung der ältesten steigt in die dunkle Zeit des Mittelalters hinauf.

Unter Carl Theodor wurden verschiedene neue Quellen aufgeschlossen. Am 13. März 1799 gerade an dem Einzugstage Maximilian Joseph IV. in München, ward eine der besten neuen Quellen entdeckt. Sie giebt jetzt schon jährlich an 12000 Zentner, und hält 19¼ pro Cent Sole.

Die sämmtlichen 21 bis jetzt benutzten Salzquellen werden nach dem Brunnenhause geleitet und erhalten dort eine vierfache Abtheilung. Zehn von ihnen halten zwischen 2 und 6 pro Cent; vier zwischen 6 und 10; drei zwischen 15 und 18; eine 19¼; drei zwischen 21 und 24 pro Cent.

Die schwächsten, die nur etwa 2 bis 3 pro Cent halten, laufen mit den ebenfalls hervorquillenden süßen Wassern in den Grabenbach ab.

Die von 4 bis 5 pro Cent oder noch stärkeren, werden in der zweiten Abtheilung zusammengefaßt, und geben unter dem Nahmen Torringsbrunn die Gradirwässer ab.

Die dritte Abtheilung sondert die Quellen von mittlerem Gehalt ab, unter dem Nahmen Carl Theodors Brunn. Sie werden aufgepumpt, als sogenannte Bodingswasser in Reserven geleitet, und dort durch Berchtesgadische Salzsteine reichhaltiger gemacht.

Die vierte Abtheilung enthält, unter dem Nahmen Edelbrunn, die edle Quelle und alle jene, die so reich sind, daß sie gleich mit ihr können versotten werden. Der Gehalt dieses Brunnens beträgt daher wenigstens 22 pro Cent.

Indeß wird nur der geringste Theil dieses Brunnens in Reichenhall versotten. Der größte Theil wird durch eine besondere Scheibenkette im alten Brunnenhause sogleich auf eine größere Höhe von 45 Fuß gewaltiget, von welcher dann die Sole bei einer Fallhöhe von 106 Fuß aus diesem Brunnenhause nach dem ersten Brunnenhause der Leitung zum Fager abfließt. Hier ist eine Brunnenstube, worin die Sole in verschiedenen Behältern stufenweise gereiniget wird. Die faulen Wasser fließen dann ab, und nur die gereinigte Sole kömmt in die Wasserleitung, die sie bis an die Mauern von Traunstein führt.

Die unbrauchbaren Sälzquellen und das überflüssige süße Wasser werden durch einen kostbaren gewölbten Kanal abgeleitet, von Kieselsteinen mit sehr hartem Bergharz überzogen. Dieser Kanal fünf Fuß breit und ziemlich hoch läuft, eine gute halbe Stunde lang zwölf Klafter tief unter der Stadt ihren Gärten und Feldern weg, bis das Wasser in einem niedrigen Grund wieder zu Tag kömmt, und von dort abfließt. In dem Kanal sind fünf gemauerte Oeffnungen, die zu Tage heraus gehen, um den nothwendigen Luftzug zu geben. Man befährt ihn auf einem kleinen Kahn bei dem bloßen Schein eines Lichts. Eine tiefe Treppe führt bei der Quelle der Sole zu dem Eingang herab. So wie das süße Wasser die Oberhand gewinnt, zeigen sich häufig Fische, die aus einem Bach in den modrigen Grund kommen, wo das Wasser abfließt.

Auch ohne den Gebrauch der Berchtesgadischen Salzsteine können in den Salinen von Reichenhall und Traunstein jährlich 400000 Zentner Salz erzeugt werden, und über 500000, wenn man einst auch die minder reichhaltigen Quellen benutzt.

Das Salz von Traunstein und Reichenhall, insgemein das Reichenhaller genannt, ist sehr stark und scharf, aber nicht so weiß, wie das Salzburgische.

Was zu Reichenhall gesotten wird, geht auf der Axe über Inzel oder Teisendorf nach Traunstein.

Von Traunstein führt die obere Lindauer Route über Rosenheim und Feldkirchen nach Tölz, von da über Murnau und Steingaden nach Füssen, sodann über Kempten und Wangen nach dem Bodensee. Auf einer zweiten Seitenstraße, der sogenannten unteren Route geht das Salz von Sindelsdorf nach Hohenpeißenberg und Schongau, von da über Oberndorf und Wangen ebenfalls nach Lindau.

Von Rosenheim geht auch ein Theil nach München: das meiste aber geht über Wasserburg nach München, und von da über Landsberg, Mindelheim, Memmingen und Ravensburg bis nach Buchhorn. Das dahin spedirte Salz wird bei dem Churfürstlichen Salzamt zu Lindau abgegeben, vorzüglich für die Schweiz.

Eine nicht unbedeutende Quantität geht auch von München über Friedberg nach Augsburg, und

über Ulm in das Würtembergische und das Badische Unterland.

Ueberhaupt mißt also die obere Salzstraße durch Baiern in ihrer Länge von Traunstein über Rosenheim, Aibling, Aschbach, Holzkirchen, Tölz, Sochering, Spazenhausen, Murnau, Kohlgrub, Sarin, Reitenbuch, Fellbach und Steingaden nach Füßen an der Baierschen Gränze in Schwaben 53 Stunden, 2327 Baiersche Schuhe: die untere aber, welche bis Söchering, 36 Stunden 3743 Schuh weit die nämliche Richtung nimmt, über Huglfing, Peißenberg, Peuting und Schongau bis an die Gränze von Schwaben zusammen 46 Stunden 10400 Schuh.

Seit 1594 ist Baiern gleichfalls in dem alleinigen Besitz des Halleiner Salzhandels. Das Erzstift Salzburg besorgt die Erzeugung des Salzes und dessen Absatz an die Landeseinwohner, die den Zentner um 2 fl. haben. Alles übrige übernimmt Baiern und verführt es auf der Salza und dem Inn bis St. Nicola bei Passau. Von St. Nicola wird dies Salz mittelst der sogenannten Hechenauer Züge auf der Donau aufwärts gebracht in die Haupt-Salzniederlagen zu

Straubing, Regensburg und Donauwörth. Es wird auch von Regensburg auf der Rab bis Amberg gebracht, so wie zu Lande von allen Leystädten in die benachbarten Staaten, besonders in das Anspach = Baireuthische Unterland und selbst in das Bambergische und Würzburgische.

Unter diesem Halleiner Salz ist auch der zehnte Theil des Berchtesgadischen zu Schellenberg erzeugten Salzes begriffen. Ferner werden von Fronreit jährlich gegen 7000 Zentner aus dem Berchtesgadischen nach Reichenhall übernommen und mit dem reichen Salz verschlissen.

Der gesammte Baiersche Salzhandel vertreibt also jährlich über 800000 Zentner. Unstreitig ist dies eine der bedeutendsten Quellen der Ausfuhr, und ein wichtiger Zweig der Einkünfte des Staats. Auch scheint es mir in mehr als einer Rücksicht interessant, die verschiedenen Wege des Absatzes zu verfolgen. Aus solchen Untersuchungen ergeben sich Ansichten gegenseitiger Handelsverbindungen, die dem praktischen Finanzier sehr wichtig sind.

Nicht minder interessant ist das Studium der Salzwerke zu Reichenhall von Seiten der Kunst. Man findet schon jetzt viele vorzügliche Einrich=

tungen. Noch mehr verspricht für die Zukunft die rastlose Betriebsamkeit des Churfürstl. Raths Joseph Bander, eines ausgezeichneten Mechanikers.

Zuerst sah ich in dem Brunnenhause ein vorzügliches, sehr einfaches Maschienenwerk um die reiche Sole zu heben, von dem jetzigen Brunnenmeister Huler erfunden.

Dann zeigte Bander mir seine Maschienen, die minder reichen Quellen zusammengeführt in ein Bassin zu leiten und so auf die Gradirhäuser zu heben. Eine andere Maschiene hebt eine Quelle von süßem Wasser, das nachher benutzt wird, die Räder zu treiben.

Die Gradirhäuser, wie in den letzteren Zeiten gewöhnlich, mit einer doppelten Wand, sollen nicht sehr vorzüglich seyn. Bander arbeitet jetzt an einer verbesserten Einrichtung, mit der man schon den Anfang gemacht hat. Er wünscht aber selbst den Erfolg erst abzuwarten, ehe er sich völlig für die Einführung derselben erklärt.

Bei den Sudwerken hat man die möglichste Rücksicht auf Holzersparniß genommen. Die Pfannen sind von mittlerer Größe. Das gesottene Salz wird völlig getrocknet auf anderen,

hinterwärts liegenden Pfannen, die so construirt sind, daß sie von demselben Feuer erwärmt werden.

Ferner sah ich eine sehr indüstrieuse Säge und Schmiede, von den Werkmeistern selbst erfunden. Jene schneidet mehrere Planken auf einmal, auch durch eine sehr geschickte Vorrichtung die runden Boden zu den Salzfässern. Diese schneidet beides, ein Stück Postpapier und das stärkste Eisenblech zu den Pfannen.

Bei dem Salzwerk befindet sich eine kleine, auserlesene Bibliothek der einschlagenden wissenschaftlichen Werke. Auch sah ich hier ein Modell der englischen Dampfmaschiene.

Reichenhall ist eine mäßige Stadt von etwa 2400 Menschen. Das Salzwerk macht die vorzüglichste Nahrungsquelle. Sie ist gut gebauet: die Einwohner scheinen wohlhabend. Aber die gebirgigte Lage begünstigt hier die Bevölkerung nicht. Das Landgericht zählt auf 5½ Q. M. nur 729 Feuerstellen und 5760 Menschen.

Die geographische Breite der Stadt ist nach Humbolds Beobachtungen 47° 44′ 27″. Fast alle Berge, die sie umgeben, haben ihren eigenen Nahmen. Die höchsten sind der Staufel-

berg und der **Untersberg**. Diesen besteigt man am besten von Reichenhall aus; man hat nur drei Stunden zu gehen. Auch hier giebt es, wie in den meisten Gebirgsgruppen des südlichen Deutschlands, einen **Teufelssattel**, ebenfalls ein sehr hoher Berg.

In Reichenhall hörte ich zuerst wieder von Cretins, wie ich sie in Wallis sah. Sie sollen in den Salzgegenden, in Reichenhall, Hallein, Berchtesgaden, sehr häufig seyn. Man behauptet, daß unter dem gemeinen Mann jedes fünfte Kind so verkrüppelt ist: auch unter den höheren Klassen findet man sie nicht selten. Ueber die Ursache scheint man noch gar nicht einig zu seyn. Einige setzen sie in den groben Nahrungsmitteln, welche die Kinder nicht ertrügen. **Gall** schreibt sie der Feuchtigkeit in den tiefen, eingeschlossenen Thälern zu. Das stimmt zu der Erfahrung in Wallis, wo die Thalbewohner aussterben würden, wenn nicht Ansiedler von den Bergen herab kämen.

Von Reichenhall hätten wir füglich nach Berchtesgaden gehen können, und von da nach Salzburg, wäre nicht alles voraus bestellet gewesen. Es sind nur drei Stunden nach Berchtes-

gaden, und eben so weit von dort nach Salzburg. Jener Weg soll nur wenig bergig seyn: es ist die grosse Salzstraße. Vor wenig Tagen war der Maire Düquesnoy aus Paris ihn gekommen. Er hatte alle diese Oerter besucht; sich von den Merkwürdigkeiten genau unterrichten lassen. Zwar verstand er durchaus die Sprache nicht; aber er wuste dennoch sich zu helfen. Das ist die Intelligenz der Franzosen, die ihnen in allen Vorfällen so trefflich zu statten kömmt.

Der gerade Weg nach Salzburg macht eine kleine Post, eigentlich nur drei Stunden. Es ist eine treffliche Chaussee, wie durchaus im Salzburgischen. Sie werden auch sorgfältig unterhalten, durch Haufen kleingeschlagener Steine, an den Seiten zusammengeführt.

Anfangs fuhren wir rechts an den Bergen weg. Das Baiersche Kloster St. Zeno bleibt links liegen. Bis Schwatzbach an der Salzburgischen Gränze sind noch von den Höhen abwechselnd treffliche Aussichten: die Saal fließt immer noch zur Linken. Nachher wird der Weg ebener. Das Salzburger Schloß ragt von weitem majestätisch auf dem Berge hervor. Man kömmt durch Moxaton eine Stunde von Salz-

burg, an dem kleinen Fluß Mühle. Dieser fällt dicht vor der Stadt in die Saal. Vor Salzburg kömmt noch die Vorstadt Mann mit schönen, großen Gebäuden und weiten Straßen.

Salzburg ist eine ziemlich große Stadt, im ganzen sehr gut gebauet. Sie hat etwa 17000 Menschen. Bisher ward die Bevölkerung viel zu groß angegeben. Unter der letzten Regierung hat sich die Zahl der Einwohner sogar um 600 vermindert. Die Anzahl der Häuser, die Vorstädte einberechnet, mag 2000 betragen. Es giebt mehrere schöne Häuser, die fast Pallästen gleichen. Alle Häuser sind massiv: die meisten sehr hoch. Die Dächer sind alle flach, nach Italiänischer Art. Fast durchgehends sind die Häuser weiß.

Die Stadt hat viele freie, wenn gleich nicht sehr große, aber breite Plätze. Diese machen einen starken Durchzug der Luft. Drei stoßen ganz nahe an einander: besonders der Burgplatz und der Dohmplatz. Mehrere von den Straßen sind breit und gerade; doch giebt es auch einige enge und krumme. Verschiedene Häuser selbst in der Stadt haben Gärten, besonders die der Dohmherren und die bei der Universität.

Das Churfürstliche Schloß, die Burg oder die Residenz genannt, ist geräumig genug, aber nicht sehr vorzüglich eingerichtet. Der Schloßgarten lang und schmal, ist noch in dem alten, steifen Geschmack. Die Orangerie ist wunderschön: man fühlt schon sehr merklich die Einwirkung des südlicheren Himmelstrichs. An den Garten stößt das Theater: es gehört zu den mittelmäßigen. Unter den Gemählden sind einige auserlesene Stücke. Die vier seltensten und ältesten sind jene vier, in der Form von Altarblättern, auf beiden Seiten mit den lebhaftesten Farben gemahlt. Auf der einen Seite steht die Jahrszahl 1490, auf der andern 1491; das Zeichen des Malers ist M. R. Ein neuer Beweis, daß die Kunst in Oel zu mahlen schon vor der Epoche bekannt gewesen ist, welche die Maler gewöhnlich annehmen.

Nach den richtigsten Bestimmungen ist die geographische Breite der Residenz 47° 48′ 4″, und die Höhe über die Meeresfläche 1404 Fuß. Die Stadt liegt in einem Thal, nach drei Seiten von ziemlich nahen Gebirgen eingeschlossen. Nur an einer Seite hin ist es offen, nach Norden, längs dem Fluß, wo es sich sehr weit erstreckt.

Die Luft soll daher nicht gesund seyn. Im Sommer ist die Hitze drückend: die Abwechslungen folgen sehr schnell auf einander. Besonders schreibt man das der Gebirgsluft zu: eine Klage, die ich schon in München hörte, wo die Berge doch bei weitem nicht so hoch und nicht so nahe sind.

Die schöne Brücke über die Salza trennt die Altstadt und die Neustadt. Der Fluß wird hier schiffbar. Er entspringt sehr weit davon in den Gebirgen fast an der Baierschen Gränze gegen Westen, und nimmt viele Flüsse auf. Bei Salzburg ist er besonders schön: macht viele Krümmungen und schließt viele Inseln ein. Es werden Waaren darauf verschifft, nach Passau und so weiter die Donau herunter.

Das neue oder das Sigismundsthor ward unter unter dem Erzbischof Sigismund, Grafen von Schmettenbach, zur Bequemlichkeit derer, die jenseits des Mönchsbergs wohnen, durch dessen ganze Breite im Felsen gehauen. Es ist ein schönes, majestätisches Gewölbe. Ueber die Oeffnung des Thors gegen die Stadt ist das in Stein gehauene Bildniß des Fürsten mit der edeln Inschrift Te saxa loquuntur. Man sagte mir,

die ganze Arbeit habe nur 600 Gulden gekostet.

Vor diesem Thore sind die Gründe seit funfzehn Jahren erst urbar gemacht: und schon sind viele geschmackvolle Höhen entstanden. Der Domherr, Graf Truchseß von Wolfegg, hat einen angenehmen Garten angelegt. Er enthält viele gut gepflegte ausländische Gewächse und Bäume: nur ist er zu sehr mit Gebäuden und Zierrathen überladen. Die Gegend wird von vielen Kanälen durchschnitten, die das Wasser durch den Mönchsberg an verschiedenen Orten in die Stadt leiten. Neben ihnen sind kühle Spaziergänge. Sie gehören mit den schattigen Alleen, die zu dem Schloß Leopoldskrone führen, zu den angenehmsten um Salzburg.

An dem Thor ist die Sommer-Reitbahn, mit den Logen für die Zuschauer, als Amphitheater in Stein gehauen. Ein prächtiges Römerwerk; leicht eines von denen in Deutschland, die sich am besten erhalten haben. Ich freuete mich doppelt, es zu sehen, weil ich Zeuge des Eindrucks war, den das erhabene Kunstwerk auf meine Frau machte, die hier zuerst ein Denkmal der alten Baukunst in Natur sah. Doch klagte man,

die Franzosen hätten vieles ruinirt, und wegen des wenigen Metalls manche Inschrift abgebrochen.

Zu den vorzüglichsten Gebäuden gehört auch der Dohm; eine große Kirche, im erhabensten Geschmack.

Die Universität, berühmt durch ihre großen Verdienste um die Verbesserung der Katholischen Theologie, behauptet auch jetzt noch ihren Glanz. Sie hat würdige Lehrer in allen Fächern, unter denen ich Ihnen für unser Studium nur Zauner zu nennen brauche. Mit ihnen leben und wirken noch manche andere Gelehrte, die ganz Deutschland dankbar schätzt. Wer wird nicht Salzburg Glück wünschen, daß es Vierthaler zum Schuldirector und Bibliothekar hat.

Viel Interessantes sah ich bei dem verdienten Hofkanzler, Freiherrn von Bleul, den ich noch von Rastadt her kannte. Er besitzt eine sehr vollständige Sammlung von Schriften über Salzburg, von einheimischen Mineralien, Holzarten und Münzen. Unter den letzteren fand ich verschiedene von den ältesten vorzüglich schön geprägt. Zu den seltensten Stücken gehört jetzt eine Salzburgische Münze des letzten Erzbischofs

von 1803, die noch nach dem Deputationsrezeß geprägt ward, ehe der jetzige Churfürst die Regierung antrat.

Der Regierungsdirector, Baron von Moll, ein Mann von originellem Geist und von den ausgebreitetsten Kenntnissen, hat ein sehr reiches Naturalien-Cabinet, verbunden mit einer kostbaren, ausgesuchten Bibliothek. Unter den einheimischen Mineralien sind die großen Stücke vom Turmalin merkwürdig, der in dem Salzburgischen Zillerthal von einer unzugänglichen Felsmasse sich herabstürzte. Aus dem Thierreich findet man eine Sammlung aller in den Salzburgischen Flüssen und Seen einheimischer Fische, mit bewundernswürdiger Kunst getrocknet von einem Schiffer aus Baiern, Franz Xaver Fessel, der diesen Gewinn seiner Freistunden dem alten Vater, einem armen Knopfmacher in München schenkte. Ferner sieht man sehr genaue Darstellungen der Manipulationen bei den Bergwerken, Salzsiedereyen und Holztriften; die Städte und Marktflecken des Landes Salzburg mit den Gärten und Höfen der umliegenden Gegend nach verjüngtem Maaßstab und geometrischen Proportionen; karakteristische Zeichnungen der verschie-

denen Salzburgischen Trachten und anderer die Sitten schildernden Gegenstände, auch die Blendwerke des Aberglaubens nicht ausgenommen.

In dem Naturalienkabinet des Oberstsilberkämmerers, Freiherrn von Rehlingen, eines Staatsmannes, der sich um das Salzburgische Finanzwesen sehr verdient gemacht hat, findet sich die reichste Sammlung einheimischer Stufen, und der Schmelz- und Bearbeitungsart jeder einheimischen Holzart Merkwürdig sind insonderheit die Kupfer- und Messing-Fabrikate, welche schon einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben. Von letzteren wird auch eine nicht unbeträchtliche Quantität in das Ausland verführt.

Die Kunstwerke des Truchseß und Hofmalers Nesselthaler, eines eben so großen Künstlers als liebenswürdigen Mannes, gehören zu den ausgezeichnetsten Merkwürdigkeiten. Er studierte zu Rom, während seines langen Aufenthalts, vorzüglich unter Menggs Anleitung, die alten Kunstwerke, und verfertigte schon dort für die große Catharine viele encaustische, oder mit Wachs überzogene und durchbrannte Gemählde. Seitdem er sich in Salzburg aufhält, hat

er für des Erzbischofs Gallerie viele Stücke gemahlt, unter denen insonderheit die zahlreichen Landschaften, nach Salzburger Gegenden nach der Natur gezeichnet, für vollendete Meisterstücke gelten können. Auch in seinem Hause hat er ein treffliches Cabinet von enkaustischen und transparenten Gemählden. Diese sind in Oel getränkt, mit Taffet überzogen und so gemahlt, daß man bei Tage nichts sieht: aber bei einem hinten gestellten Licht machen sie eine treffliche Wirkung. Zu den vorzüglichsten gehören der feuerspeiende Vesuv und eine durch den Mond, der in dem Strom sich spiegelt, erleuchtete Gegend, in deren waldigtem Theil einige Menschen sich am Feuer wärmen *).

Die Gegenden um Salzburg sind trefflich: der Mönchsberg, welcher der Stadt an der einen Seite liegt, ist seiner Aussichten wegen einzig. Er streckt sich in einem halben Zirkel

*) M. s. Reise durch Oberdeutschland. In Briefen an einen vertrauten Freund. Erstes Bändchen. Salzburg, vorzüglich dessen Gebürgsgegenden, Reichenhall und Berchtesgaden. Leipzig 1800. 8. m. K.

herum: ist ziemlich hoch, schmal und lang. Sein Umkreis hält beinahe zwei Stunden. Man steigt auf bequemen, in den Fels gehauenen Treppen hinauf, oder auf dem sanften Abhang gegen Abend, wo die Augustinerkirche erbauet ist. Er wird von vielen kleinen Leuten bewohnt: hie und da stehen auch kleine Meierhöfe, von Feldern und Obstbäumen umgeben. Thäler wechseln mit kleinen Anhöhen: Gehölze mit Weiden. An einigen schönen Stellen findet man Lusthäuser der Salzburger und bequeme Ruhebänke.

Gegen Westen sehen Sie weit über die ebenen und fruchtbaren Gegenden Baierns: gegen Süden auf wilde Waldberge, und über diese Region hinaus auf ihre Schneeköpfe. Nach Osten und Norden überblicken Sie das Thal, in dem die wilde Salza rauscht, die Stadt, so mannigfaltige fruchtbare Hügel, den Grißberg bis an seinen Gipfel fruchtbar und bewohnt. Sie können den Fluß bis Lauffen verfolgen. Bis dahin streckt sich die Ebne, und noch weiter hinaus gegen das Inn=Viertel. Hier war es, wo die Franzosen im Jahre 1800 übergiengen. Sie hatten die Schlacht bei Salzburg verloren: aber

die Kaiserlichen verfolgten ihre Vortheile nicht. Hätten sie den Paß bei Lauffen stärker besetzt, so konnten die Franzosen unmöglich durchdringen. Man sagte es ihnen in Salzburg: man bewies es ihnen mit der Karte in der Hand, von dem nämlichen Fleck aus, wo ich jetzt die Gegend übersah. Aber sie hielten sich sicher genug. Unglückliche Indolenz! Die Franzosen giengen über den Fluß. Nachher war ihr Fortgang unaufhaltsam.

An anderen Stellen haben Sie nur eine ganz eingeschränkte ländliche Aussicht, Stadt und Fluß und Gebirg sind verschwunden wie ein Traum: Sie wähnen sich beschränkt auf den Schooß des Berges, wo Sie die friedlichen Meierhöfe erblicken. Diese große Mannigfaltigkeit, deren Sie auf wenigen Schritten genießen, giebt der Gegend einen neuen, ganz eigenthümlichen Reiz. Zuletzt haben Sie noch von der Stelle über dem neuen Thor, wo der Fels am steilsten, und zugleich am schmälsten ist, den schönsten Ueberblick über die Stadt und ihre Umgebungen.

Auf der höchsten Spitze des Berges liegt die Festung oder das Schloß, das man schon in

weiter Ferne sieht, wenn man Salzburg sich nähert. Es war eine gewaltige Festung, ehe die neuere Kriegskunst die Kraft des Geschützes erhöhete. Sie ist ziemlich geräumig, aus Felssteinen unendlich solide erbauet. Das alte Schloß giebt uns noch ein wohlerhaltenes Bild der Bauart und Sitten der Vorfahren. Das künstlich vergoldete Schnitzwerk an Deckeu und Wänden war gewiß einst in seiner Art sehr schön. Man sieht noch manches von Meubeln und dergleichen, das über dreihundert Jahre alt ist. Besonders findet sich vieles von dem Bischof Herrmann Lange, der hier eine Belagerung von seinen Bauern aushielt. Der Mann muß einen ungeheuren Körper gehabt haben, nach diesen Reliquien zu urtheilen. Fabelhaft kann die Erzählung nicht seyn, weil alle Kleidungsstücke genau zu einander passen, und unläugbar alt sind. Ferner sieht man eine erstaunende Menge alter Gewehre aller Art: vielleicht die reichste Sammlung in diesem Geschmack. Unsere Vorfahren waren recht erfinderisch in Mordgewehren, besonders vor Erfindung des Schießpulvers, auch noch nachher bis zum dreißigjährigen Krieg. Sehr viele Waffen sind so groß und schwer, daß

wenige unserer Soldaten sie handhaben könnten. Für reguläre Truppen müssen nicht viele brauchbare darunter seyn. Doch ward in dem letzten Kriege vieles zur Bewaffnung der Bauern ausgegeben; zu einem ähnlichen Gebrauch ist auch noch ein guter Vorrath. Uebrigens ist alles in der vollkommensten Ordnung aufgestellt. Ein langbewährter Kastellan giebt Ihnen auch die vollständigsten Erläuterungen. Man bedarf der Erlaubniß des Commandanten um die Festung zu besehen: sie wird aber niemand verweigert.

Von dem Thurm der Festung hat man eine noch weitere Aussicht, als von dem Berge, auf dem sie steht. Es ist sehr der Mühe werth, diesen Ueberblick mitzunehmen. Jede Aussicht hat ihr Vorzügliches. Diese ist noch größer: die von den verschiedenen Seiten des Berges weit mannigfaltiger.

Ueberhaupt gehören die Salzburgischen Gegenden zu den merkwürdigsten in Deutschland. Erst in den letzteren Jahren sind sie recht bekannt geworden, so wie überhaupt der Geschmack an dem Studium der Natur sich sehr verbreitet hat. Die Gebirge sind nächst den Tirolern die höchsten in Deutschland. Der höchste Berg in Deutsch-

land ist der Orteles in Tirol: er mißt 14466 Pariser Fuß über die Meeresfläche. Auf ihn folgt der Groß-Glockner an der Gränze zwischen Tirol, Kärnthen und Salzburg von 12000 Fuß; dann die Salzburgischen Berge Wiesbachhorn von 11000 Fuß, Hochhorn von 10633 Fuß, und Watzmann von 9054 Fuß. Die bekanntesten unter ihnen sind der Glockner und der Watzmann: man sagte mir aber, ihre Spitze wäre unwegsam, von ewigem Schnee bedeckt. Auch begleitet kein Führer Sie dahin, wenn das Wetter nicht sehr beständig erscheint.

Einer der nächsten Berge um Salzburg der Grisberg von 3890 Fuß, ist sehr leicht zu besteigen. Man macht oft Parthieen dahin, um der trefflichen Aussicht in das Gebirg und das umliegende Land zu genießen. Auch der Untersberg von 5543 Fuß ist kein unfreundlicher Berg. Hätte ich noch wandern können, wie ehemals, so wäre ich von Reichenhall aus, wo der Aufgang am bequemsten ist, über diesen Berg nach Salzburg gegangen. Aber jetzt verbietet mir meine Gesundheit fast alles Bergsteigen. Gewöhnlich muß ich es mit bitterem Schmerz erkaufen, daß ich meiner fast unwiderstehlichen

Neigung zuweilen folge, eine schöne Aussicht von einer mäßigen Anhöhe oder einem Thurm zu genießen, wo ich auf meiner Wanderschaft ausruhen kann.

Die Gegend um Salzburg, die mir noch ganz unbekannt war, hat so viel anziehendes für mich, daß ich ihr noch mehr als einmal dies Opfer bringen werde. In den Bergen und in den Wäldern ist eine Mannigfaltigkeit, wie ich sie seit der Schweiz nicht wieder sah. Auch ist die Vegetation so üppig, das Land, wenigstens so weit man es hier übersieht, so stark bebauet, daß die Landschaft auch in dieser Rücksicht den höchsten Reiz hat.

In der Nähe von Salzburg giebt es mehrere Oerter, von denen man bald diese, bald jene Schönheit mehr im Einzelnen genießen kann.

Der Churfürstliche Sommerpallast Mirabel, nahe vor dem Thor, hat einen sehr gefälligen, wiewohl einfachen Garten.

Das Churfürstliche Lustschloß Hellebrunn liegt sehr angenehm auf einem einzelnen, mit

Wald bedeckten Hügel am Fuß des Gebirgs. Auf dem Berge liegt ein prächtiges, in Stein gehauenes Theater; ein Denkmal der Römer, das an Größe noch das Aphitheater bei Salzburg weit übertrifft. Das Schloß wird das Monatsschloß genannt, weil ein Erzbischof es in dieser Zeit erbauete, um einen Herzog von Baiern, der auf dieser Stelle ein Schloß wünschte, bei seiner Zurückkunft vom Bade zu überraschen. Die Aussicht von dem Park, dessen schattige, kunstlose Gänge sich um den Hügel winden, ist beschränkt, aber lieblich, zum stillen ländlichen Genuß einladend. In dem Gebüsch finden Sie unter anderen Ruheplätzen einen Grabhügel mit der Inschrift: „Hier ruht die Menschheit von ihren Sorgen, „um zu einem besseren Leben zu erwachen. So „einst auch du!

Das Schloß Leopoldskrone liegt in einem jetzt fruchtbaren Thal an einem kleinen See. Schattige Alleen führen aus dem neuen Thor dahin. Erzbischof Leopold, Graf von Firmian, ließ diese Gegend urbar machen, und erbauete 1736 das prächtige Schloß. Er schenkte es seiner Familie nebst der Meierei und einigen Unter-

thanen: doch ward das Domkapitel zum Erben eingesetzt, wenn die Familie ausstürbe. In dem Schloß ist eine merkwürdige Sammlung von 288 Porträts der berühmtesten Mahler, von den Meistern selbst. Die Bildnisse von Menggs, Raphael von Urbino, Rubens, Angelika Kaufmann, Battoni und Tischbein sind treffliche Stücke: dagegen findet man aber auch viele sehr mäßige.

Bei dem Fürstlich Schwarzenbergischen Schloß Aign, anderthalb Stunden von Salzburg am Grisberg ist eine schöne englische Anlage. Unter mehreren marmornen Büsten zeichnet sich besonders die des Sokrates aus. Oben am Felsen ist ein trefflicher Wasserfall: man geht an der inneren Seite durch den Felsen. Auf der Höhe sind verschiedene sehr glücklich gewählte Standpunkte. Zwei sind einander so entgegengesetzt, daß sie gerade die beiden eigenthümlichen Aussichten auf das vollkommenste geben. Von der einen Seite übersehen Sie das Salzburger Thal, die Stadt mit dem Fluß, den Mönchsberg mit dem alten Schloß, alle umliegende Gärten und Wiesen und waldbedeckte Hügel: an der anderen eine wilde Waldgegend, begränzt von den Salzburger und Berchtesgader Eisbergen.

Das Klima im Salzburgischen ist der Gebirge wegen hart, rauh und sehr abwechselnd. Am beständigsten ist es noch im September. Man muß daher diese Jahrszeit wählen, wenn man die Gebirge mit Sicherheit bereisen will.

Der Kornbau ist wenig ergiebig. Die Resourcen des Landes sind besonders Salz, Bergwerksprodukte und Viehzucht. Diesen verdankt man noch eine ziemliche Wohlhabenheit, bei allen den Bedürfnissen, die es aus dem Auslande zieht. Das ehemalige Hochstift Eichstädt ist noch verhältnißmäßig das beste, was dem Churfürsten zu Theil ward: es hat einen weit ergiebigeren Kornbau.

Man weiß jetzt mit Gewißheit, daß Salzburg bisher an Größe, Volksmenge und Einkünften viel zu hoch angeschlagen ward. Dies ist wirklich den fast allgemein übereinstimmenden Behauptungen der Schriftsteller beizumessen. Auch der vorige Erzbischof wollte diese Angaben nicht widerlegen lassen, vielleicht aus einem mißverstandenen Ehrgeiz. Allein der Freiherr von Bleul hat sie unter der jetzigen Regierung in dem politischen Journal widerlegt. Man hat

ihm widersprechen wollen: aber ohne Grund. Seine Angaben sind ganz zuverlässig, und beruhen auf authentischen Quellen. Nach ihm hat Salzburg höchstens 198000 Menschen auf 180 Q. M., Berchtesgaden 17000 mit 14 Q. M., Passau 24000 Menschen auf 10 O. M. Eichstädt hingegen hat wohl 50000 Menschen auf 16 Q. M., und ist also verhältnißmäßig stark bevölkert.

Vielleicht mag diese übertriebene Schätzung dazu beigetragen haben, daß der Churfürst eine so geringe Entschädigung erhielt. Oesterreich selbst scheint nicht unterrichtet gewesen zu seyn von dem wahren Belang des Landes. Daher die späteren Unterhandlungen, die doch noch die Zugabe von Eichstädt bewirkten. Allein Oesterreich hat dem Churfürsten auf der anderen Seite fast eben so viel genommen. Alle Salzburgischen Besitzungen im Oesterreichischen sind noch immer sequestrirt. Dies macht einen Unterschied von 4 bis 500000 fl. in den jährlichen Einkünften. Der Kaiser behauptet sogar das Anfallsrecht, nach den jetzt allgemein in Deutschland angenommenen Grundsätzen. Indeß wird über

diesen Gegenstand immer noch unterhandelt. Man rechnet in Salzburg stark auf die verwandtschaftliche Verbindung.

Für jetzt ist der Churfürst mit seinen Einkünften sehr genirt. Sie sind offenbar unzulänglich, zumal da er einen größeren Hofstaat führen muß, wie sehr er sich auch einzuschränken wünscht. Dabei sind der abgegangene Erzbischof und die Präbendäre sehr reichlich entschädigt. Der Erzbischof soll sogar eine beträchtliche Summe baaren Geldes übrig behalten haben. Und jetzt werden alle diese Versprechungen auf das gewissenhafteste gehalten. Der Churfürst ist so religiös, daß er es nicht wagte, die Regierung des Stifts anzutreten, bis der Pabst förmlich seine Zustimmung gegeben hatte. Man sieht diese Stimmung noch als eine Folge der Erziehung des Fürsten an. Er ward von seiner frühen Jugend an mit der Aussicht vertraut gemacht, einst ein geistlicher Fürst zu werden, weil Joseph II. Toscana mit Oesterreich consolidiren wollte. Diese Neigungen der Jugend pflegen sich gewöhnlich auch unter veränderten Umständen noch zu äussern. Der Churfürst bezeugt wirklich eine jetzt seltene Anhänglichkeit an das Katholische Kirchensystem.

Die Klöster werden nicht einmal eingezogen, so unentbehrlich auch der Regierung dieses Hülfsmittel wäre. Darüber frohlocken die Pfaffen. Sie hoffen die Finsterniß werde eben in dem Salzburg wieder ihren Sitz nehmen, woher in den letzteren Zeiten das Licht ausgieng, das dem Katholischen Deutschland leuchtete. Man spricht sogar von der Wiederherstellung der Jesuiten. Selbst der gemeine Mann sagt: vorhin hätten sie unter einem geistlichen Fürsten eine weltliche Regierung gehabt; jetzt hätten sie unter einem weltlichen Fürsten eine geistliche.

Man kann der vorigen Regierung nicht absprechen, daß sie sehr tolerant war und wirklich Aufklärung beförderte. Aber großentheils erhielt sie auch ihren ungemein günstigen Ruf dadurch, daß sie die Schriftsteller anzog. Viele junge Leute giengen nach Salzburg, in der Hoffnung, dort ihr Glück zu machen. Auch bei mäßigen Besoldungen zog die Freiheit, die Wohlfeilheit sie an. Oft fanden sie sich in ihren Erwartungen getäuscht: aber sie halfen doch und blieben. Manche priesen dann die Regierung, in der Hoffnung ihre Sachen besser zu machen. Unter der jetzigen Regierung haben viele das Land verlas-

sen. Hartleben gieng weg und verpflanzte seine gemeinnützige Fama in ein anderes Land. Wagner, ein origineller Kopf, der in der Philosophie viel würde geleistet haben, wählte sich auch einen andern Aufenthalt.

Indeß bin ich überzeugt, man habe der einen Regierung zu viel gethan, und thue der anderen zu wenig.

Die vorige Regierung hatte auch ihre Mängel. Sie war zwar streng oekonom. In den Salzkassen war immer ein beträchtlicher Fonds; auch hielt man immer 100000 fl. baar bereit, um sie bei plötzlichen Unglücksfällen zur Unterstützung zu gebrauchen, die einem Lande, wie Salzburg, leicht nöthig wird. Allein von der anderen Seite that sie viel zu wenig zur Ermunterung der Indüstrie und Gewerbsamkeit. Man hat mich versichert, sie habe sogar die Ehen unter den geringeren Klassen erschwert. Aber beide Gegenstände heischen dringend die Pflege der Regierung. Das Land ist verhältnißmäßig schlecht bevölkert, und auf einen sehr mäßigen Punkt des Kunstfleißes. Der Landbau wird gut genug

betrieben, in der That mit ausgezeichnetem Fleiß und vielem Geschick: aber die Manufacturen sind sehr zurück. Salzburg hat sich noch nicht von dem Streich erholt, den der Erzbischof Leopold, Graf Firmian dem Lande versetzte, als er 1732 durch blinden Religionseifer 28 bis 29000 der fleißigsten, betriebsamsten Einwohner, großentheils Manufacturisten, wie mit Gewalt, aus dem Lande trieb. Preußen nahm den größten Theil mit offenen Armen auf: dem Kanzler Kristani lohnte es die weisen Rathschläge, die er seinem Fürsten gab, durch den Adlerorden. Die Verlassenschaft der Ausgewanderten ward nachher verkauft; das Geld, was sie nicht mitnahmen gieng auch noch aus dem Lande. Wohlhabende Einwohner bedienten sich der Gelegenheit mehrere Höfe anzukaufen, und so die Gelegenheit zu neuen Niederlassungen zu vermehren. Erst nach funfzig Jahren suchte der vorige Erzbischof diesem letzten Uebel zu begegnen, indem er den Besitzer mehrerer Güter durch die Verordnung vom 2. Jun. 1782 anhielt, ein einziges zu wählen, und seine übrigen für sich selbst bestehenden Besitzungen den mündigen Kindern zu überlassen. Aber die meisten Eigenthü-

mer wusten schon Mittel zu finden, sich der Befolgung des Gesetzes zu entziehen.

Die jetzige Regierung scheint dem Flor der Gewerbsamkeit mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Der dirigirende Minister Manfredini, der Günstling des Churfürsten, den er auch erzogen hat, ist ein Staatsmann von nicht zu verkennender Einsicht. Man halte von seinen Gesinnungen, was man wolle, so ist es gewiß, daß er der bisherigen Verwaltung freie Hände gelassen hat, daß sein ganzes Betragen von dem Bestreben zeugt für liberal zu gelten und populär zu seyn. Für die speculativen Wissenschaften wird nicht viel gethan: desto mehr für die, welche unmittelbar in das Leben ausgehen. So ist jetzt erst bei der Universität eine medizinische Facultät errichtet. Man sucht das Studium der Naturgeschichte zu befördern, vorzüglich in Beziehung auf die Bedürfnisse des Landes. Es ist die Rede von einer allgemeinen, von der Menschlichkeit so laut geforderten Veranstaltung zum Besten der unglücklichen Cretins oder Fexen; von einem Taubstummeninstitut; von mehreren Einrichtungen zur gegenseitigen Erleichterung der

Polizei und des Nahrungsbetriebs. Nur die eingeschränkte Lage der Finanzen hat bisher die Ausführung mancher guten Absicht mehr oder weniger gehindert: es ist aber unläugbar schon viel gewonnen, wenn man weiß, daß die Regierung solche Gegenstände in stete Erwägung zieht.

XIX.

Salzburg, den 24. Juli 1804.

Sie werden es gewiß erwarten, mein werther Freund, daß ich eine Reise nach den Salzwerken und jenem berühmten See gemacht habe, der dem Vier=Waldstädter See so gleich kömmt. Wie sehr bedaure ich nur, daß die Zeit mir nicht gestattet, auch die interessanten Salzburger Alpen zu bereisen, das Gasteiner Wildbad, den Pinzgau, in Rücksicht auf Natur und Sitten eine der ausgezeichnetsten Gegenden Deutschlands *). Aber ich muß eilen, um das Wasser, das mich heilen soll, mit Anfang des künftigen Monaths zu gebrauchen: so sehr eilen, daß ich

*) Sehr interessante Schilderungen davon findet man in der oben angeführten Reise durch Oberdeutschland und gute historische Nachrichten in Hübners Beschreibung des Erzstifts Salzburg.

sogar jene kleine Abschweifung zu sehr beschränkte, als daß meine Frau daran Theil nehmen konnte, wie interessant sie ihr auch gewesen wäre.

Ich bestimmte einen Tag für Berchtesgaden und den Königsee: den zweiten für Hallein, den Schwarzbach und den Paß Luegg. So habe ich freilich das merkwürdigste gesehen, aber nicht ohne die äußerste Anstrengung. In vier Tagen hingegen läßt sich die Reise bequem machen. Man fährt dann den ersten Tag an der linken Seite der Salza über Leopoldskrone, und mit einem kleinen Abweg über Hollabrunn nach Schellenberg und Berchtesgaden, wo man noch Nachmittags den Berg befahren kann. Der zweite Tag wird dem Königssee gewidmet; Abends fährt man von Berchtesgaden nach Hallein. Der dritte Tag wird in Hallein zugebracht. Am vierten besucht man von Hallein aus den Schwarzbach und den Paß Luegg, und kehrt dann an der rechten Seite der Salza über Oberalm und Goldenstein nach Salzburg zurück. Auf diesem Wege kann man zugleich den Park zu Aiga besehen.

Bis Berchtesgaden, oder wie es nach den Untersuchungen eines Bairischen Beamten eigentlich heißen sollte, Perchtersgaden, hatte

ich zwei starke Meilen. Der Weg geht an der linken Seite der Salza immer zwischen Bergen. Drei Viertel Meilen weit bis Grödig ist das Thal noch ziemlich weit. Leopoldskrone bleibt rechts liegen; Helldrunn eine Viertelmeile von Grödig links gegen den Fluß. Es macht einen schönen Gesichtspunkt. Bei Grödig wird das Thal enger. Man fährt bald zwischen Bergen in einem schmalen, oft wilden und rauhen Thal. Ein Waldfluß, die Alm, durchströmt es. Verschiedene Brücken führen über den Fluß. Eine halbe Stunde von Grödig geht der Weg durch den engen Bergpaß Hangede. Er ist durch ein Thor geschlossen, über welches gebauet ist. Das ist die Gränze von Berchtesgaden. Aehnliche Thore verschließen die beiden anderen Straßen in das Salzburgische nach Weissenbach hin, und in das Bairische gegen Reichenhall.

Anderthalb Meilen von Salzburg liegt das Städtchen Schellenberg an einem Berge gelehnt, an einem andern Arm der Alm. Es ist ein langer, schmaler Ort, mit einem Sudwerk. Ich wollte mich nicht aufhalten, es zu besehen, weil die Einrichtung dieselbe ist, wie zu Hallein.

Nun hatte ich noch eine starke halbe Meile nach Berchtesgaden. Weg und Gegend sind wie die vorigen.

Die ehemalige Fürstliche Residenzstadt Berchtesgaden ist klein, mäßig gebauet, ganz von Bergen umgeben. Das Schloß ist klein und alt. Auf dem Fürstenstein, nahe bei der Stadt, übersieht man von dem Belvedere die Stadt und die umliegende Gegend, so weit sie nicht von den nahen Bergen verhüllt wird.

Das Land ist durchaus gebirgig und arm. Indeß treiben die Einwohner sehr gute Viehzucht, die ihnen in guten Jahren viel einbringt. Aber die Auswanderung der Protestanten hat auch hier der Production sehr geschadet.

Neben dem Salzwerk macht die künstliche Arbeit aus Holz und Knochen einen nicht unbedeutenden Nahrungszweig. Es ist in der That Nationalindustrie. Insonderheit beschäftig sie die kärglich bezahlten Salzarbeiter in Freistunden. Auch werden sehr viele wollene Strümpfe und Mützen gestrickt, meistens für die Halleiner Niederlagen. Fast jedermann, selbst auf den Gassen, sehen Sie mit dieser Arbeit in der Hand; nicht selten zugleich mit einer Last auf dem Kopf.

Die bedeutende Niederlage der Kunstwaaren bei Anton Wallner hat mich sehr interessirt. Es ist eine unendliche Mannigfaltigkeit von Spielsachen und Quinquallerie. Der neueste Katalog hat 703 Nummern: unter diesen auch verschiedene sehr gute physikalische, mechanische, optische und musikalische Instrumente. Alles ist mit großen Fleiß gearbeitet; vieles mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit. Besonders zeichnet sich ein vollkommen richtig bearbeitetes analogisches Auge und Ohr aus. Beide kann man bis in die kleinsten Theile zerlegen und wieder zusammen setzen. Und die Preise sind unbegreiflich niedrig, selbst bei dem Kaufmann, der doch auch etwas darauf gewinnen will, wenn gleich, wie es scheint, nicht viel. Ein solches Auge und Ohr kosten jedes nur 7 fl. nach dem 24 Gulden Fuß, das ist nach unserem Gelde etwa drei Thaler. Wir bekommen sonst bei uns viele von diesen Arbeiten unter der Rubrik von Nürnberger Waaren, aber ich begreife nicht, warum nicht diese und mehrere nützliche Kunstsachen darunter sind.

Eine starke Viertelstunde von der Stadt liegt das große Salzgebirg Dürrenberg genannt.

Es streckt sich ganz nach Hallein. An beiden Ausgängen wird das Salz gefördert, nämlich nach der Berchtesgader Seite und nach der Halleiner. Man soll durch den Stollen von Hallein unter der Erde ganz nach Berchtesgaden kommen können, eine Reise, die ich wohl versuchen möchte. Sonst führt über den Berg eine Straße von zwei Stunden bis Hallein: aber der Weg soll sehr beschwerlich seyn. Der Fahrweg ist beträchtlich weiter. Man muß fast bis auf die Hälfte nach Salzburg zurück, wo der Weg zur rechten abgeht.

Der Dürrenberg ist beinahe im Mittelpunkt der großen Kalkgebirgskette, die sich aus Oesterreich durch Salzburg und Berchtesgaden nach Tirol hinzieht, und die in ihrem nördlichen Vorgebirg den reichen Schatz von Salzlagern enthält. Seine Höhe bei Hallein beträgt über dem Pflaster am Pfleghause 1050′7 oder 1067′7 über Salzburg. Das Innere des Berges ist ein Flötzkalkstein, dessen Lager und Bänke mannigfaltig verschoben sind, doch meistens zwischen 20 und 30° gegen Süden und Südwesten streichen. Sie sind mehr oder minder durch Flötzklüfte getrennt und durchschnitten, und der Flötzkalkstein selbst ist

dichter, gemeiner, gelblich- und graulichweißer Kalkstein. Das Salz was sie enthalten ist alles Stein- oder Kochsalz. Außer diesem bricht auch Wundersalz (schwefelsaures, mineralisches Alkali) derb, zuweilen in großen, meistens aber in kleinen Stücken, und unmittelbar neben dem Kochsalz, zuweilen auch klein und fein eingesprengt in demselben vor. Die Ausdehnung des Salzstocks kennt man noch sehr wenig, besonders gegen Südost und Nordwest. Die Oberfläche des Berges selbst ist höchstens nur 4 bis 8 Klafter tief Dammerde, Lehm und Kalksteingrölle: unter diesem liegt schon der Salzstock. Man begreift daher den unermeßlichen Vorrath. Die größte bisher gebauete Tiefe bei Hallein ist 212 Kl. 1′4″, die ganze Länge desselben ist von Nordost gegen Südwest 1497 Kl. 1′4″; die ganze Breite von 630 Kl. 3′4″ von Südost gegen Nordwest *).

Man theilt den Berchtesgader Dürrenberg in den unteren, mittleren und oberen. Der erste

*) M. s. Reise durch Salzburg und Berchtesgaden von. J. A. Schultes. Wien 1804. 2 Th. 8. m. K.

heißt auch der Ferdinandsberg, der zweite der Frauenberg, der dritte der Petersberg. Der Berg ist viel tiefer als bei Hallein, und weit reichhaltiger. Man pflegt in den Ferdinandsberg einzufahren. Aus diesem kömmt man in den Frauenberg, dann in den Petersberg und so wieder an den Ort zurück, wo man einstieg. Die Art des Baues ist dieselbe, wie zu Hallein: ich verschob daher das Einfahren bis auf den folgenden Tag. Nur der Unterschied findet in der Bearbeitung statt, daß man vorzüglich reiche Stollen durch Pulver sprengt. Die Vorkehrung ist die bei dem Bergbau gewöhnliche: man macht die Löcher aber gerne größer. Ein solcher Schuß soll einen unbeschreiblich starken Laut geben.

Die gewonnene Sole wird theils in Fronreith bei Berchtesgaden, theils in dem Städtchen Schellenberg versotten. Auf jede der beiden Pfannen rechnet man im Durchschnitt etwa 20 Suden, welche zusammen 136000 Zentner Salz geben, mit einem Verbrauch von 7200 Klafter Holz. Man könnte ungleich mehr Salz gewinnen, wenn nicht die bisherige Verpachtung der Salinen an Baiern den Betrieb beschränkte. Auch ist in den älteren Zeiten mit den Forsten so schlecht

gewirthschaftet, daß man fast fürchten muß, nicht einmal das jetzt erforderliche Holz in die Länge erhalten zu können, wenn nicht beträchtliche Ersparungen eingeführt werden.

Das abgelieferte Salz wird dann nach Hallein auf die Salzstraße gebracht, und von dort auf der Salza in die Baierschen Salzlegstädte verfahren: die Salzsteine aber, die man zu Reichenhall zur Veredlung der geringhaltigeren Quellen gebraucht, gehen auf der Axe dahin. Beide Straßen wurden bisher von Baiern unterhalten, das dafür auch Wegzölle angelegt hat: ein Uebelstand, worüber man in Berchtesgaden gerechte Klagen führt.

Während meines kurzen Besuchs auf dem Salzwerk hatte mir der Wirth ein einspänniges Karriol, oder einen Karren, wie Sie wollen, besorgt, um nach dem Königssee zu fahren.

Bei Berchtesgaden sind zwei Thäler. Das eine zur Rechten in der Ramsau durch Lustheim, geht fast durch die ganze Länge des Landes bis an den Paß Stainberg, wo das Salzburgische in Westen anstößt. Das andere zur Linken oder gerade aus, geht bis an den Königssee.

Man fährt längs den Bergen drei Viertel Stunden, bis man den Hafen erreicht, wo die Boote aufbewahrt werden.

Dieser See erstreckt sich drittehalb Stunden lang zwischen kahle, senkrechte Felsen von 3000 bis 6000 Fuß hoch. Sie stehen höchstens drei Viertel Stunden aus einander; meistens nur eine halbe Stunde; oft noch enger. Der erste Theil des Sees wird auch der Bartholomäussee genannt; der zweite, jenseits des Schlosses, der nur etwa eine halbe Stunde mißt, der eigentliche Königssee.

Am Eingang ist der See schmal. Eine kleine Insel, mit hohen Tannen bedeckt, durch eine Kapelle der Andacht gewidmet, nimmt den größten Theil der Breite ein. Wenn Sie um die Insel sind, öffnet sich ein erhabenes Schauspiel. Sie übersehen den See seiner ganzen Länge nach. Ihr Auge verliert sich in nackte Felsen. Zu beiden Seiten erblicken Sie nur wildes Gestein: am Fuß einige verwahrlosete Nadelhölzer. Die vollkommenste Einöde umgiebt Sie. Nur das Rauschen von Wasserfällen unterbricht die Stille. Bald strömen sie von einem Absatz des Felsens auf einen andern: bald sprudeln sie gerade in den

See. Man zählt ihrer zehn auf der kurzen Strecke. Keine andere Spur menschlicher Wohnungen, als an dem andern Ende ein Haus mit einer Kapelle auf einem kleinen Vorgebürge gegen Südwest. Es kann nicht anders seyn — hier verlebt ein in sich gekehrter Einsiedler seine letzten Tage. Sie fühlen sich von einer sanften Schwermuth wie unwiderstehlich ergriffen.

Ich war eine Stunde gefahren und heftete eben mein Auge auf die schroffen Felsen, die von dem Fuß des Watzmanns her, sich an das westliche Ufer streckten, als von Ferne ein steigender Donner rollte. Die Schiffleute kündigten einen Holzsturz an, meine Freunde in Salzburg wollten mir ein unerwartetes Schauspiel geben. Ein fürchterlicheres sah ich nie: selbst da nicht, als auf dem Roßberg bei Schwiz das Gewitter unter meinen Füßen tobte. Mächtige Holzblöcke, mit Felsstücken und Baumästen, wälzten sich, wie Kiesel, in einer dichten Staubwolke aus der geöffneten Klause die schwindelnde Höhe herab. Mit Blitzesschnelle fuhr alles in den Abgrund: der ganze See ertönte, die Berge hallten das Echo tausendfach wieder. In demselben Nu stiegen die Holzblöcke zischend wieder empor: und

dieser neue Schall vermischte sich mit dem Krachen eines zweiten Sturzes, der dem ersten folgte. Und wir saßen ruhig in dem Kahn, die Schiffer und ich, und priesen die Leitung des Gottes, der den immer aufgeregten Wellen die Gränzen bezeichnete, daß sie unsern schwachen Nachen nicht schlagen konnten.

Kurz nachher hielten wir an dem östlichen Ufer. Ich stieg aus, die Anlagen des Kanonikus Wellner zu besehen. Den Eingang bezeichnet die schöne Inschrift: den Freunden der Natur nicht von dem Eigenthümer dieser Gegend, sondern von ihrem wahren Schätzer. An einem sehr hohen Wasserfall, den hervorragende Felsen verbergen, sind Treppen in den harten Stein gehauen, auf denen Sie den Gang des Wassers bis zu dem Ursprung verfolgen. Es ist sehr anziehend, zu sehen, wie sich das Wasser sammelt und herabstürzt. Hie und da sind gut gelungene Pflanzungen angebracht, meistens in Gruppen; auch einige Sitze und Inschriften. Die Kunst hat nur wenig gethan; sie half blos der Natur ein wenig, um den Genuß zu erhöhen und zu erleichtern, wie es der Charakter der Gegend heischt.

Auf der Spitze ist ein trefflicher Gesichtspunkt, um den See und einige der mannigfaltigen Berggruppen zu überblicken. Besonders nimmt sich hier das gegenüber liegende fürstliche Haus sehr gut aus. In einem kleinen Lusthause liegt ein Buch, worin man die Fremden bittet, ihre Nahmen zu schreiben. Ich sah eine unendliche Menge von Nahmen, unter ihnen Bekannte aus allen Gegenden. Aber indem ich so der gefälligen Inschrift des Buchs: olim meminisse iuvabit von Herzen huldigte, konnte ich auch nicht anders als die Frevler verwünschen, die dem wackern Mann für seine Liberalität durch unartige Sudeleien danken.

Nun schifften wir dem Fürstlichen Schlosse zu. Ich hielt, wie die Sitte es mit sich bringt, mein kurzes Mittagsmal auf dem Nachen. Die Hauptschüssel waren frisch gefangene Fische, Säublinge genannt, die diesem See allein eigen sind, und Bartholomäuskuchen, auch eine nationale, schmackhafte Mehlspeise.

Das Jagdschloß Bartholomä ist einfach, aber bequem eingerichtet; in dem Garten sind angenehme Spaziergänge. Man sieht hier Abbildungen großer in dem See gefangener Fische,

besonders der Art Forellen, die unter dem Nahmen Schwarzreuter bekannt ist, und den Gourmands für einen der ersten Leckerbissen gilt.

Von hier geht man nach der Eiskapelle über einen Graben, der sich gegen Südwest wohl eine Stunde lang fortzieht, und alle Spuren der Verwüstungen von Bergströmen und Schneelavinen zeigt. An der Nordseite dieses Grabens liegt ein kleiner Gletscher, nur 350 Klafter über die Meeresfläche erhaben, also noch weit in der Waldregion. Das Eis bildet eine ungeheure ausgehölte Brücke, unter der man sicher wandert. Decke und Wände des Gewölbes haben die schönsten Kristallen: ein köstliches, frisches Wasser erquickt den Wanderer: die prachtvollste Alpenflore wuchert auf und unter den Felsblöcken. Dieser freundliche Gletscher ist uns bei weitem der nächste: und dennoch ist er ein vollkommenes Bild jener großen in Tirol und der Schweiz. Auch hat er alle ihre Tücke: man darf ihm nicht anders nahen, als mit großer Vorsicht, sich bei der Hitze nicht zu erkälten.

Jenseits des Schlosses ist der zweite kleinere Theil des Sees, in welchem sich der höchste und reichste Wasserfall, der Schrammbach ge-

nannt, herabstürzt. Man nennt ihn auch den Obersee. Er hält etwa anderthalb Stunden in einem beinahe runden Umkreise. Kahle Felsen, die bis an die Salzburgische Gränze des Pliembacher Theils reichen, schließen ihn ein, und gegen Osten ein weidereiches, waldigtes Gebirg, von Murmelthieren und starken Hirschen bewohnt.

XX.

Hallein, den 25. Juli 1804.

Nach Hallein geht der Weg an der linken Seite der Salza parallel mit dem nach Berchtesgaden, aber näher an dem Fluß. Man kömmt durch Anif und Niederalm.

Hallein ist ein finsteres Städtchen am Fuß des Dürrenberges. Die Gassen sind enge, die Häuser größtentheils unansehnlich. Der Ort scheint ziemlich stark bewohnt; in der Stadt und dem nächsten Bezirk leben an 7000 Menschen. Aber die Einwohner sehen bleich und kümmerlich aus. Man glaubt, daß schlechte Nahrung und der sehr geringe Verdienst der Arbeiter die Ursache sey. Die Sterblichkeit unter den Kindern ist außerordentlich stark. Nach dem Salzburger Intelligenzblatt starben im Jahre 1797 von 137 Gebornen 118, und darunter 68 an der Fraise, als einer Folge der daselbst gewöhnlichen Nahrung

nach der Geburt. Ein gleiches Verhältniß soll beinahe immer statt haben; auch soll beinahe ein Drittheil der Kinder, durch unehelichen Beischlaf erzeugt, von den Müttern auf die traurigste Art verwahrloset werden. Man muß hoffen, die jetzt mehr aufgeregte Aufmerksamkeit der Regierung werde diesen Gebrechen abhelfen, wenigstens sie mindern. Die Eröfnung mehrerer Zweige des Nebenverdienstes für die zahlreichen Salzarbeiter — ihrer waren 1139 im Jahre 1798 — und die Sorge für Unterricht und Bildung der Jugend würden dabei vorzüglich wirksam seyn.

Sobald man außerhalb der Stadt kömmt, wird es besser. In dem Thal nach Gölling wohnen fleißige, verhältnißmäßig wohlhabende Landleute.

Das Thal ist zwei Meilen lang, oder eine kleine Post. Von Anfang ist es beinahe eine Stunde breit; unvermerkt wird es enger; zuletzt schließen die Felsen des Tenngebirgs es ganz ein. In die Salza, die es durchströmt, ergießen sich viele Bäche, von den Bergen zu beiden Seiten, die zum Theil bis an die Spitze trefliche Weide geben. Die sehr gut unterhaltene Landstraße geht nicht weit von dem Fluß. In Hallein führt eine Brücke über den Fluß; nachher bleibt er zur Rechten. Man

kömmt durch den Marktflecken Küchl. Hier blickt man zur linken in die Scheffau und Abtenau, die holzreichsten Thäler des Churfürstenthums. Aus jenem bezog sonst das Dohmkapitel sein Brennholz; aus dem letzteren ward das Salzkammergut versorgt.

Der Markt Gölling und das ganze Pfleggericht zählen 7163 Menschen. Die Einwohner leben von Viehzucht und Ackerbau; doch können sie nur in seltenen Jahren Korn verkaufen.

Im Wirthshause nahm ich gleich einen Führer nach dem Wasserfall am Schwarzbach, eine der größten Naturmerkwürdigkeiten des südlichen Deutschlands.

Wir gingen über die Salza, dann einen ziemlich langen Steg über eine oft überschwemmte Niederung. Das Thal ist von Bergen umgeben. Hie und da stehen zerstreuete Häuser; der Teppich ist von dem üppigsten Rasen. Dann geht es einen mäßigen Berg herau. Ueberhaupt geht man etwa drei viertel Stunden.

Schon von weitem rauscht der Bach. Oben ist der Berg mit Holz bewachsen. Hier sagt eine Inschrift, der Fürst von Schwarzenberg habe den Freunden der Natur diesen Weg geöfnet. Der

Weg ist sehr bequem gemacht, im Zickzack, hie und da mit Stufen. Man steigt ihn ohne alle Beschwerde.

Der Wasserfall ist erst seit einigen Jahren recht bekannt. Vorher wußten wenige davon; jetzt geht kein Fremder ihn vorbei. Der Churfürst war kurz nach dem Antritt seiner Regierung dort, auch seine Brüder.

An vier Stellen sind bequeme Brücken. An jeder genießt man des Anblicks auf eine verschiedene Weise. Die Standpunkte sind alle gut gewählt. An einer Stelle hört man blos das Rauschen in der ganzen Stärke, ohne das mindeste zu sehen. Es sind eigentlich zwei Wasserfälle, der untere und der obere. An zwei Ruhepunkten sieht man alle beide: an dem einen schießt der obere nur als eine runde Scheibe zwischen den Felsen hervor; von dem andern sieht man beide in voller Pracht. An dem dritten Ruhepunkt sieht man nur den ersten Fall. Die Breite des Strahls ist beträchtlich. Man kann so nahe treten, daß man deutlich sieht, wie das Wasser sich hervorarbeitet und zwischen den Felsen den Weg bahnt.

So schwer es mir ward, konnte ich es mir doch nicht versagen, mit Hülfe meines Führers noch

etwa hundert Schritte höher zu klimmen bis zu dem ersten Ursprung. Hier schießt das Wasser aus dem nackten Stein; woher es kömmt entdeckt kein Auge. Auch bis hieher will der Fürst den Weg noch ebnen, wie jenen; vielleicht noch in diesem Herbst. Kommen Sie also einst in diese Gegend, so werden Sie gemächlicher als Ihr keichender Freund das schöne Schauspiel bis an die Quelle verfolgen.

Als ich zurückkam, erwartete mich schon ein kleiner Wagen mit einem Roß bespannt. In einer starken halben Stunde war ich bei dem Paß Lueg. Dieser Paß liegt auf der stark befahrnen Chaussee-Straße nach Triest.

Der Weg geht eine halbe Stunde in der Ebne bis an den Cammerbach. Dieser Bach ist reissend. Er entspringt auf dem Gweihlberg in Osten und läuft mehrere Meilen, bis er eben hier in die Salza fällt. Gegen über ist an der Salza eine Schanze. Man sieht sie so wenig, als den Fluß.

Jetzt scheint sich das Thal zu verschließen. Der Weg geht gerade bergan, durch Tannen- und Lerchenwald, über zersprengte Felsen. Der Gipfel wird Bruenegg genannt. Die Aussicht ist aber nicht groß; man sieht nur auf die umliegen-

den Berge, die das Thal verhüllen. Unter der Kapelle schießt ein schäumender Bach schnell hervor, und stürzt tobend in den Abgrund der Salza zu.

Hier hielt mein Führer. An seiner Hand mehr noch, als auf meinen Knotenstock, gestützt, erstieg ich abwärts gegen die Salza den Rand der schrecklichen Schlucht, welche man die Oefen nennt.

Die beiden Arme des Tenngebirgs, das flaches Land und Gebirg in dem Erzstift scheidet, scheinen hier zusammen gewachsen. Sie hören den Fluß rauschen, aber selbst den engen Raum, worin er sich wälzt, haben die herabgestürzten Felsmassen bedeckt. Sie bilden eine ungeheure, unordentlich gewölbte Brücke, durch deren Spalten allein das Wasser durchblickt. Keine Möglichkeit — sagen Sie — bis an das Ufer zu dringen; und dennoch lassen sich um einiger Thaler willen Holzknechte an Stricken herab, um mit äußerster Anstrengung, oft mit augenscheinlicher Lebensgefahr, Holzblöcke wegzuräumen, welche die Holzflößung auf dem Flusse nach dem Salzwerke zu hemmen drohen. Und Sie zürnen mit mir, mein Freund, wenn ich vielleicht einige künftige Jahre meines Lebens abschneide, durch übermäßige Anstren=

gung bei einer Arbeit, die ich im frommen Traum den Zeitgenossen nützlich halte?

Ich setzte mich wieder in mein schweizerisches Wägelein, und schnell ging es den Berg hinab. Die Salza hörte ich beständig rauschen; ich sah sie nicht. Erst unten sieht man sie rechts herkommen. Es ist ein reißender Waldstrom, der sich unordentlich und gewaltsam auf Gestein umherwälzt. Zu beiden Seiten sind hohe, unübersteigliche Felsen, meist senkrecht. An der rechten Seite spült der Fluß dicht an die Felswand; an der linken ist neben dem Fluß durch große Arbeit der Weg gemacht.

Hier ist der Paß Lueg; ein Thorweg, über den ein Haus mit einem kleinen Thurm gebauet ist am Felsen. Der Weg ist so breit, daß man vor dem Thorweg wenden kann, aber hinterwärts eine lange Strecke weit nicht. Doch müssen Frachtwagen abgeladen werden, die zu breit bepackt sind. Der Weg ist Chaussee; treflich gemacht. Allein zuweilen tritt die Salza über und hemmt die Fahrt zwischen Gölling und Werfen, so daß man Boten hin- und zurücksenden muß, um der Durchfahrt sicher zu seyn. An dem Wege, etwas jenseits des Passes zeigt eine Tafel an dem Felsen, wie hoch

das Wasser ging, mit Bemerkung des Tages; weiterhin fand sie noch eine dergleichen. Man hat seitdem den Weg zu sichern gesucht, so viel möglich; allein ganz lassen sich die Ueberschwemmungen doch nicht hindern.

So geht der Weg immer fort, eben so schmahl zwischen Klippen, bis Werfen. Etwas weiter als auf der Hälfte ist eine Brücke über die Salza, die Ascherbrücke genannt. Nachher bleibt der Fluß links. Der Weg macht mit dem Fluß viele Krümmungen. Werfen ist eine Festung und Poststation an der rechten Seite der Salza, zwei Meilen von Gölling. Hier erweitert sich das Thal beträchtlich, und nun geht die Straße nach Triest gemächlicher fort durch Hittau und Radstadt. Die Berge ziehen sich links fast in gerader Linie gegen Osten, von dem hohen Schleipfkogel bei Werfen ab. Erst einige Meilen weiter hin werfen sie sich wieder zerstreut in die Ebne gegen Südwesten hin *).

*) Die ganze Gegend ist ziemlich richtig und genau auf der Charte von Salzburg projectirt, die 1803 von Diewald entworfen ist. Nürnberg, bei Homanns Erben.

Der Paß Lueg ist sehr dauerhaft in dem Felsen gebauet. Es sind so viele verschiedene Kammern und Gewölbe, daß gegen 200 Mann gut hausen können. Auch an Wasser fehlt es ihnen nicht. Die Lage setzt sie in den Stand eine ganze Armee aufzuhalten. Die Schießscharten sind theils in den Mauern, theils auf der Platteforme. Während des letzten Krieges waren hier bedeutende Magazine; die Säcke werden alle hinauf gewunden. Aber die Franzosen versuchten nicht den Paß zu überwältigen. Er läßt sich durch die Abtenau umgehen. Doch kann man auch hier den Uebergang über die Alpen sehr erschweren, vielleicht ganz unmöglich machen durch hinlängliche Anstalten, wenn man nur das Terrain genug kennt.

Die Aussicht von dem Thurm ist öde, aber erhaben. Man blickt allenthalben wie in den Busen der Berge. Die Straße windet sich, wie ein Fußsteig durch die Felsen. Hie und da eröfnen Ausschnitte Ansichten der fernen Berge, aber nur unbestimmte.

Ein alter Feldwebel wohnt hier jetzt allein, und zeigt freundlich alle Behälter. In dem kleinen Hause wohnt seine Köchin. Er sagte, er fände

sich nicht einsam; die starke Passage gewähre ihm immer Unterhaltung.

Als ich von dieser Abschweifung nach Hallein zurückkam, setzte ich mich in einen Bergschlitten. Ein starkes Roß zog mich den Dürrenberg heran. Oft geht es sehr steil hinauf; aber nie gefährlich. Doch hätte ich den Weg nicht zu Fuß machen können. Ich bedurfte drei viertel Stunden mit meiner Bergfuhr.

Schon auf der Mitte des Berges sind Alpen. Die Salzburgischen Bergrücken gleichen darin sehr den Schweizerischen. Oben sind viele Wohnungen von Bergleuten. Diese Menschen, die auf den Bergen leben, sind alle gesund und werden alt. Sie haben ein weit frischeres Ansehen, als die auf dem sächsischen Erzgebirg.

Auf dem Berge ist eine nicht große, aber schöne Kirche von Marmor aus der umliegenden Gegend, aber nicht polirt. Die Andacht hat hier einen berühmten Wallfahrts-Ort.

Auch ich machte meine Andacht — auf dem Kirchthurm. Er ist 200 Stufen hoch, aber nicht schwer zu besteigen. Sie können Sich keine schönere Aussicht denken. Und was erhebt wohl das

Herz mehr zu Gott, als der umfassende Anblick seiner schönen, erhabenen Schöpfung?

Vor Ihren Augen entfaltet sich zunächst eine Ebne von drei bis vier Meilen der kultivirtesten Felder, Wiesen und Gärten, besäet mit Obstbäumen, und Häusern, und Schlössern, und Kirchen, und freundlichen waldigten Hügeln. Zahllose Fußstiege und gut unterhaltene Landstraßen, mit Bäumen bepflanzt, der rasche Salzastrom, in den so viele Bäche von dem Gebirg herab eilend sich stürzen, versinnlichen Ihnen den Gedanken an die Lebhaftigkeit des Verkehrs, das alle unter einander verbindet. Allmählig steigende Hügel und Berge, aber immer, selbst bis an ihren Gipfel bearbeitet, begränzen den Horizont gegen Nordost; und gegen Nordwest ragen die schneebedeckten Häupter der hohen Gebirge über die finstere Waldregion hervor, gleich als sollten sie desto inniger sich durchdrungen fühlen von Dank gegen die allgütige Vorsehung, die des Schreckens Scenen nur an dem äußersten Rande Ihres Gesichtskreises erscheinen ließ. Der Dürrenberg selbst, wiewohl Vorgebirg ungeheurer Kalkmassen, zeigt sich auch der ausdauernden Arbeit der Sterblichen unterworfen; viele einzeln liegende Häuser der Bergknappen,

umgeben mit Gärten und kleinen Weiden, stellen ihn fast als ein großes aneinander hängendes Dorf dar.

Fast mit Gewalt mußte ich mich diesem entzückenden Anblick entreißen; aber ich eilte zu anderen, ganz verschiedenen, und dennoch nicht minder anziehenden.

In dem Wirthshause am Eingang des Salzwerks kleidete ich mich. Man gab mir Bergrock, Beinkleider, Leder, Huth, alles weis und sehr reinlich.

Um mir in voraus die möglichste Belehrung zu verschaffen, ließ ich mir oben im Hause das sehr gut gearbeitete Model von Holz zeigen. Es giebt einen vollkommen anschaulichen Begriff von dem ganzen Plan des Werks. Sie sehen den Berg zuerst nach der Oberfläche in seiner natürlichen Gestalt. Dann nehmen Sie die Hülle ab, und das Innere liegt aufgeschlossen dar: alle Adern, alle Salzplätze, alle Stollen, alle Lichtzüge.

Nun stieg ich die Tiefe hinab, nach und nach 220 Klafter in perpendikulärer Richtung, nach

Absätzen von 40 und wieder 40, 80, 40 und 20 Klaftern.

Man setzt sich auf eine Leiter, hält sich mit der einen Hand an dem Geländer, und rutscht so von hinten herab mit erstaunender Schnelligkeit, ohne die mindeste Gefahr. Der Bergverweser ist voran; an ihn hält man sich.

Jedesmal wenn eine Schacht zu Ende ist, kömmt man an einen Stollen, der zu Tage ausgeht. Dieser Stollen sind eine sehr große Zahl: 17 Hauptstollen und viele Nebenstollen. Den vielen Stollen verdankt man die gute Luft in dem Berge; auch tragen die Quellen süßen Wassers dazu bei, die Luft zu erfrischen und zu reinigen.

Größtentheils sind die Stollen in Stein gearbeitet; nur hie und da in Holz, wo das Gestein Haltung braucht. Einige Stollen sind jetzt ganz verschüttet; sie verfallen, wenn man aufhört sie zu bauen. Daher treibt man jetzt, bergmännisch zu reden, Straßenbau, wo sonst Stollen waren.

Die Stollen führen zu den Senkwerken, den Sälen oder Sammelplätzen des Salzes. Hier arbeiten täglich 200 Menschen.

Das sind die eigentlichen Werkstätten, wo das Salz gewonnen wird. Es sind Kammern von verschiedener Größe in den Fels gehauen, in welche man mittelst langer Röhren nach und nach süßes Wasser läßt. Das Wasser leckt die Salztheile an der Decke und an den Wänden ab, und die leimigsten fallen auf den Boden. So steigt das Wasser in eben dem Verhältniß, wie sich die Decke vermindert. Durch angebrachte Visire — untersucht man, wie weit das Wasser gestiegen ist, und durch Waagen prüft man den Salzgehalt. Wenn es hinlänglich gesättiget ist, so wird es abgelassen. In den Salzkammern befinden sich nämlich hölzerne Kasten mit perpendikulären Röhren, in welchen von unten nach oben zu Löcher gebohret sind. In diese Oefnungen dringt das gesättigte Salzwasser ein; die erdigten Theile aber bleiben wegen der Richtung derselben zurück. Die Sulze kömmt also schon geläutert in die perpendikulären Röhren, und fließt so aus diesen in die horizontalen, die sie in große Behälter, und aus diesen nach dem Sudhause leiten.

Die Zeit, die das Wasser bis zu seiner Sättigung braucht, ist sehr ungleich, nach der verschiedenen Reichhaltigkeit der Decke, oder des Himmels:

16, 18, 20, 28, 30 Tage, im Durchschnitt drei Wochen. Man will durch Erfahrungen gefunden haben, daß sich die Sulze oder Salzsohle am leichtesten oder vortheilhaftesten versieden ließe, wenn sie $25\frac{3}{4}$ Grade Schwere an der Salzwaage zeigt. Man erhält dann aus einem Zentner Salzsohle $24\frac{1}{2}$ bis 25 Pfund reines Kochsalz beim Sieden.

Jetzt sind 33 solcher Senkwerke im Gebrauch; 17 sind bereits eingegangen. Sie sind von sehr verschiedener Größe. Man bestimmt ihre Weite nach der Zahl der Bergpfannen, die sie enthalten. Manche halten 26 bis 28, eine 50, andere zwischen 1 und 16 Bergpfannen. Eine solche Bergpfanne ist ein Ideal-Maas, und bezeichnet so viel Salzauflösung, als während einer Woche auf einer Salzpfanne zu Salz versotten werden kann; das ist ungefähr 13000 Bairische Eimer, woraus in Hallein bei glücklicher Siedung 4000 Zentner Salz erhalten werden. Im Ganzen halten sie 282 Bergpfannen-Sulze. Die kleinsten Senkwerke wässert man 2 bis 3mal des Jahrs an; die größten nur alle 3 bis 4 Jahre. Die Senkwerke von mittlerer Größe sind also die vortheilhaftesten.

Der Bodensatz, der nach abgelassenem Wasser zurückbleibt, wird zum Theil zu Leim geschlagen,

womit man die Kammern verstopft, ehe sie angelassen werden. Etwas ganz überflüssige Erde, die der Salztheile beraubt ist, wird durch das Wasser hinaus geschaft. Das übrige bleibt im Berge, und setzt sich allmählig wieder an. Auf die Weise wird das ersetzt, was an der Höhe abgeht, und man kann immer fortbauen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das Salz wieder anwachse; sonst müßte der Berg sicher erschöpft seyn, nachdem seit tausend Jahren, da diese Werke schon bearbeitet werden, eine solche ungeheure Menge Salz daraus gewonnen ist. Ueberdies hat man an eingefallenen Stollen schon wieder Salz gefunden, so daß dort jetzt Senkwerke angelegt werden.

Der Bergverweser ließ ein abgelassenes Senkwerk erleuchten. Es traf sich gerade, daß der Saal einer der regelmäßigsten war; von mittlerer Größe, etwa 2100 Klafter oder 277000 Ellen. Es war ein prächtiger Anblick, diesen ungeheuren Raum in voller Erleuchtung zu sehen, mit den an Decke und Wänden so herrlich spielenden mannichfaltigen Kristallen.

Als wir ganz unten waren, fuhren wir auf dem berühmten, großen Marmor-Stollen zu Tage. Wir setzten uns auf dem etwas abhangenden Stol-

len auf die Wurst oder sogenannte Bergpost, einer hinter den andern. Ein Knappe zieht, der andere schiebt hinten nach. Wenn sich zwei Würste begegnen, wovon die eine einfährt, die andere heraus, so sind in gehöriger Entfernung Plätze zum Ausweichen. So ging es mit unglaublicher Geschwindigkeit fort. In weniger als zehn Minuten legten wir eine volle Viertelmeile zurück. Das Tageslicht sieht man schon von weitem als eine kleine Feuerscheibe. Es ist ein einziger Anblick, eine ganz eigene Empfindung, wie es sich nach und nach entwickelt, bis man sich wieder in der atmosphärischen Luft findet.

Ich kam an einer ganz andern Seite des Berges heraus, und hatte noch eine Viertelstunde nach dem Sudwerk zu gehen.

Hier wird die Sulze, die aus dem Reservoir kömmt, in fünf großen Pfannen gesotten. Bei dem Sieden hat man den Luftzug sorgfältig benutzt. Dann wird das Salz in ovale Kuben geworfen, und wenn es abgekühlt ist, umgestürzt. So steht es in Kegeln durch seine eigene Schwere.

Diese Kegel werden nachher auf Darren gebracht. Hier trocknet es bei einer gelinden Wärme.

Diese Darren sind in Privathäusern zerstreuet; es giebt ihrer gegen 90.

So bleiben die Steine stehen bis zur Versendung.

Man rechnet, daß in Hallein jährlich 1500 Pfund Salz producirt werden, zu 240 Fuder, und das Fuder zu 120 bis 130 Pfund naß, und 108 bis 110 Pfund trocken. Davon bezieht Baiern allein 1100 Pfund oder 264000 Zentner; das übrige wird im Lande abgesetzt. Wenn man nun den Salzpreis nach dem Tarif vom 7. Jan. 1802 zu 1 fl. 30 Kr. den Zentner annimmt, so beträgt der Werth der erzeugten 396000 Zentner jährlich 594000 fl. Die Erzeugungskosten mögen etwa 132000 fl. betragen; unter diesen ist der Verbrauch von etwa 30000 Klafter Holz einer der wichtigsten Artikel. Es bleibt also noch ein reiner Gewinn von 462000 fl. Dabei findet noch eine große Menge von Menschen ihren Unterhalt, sowohl in Berchtesgaden als in Salzburg. In Salzburg insonderheit soll die Saline zu Dürrenberg 5291 Personen ernähren.

Das Holz wird in beträchtlicher Menge auf eine sehr einfache und zweckmäßige Art aufgesetzt. Die untersten Blöcke stehen in schräger Richtung;

auf diesen legt man die anderen. So liegt das ganze hohl: es kann austrocknen, und wird nicht naß.

Unter den verschiedenen Maschienen zum Gebrauch der Saline sind mehrere sehr sehenswerth. Besonders hat sich ein einheimischer Schmidt, Joseph Carl, dadurch verdient gemacht. Man verdankt sehr vieles seiner Erfindsamkeit.

In dem einen Maschienen-Hause treibt ein großes Rad vier verschiedene Maschienen. Eine Säge schneidet die Eisenbleche zu Platten, ohne Unterschied die dicksten, wie die dünnsten. Eine andere macht den Rand, wodurch sie zusammengesetzt werden. Die dritte bohrt die Löcher, wodurch die Nägel gehen, zur Zusammensetzung der Pfannen. Die vierte verbessert, als Justirmaschiene, die Fehler bey den andern. Diese ist so eingerichtet, daß sie anschlägt und stille steht, sobald bei den andern irgend ein Fehler vorgeht.

Die Sägemaschiene schneidet freilich nur zwei Planken auf einmal. Aber sie ist doch vielleicht wirksamer, als die anscheinend künstlichere in Reichenhall, weil diese oft wegen Reparationen ruhen muß.

Eine andere Maschiene schneidet die runden Boden zu den Fässern, jedesmal zwei Hälften, weil

das Holz nicht groß genug ist, sie aus einem Stück zu machen. Auf ähnliche Weise werden die Seitenstücke geschnitten. Diese einzelnen Stücke setzt nachher ein Faßbinder mit unglaublicher Geschwindigkeit zusammen. Er macht des Tages über 50 Stück zum Versenden fertig.

In dem Cabinet des Herrn Pflegers Helmreich, eines eben so unterrichteten, als gefälligen Mannes, sah ich neben einigen ausländischen, insonderheit für die Wissenschaft merkwürdigen Mineralien, eine vollständige Sammlung von Salzburgischen. Es war mir äußerst interessant, mich nun, nachdem ich so vieles gesehen, mit diesem Kenner, über die geologischen und mineralogischen Merkwürdigkeiten dieses Landes zu unterhalten. Auch er bestätigte meine Vermuthung, daß das Kupfer nicht bauwürdig wäre, ob es gleich an Güte dem Ungarischen nichts nachgiebt; bey der geringen Menge, worin es gefunden wird, verkauft man es vortheilhafter roh.

Zugleich sah ich bei ihm ein Kabinet von inländischen Holzarten, in Form von Büchern, alle vortrefflich polirt. Man bewundert beides, die erstaunende Mannigfaltigkeit, und die Schönheit vieler feineren Arten.

Noch muß ich Ihnen von der Baumwollen-Manufactur reden, die den Salzarbeitern und den angränzenden Bergbewohnern in den Pfleg-

gerichten Götling, Werfen, Glanegg, Abtenau und Talgei national ist. Diese Leute stricken aus der Baumwolle, womit sie der Kaufmann versieht, Strümpfe, Beinkleider, Mützen, Kamisöler, Handschuhe, waschen und appretiren sie. Freilich erhält der Kaufmann, der die Waaren verführt, den besten Vortheil; aber der Nebenverdienst ist doch auch für die Arbeiter nicht unbedeutend. Dieser Handel ward schon 1626 von der Knapschaft des Salzberges eröffnet, im J. 1668 unter die Bürger von Hallein und in den umliegenden Gegenden verbreitet, und gewann nachher einen sehr ausgedehnten Umfang. In den neueren Zeiten hat man ihn freilich durch Mauthen und andere Beschränkungen nach und nach wieder vermindert. Indeß gehören diese Waaren, wo man ihrer habhaft werden kann, noch immer zu den beliebtesten in Deutschland, und dazu trägt die mit Salzwasser verbesserte Beitzwäsche zu Hallein, der sie ihre Weiße verdanken, vieles bei. Um so mehr wäre es zu wünschen, daß die Regierung diesen schon bestehenden Zweig einer populären Industrie pflegen und erweitern wollte. Sie kann kaum ein angemesseneres Mittel finden, die so sehr eingerissene, in jeder Rücksicht verderbliche Bettelei zu hemmen, und Wohlstand und Sittlichkeit des gemeinen Mannes zu erhöhen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eggers, Christian Ulrich Detlev <<von>>,

Reise durch Franken, Baiern ...

Bd.: 1

Leipzig 1810

Res/It.sing. 322-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10921297-8